

# Allgemeine Norddeutsche Zeitung

N<sup>o</sup> 27.

Die äußerst billige Preis dieser wöchentlichen Zeitschrift, für den Jahrgang zu 104 Quartbogen, mit 64 Kupfern oder circa 600 Abbildungen der neuesten Pariser, Londoner und Wiener Moden, schnell nach deren Erscheinen, ist 6 Thlr.; mit 116 Kupfern und



1841.

Stahlschnitten, die Moden u. als Doppelkupfer: Portraits berühmter Menschen, Abbildungen von neuen Meubles, Fenster-Gardinen, Gartenverzierungen, Equipagen etc. enthaltend, 8 Thlr. Alle Buchhandlungen, Zeitungs-Expeditionen und Postämter nehmen Bestellungen an.

Redakteur: **Dr. A. Diezmann.**

Verlag von **Baumgärtner's Buchhandlung** in Leipzig.

Motto: Von dem Neuen das Neueste; von dem Guten das Beste.

## Blaubart in China,

oder

die siebente Frau.

Eine chinesische Novelle.

Schöner als der Reis, anmuthiger als der Bambus war So Eli, die Tochter Pu Pus. Ihr Fuß war nicht größer als ihr Finger, so daß sie im Gehen allerliebste wankte und sich auf einen Stock oder auf eine Dienerin stützen mußte; ihre Gestalt war so leicht, ihr Antlitz so lieblich, ihr Aussehen so hilflos, daß sie die Blicke Aller auf sich zog, sobald sie erschien, wie ein Strohalm, den ein Gaukler von Shanghi auf seiner Nasenspitze balancirt. Ihre Augenbrauen waren gebogen gleich der Feder des Haushahnes, ihre Augen kleiner als ein Mandelkern und nicht entstellt durch Wimpern; ihr Haar glich dem Gewebe der schwarzen Spinne von Schen-si; ihre Nase war klein und schön platt gedrückt; ihre Lippen glichen zwei großen rosenfarbenen Raupen, welche ein Koch von Petscheli für den Tisch des Sohnes des Himmels bereitet hat. Der Ruf von ihrer Schönheit und Liebenswürdigkeit hatte sich aber auch durch die ganze Provinz Kiang Si verbreitet, und manches männliche Herz sehnte sich nach ihr.

Ihr Vater erhielt viele Bewerbungen um die Hand der lieblichen So Eli und er hätte sie mit so vielen Civil- oder Militairmandarinen verheirathen können, als ihm beliebt, aber der alte Pu Pu war ein Weiser;

er hatte tiefsinnige Untersuchungen angestellt über die Ursachen des menschlichen Glücks und Unglücks, und war zu der Ueberzeugung gekommen, daß die Ehe zu dem Einen wie zu dem Andern führen könnte, je nachdem sie nach wissenschaftlichen Grundsätzen behandelt würde oder nicht. Von diesen wissenschaftlichen Grundsätzen nun, nach denen die Ehe behandelt werden sollte, hatte er sich eine eigenthümliche Theorie gebildet; auch bedauerte er sehr, diese Theorie erst gefunden zu haben, nachdem er selbst längere Zeit schon verheirathet gewesen. Da indeß seine Frau nun todt war, so kam nicht viel mehr darauf an. Dagegen hatte er sich fest vorgenommen, seiner Tochter den rechten Gewinn von seiner Theorie zu verschaffen. Seinen Landsleuten kam freilich seine Laune so außerordentlich und ungewöhnlich vor, daß sie ihm höchst wahrscheinlich ein ernstes Mißfallen der Regierung zugezogen haben würde, hätte man nicht mitleidig an seinem Verstande gezweifelt. Uns kommt seine Grille nicht so unnatürlich vor; aber er war der erste unter einigen sechzig tausend Millionen Menschen des himmlischen Reiches (wobei wir nur zweihundert Generationen, jede zu dreihundert Millionen rechnen), der jemals daran zweifelte, daß eine Ehe zwischen Personen glücklich sein könnte, die einander vorher nicht gesehen. Er war dabei kühn genug, seine Meinung auszusprechen und zu verteidigen; ja, er meinte, es müßte eine gewisse Aehnlichkeit der Charactere entdeckt worden sein, bevor man dazu schreiten könne, zwei Personen unauslösllich an einander zu fes-



sein. Er nahm sich deshalb vor, daß seine Tochter nicht bloß ihren künftigen Eheherrn sehen solle, bevor sie die Gattin desselben werde; seine Liebe zu ihr war so groß und seine Neuerungsfucht ging so weit, daß er beschloß, sie keinem Manne zu geben, gegen welchen sie eine Abneigung zu erkennen gebe, daß er ihr vielmehr eine gewisse Freiheit in der Wahl unter den zahlreichen Bewerbern gestattete, die ihre Hand zu erhalten sich bestrebten.

Zwei große Mandarinen, Hang und Swing, sowie ein gewisser reicher Kaufmann, Tin, hatten dem Vater kostbare Geschenke gesandt; der beredte Tang, ein Gelehrter, hatte zehn Bände moralischer Sentenzen zum Preise der Schönheit So Sli's geschrieben; aber ob er gleich diese Bücher las und die Geschenke annahm, so verwarf Pu Pu doch diese Bewerber, die zu fern wohnten, als daß sie in Person sich bewerben konnten. Nicht besser erging es vielen Andern, Fabrikanten und Besitzern von Reisfeldern, Seidenzüchtern, Schiffseigenthümern, Civil- und Militairbeamten, die in der Nähe wohnten und Gelegenheit hatten, die liebliche So Sli zu sehen und von derselben gesehen zu werden. Sie hatte sich zwar keinesweges gegen Hang oder Swing, Tin oder Tang ausgesprochen, aber dieselben auch nie gesehen und da ihr Vater der Meinung war, sie könnte später Reue empfinden, wenn sie unter solchen Umständen eine Verbindung eingehe, so hatte er seine Einwilligung nicht gegeben. Diejenigen, welche sie sah, fanden keine Gnade vor ihren Augen. Der Eine war ihr zu groß, der Andere zu klein, ein Dritter zu dick, ein Vierter zu hager; der zu lustig, jener zu ernst, Ting Ting's Stimme zu flüsternd leis, Ding Dong's dagegen zu laut; Einer liebte die süßen Kartoffeln zu sehr, die ihr zuwider waren, ein anderer liebte Hundebraten nicht und dies war gerade ihr Lieblingsgericht. Kurz So Sli war nicht leicht zufrieden zu stellen. Hier müssen wir bemerken, daß die vielfachen Geschenke, welche Pu Pu eine lange Zeit hindurch von allen Seiten her erhielt, sein System den Vätern, welche ebenfalls heirathsfähige Töchter hatten, sehr annehmlich erscheinen ließen; endlich aber wurden es die Bewerber überdrüssig, immer vergebens Geschenke zu senden, und sie hielten dieselben zurück, bis sie das junge Mädchen selbst gesehen haben würden.

In der Stadt, in welcher Pu Pu mit seiner lieblichen Tochter So Sli wohnte, lebte auch ein junger Mann, der sich rühmte, mit der kaiserlichen Familie verwandt zu sein, und wirklich von einem Kaiser ab-

stammte, der vor etwa hundert und funfzig Jahren auf dem Throne gesessen hatte. Der Kaiser von China hegt eine sehr rühmliche Liebe für alle seine armen Verwandten, indem er ein Verzeichniß hält, in welchem etwa zehntausend derselben eingetragen stehen, die je nach dem verschiedenen Verwandtschaftsgrade einen gewissen Jahrgelt beziehen und die auch ein Zeichen tragen dürfen, an dem man sie erkennt. Dieses Zeichen, entweder ein Mantel, ein Shawl, ein Gürtel oder eine Mütze, ist von der kaiserlichen Farbe, d. h. gelb, und bei Ho Fi, dem jungen Manne, von welchem wir sprechen, war es ein seidener Gürtel, weshalb er in der ganzen Nachbarschaft als Ho Fi mit dem gelben Gürtel bekannt war. Er erhielt ferner von dem Kaiser drei Dollars monatlich nebst zwei Säcken Reis.

Da also der junge Mann ein, wann auch entfernter, Better des Sohnes des Himmels war, so meinte er, es sei unter seiner Würde, durch irgend eine Beschäftigung oder ein Gewerbe sich seinen Lebensunterhalt zu verdienen, und da er Wünsche und Ehrgeiz besaß, denen seine Einnahmen nicht entsprachen, so war er genöthigt, durch allerhand List sich Unterhalt zu verschaffen.

Ho Fi hörte von allen Zungen in der Nähe die Schönheit So Sli's preisen, aber es blieb ihm auch nicht unbekannt, daß die Schöne sehr eigensinnig und launenhaft sei. Jeden Tag wurde ein neues Beispiel erzählt, wie sie irgend einen Bewerber abgewiesen habe, und da keiner ihr gefallen zu können schien, so wagten endlich diejenigen, welche wohl einen solchen Preis hätten davon tragen können, gar nicht, als Bewerber aufzutreten. Ho Fi aber, der eigentlich weniger als viele Andere Ansprüche machen konnte, ließ sich nicht abschrecken, sondern nahm sich vor, sein Glück ebenfalls zu versuchen und um die Hand der schönen So Sli zu werben.

Obgleich noch ein junger Mann, war Ho Fi dennoch bereits sechsmal verheirathet gewesen und hatte jedesmal das Unglück gehabt, seine Frau wenige Wochen nach der Verheirathung zu verlieren. Da nun die Sieben für eine besonders glückliche Zahl gilt, so darf man sich nicht wundern, daß er wünschte, noch einen siebenten Eheversuch zu machen. Seine sechs theuern Frauen lagen alle in einem Grabe beisammen und es fehlte nur noch eine, um dasselbe voll zu machen.

Ho Fi erfreute sich mancher Vorzüge, die er bereits unter vielen Umständen geltend zu machen gewußt



hatte. Er besaß alle Eigenschaften, die in den Augen seiner Landsmänninnen einen schönen Mann ausmachen. Seine Fingernägel hielt er durch kunstreich angebrachte Vorrichtungen anderthalben Zoll lang; er hatte durchaus keine Barthaare im Gesicht; sein Haupt war stets sehr glatt und rein rasirt bis auf den gewöhnlichen Haarbüschel auf dem Wirbel, der ganz besonders schwer und stark, mit Seide zierlich zusammengebunden war und auf seinem Rücken bis fast auf die Kniekehlen hinabhing. Außerdem hielt er sehr viel auf seine Kleidung und da man wohl wußte, daß seine Geldmittel sehr beschränkt waren, so wunderten sich seine Nachbarn gar sehr, wie er es möglich mache, immer so gut gekleidet einher zu gehen. Wenn es für sie ein Geheimniß war, so kann ich, ein Fremder und Barbar, dasselbe noch weit weniger erklären. Ich überlasse es den Besern, das Räthsel zu lösen. Die Persönlichkeit und die Kleidung sind nun, wie Niemand bestreiten wird, gleichsam zwei mächtige Talismane bei einem solchen Abenteuer, auf das der junge Mann eben ausgehen wollte; aber er besaß auch noch andere und zwar noch weit wichtigere Vorzüge, nämlich ein unbeschränktes Selbstvertrauen und jene entschlossene Ausdauer, die keine Abweisung achtet, immer und immer wieder zum Angriffe zurückkehrt oder, mit andern Worten, ein Nein für keine Antwort hält. Dazu kam ferner die Geschicklichkeit, in die Launen und Neigungen der Leute einzugehen, und die Gabe, schnell die schwache Seite derselben zu entdecken.

„Es ist ein Versuch,“ sagte Ho Fi; „schlägt er fehl, so werde ich mich nicht an meinem Zopfe aufhängen wie Ni Ni oder mich mit meinem Fingernagel durchbohren wie Bu Bi.“ (Ni Ni und Bu Bi waren zwei berühmte chinesische Werther.)

Als so sein Entschluß gefaßt war, begann er denselben systematisch zur Ausführung zu bringen, und er fing zuerst damit an, daß er Bekanntschaft mit dem Philosophen Pu Pu suchte. Als eben dieser verehrungswürdige Mann auf dem Fleischmarke um eine Stinkthierkeule handelte, nahm Ho Fi mit seiner gewöhnlichen Gewandtheit an dem Gespräche Antheil und er erlangte durch einige Sticheleien gegen den Metzger für den Philosophen bald einen so wohlfeilen Preis, wie Pu Pu wahrscheinlich allein schwerlich erhalten haben würde. Nachdem er sich über den vortrefflichen Geschmack einer solchen Keule ausführlich und mit beredten Worten ausgelassen hatte, leitete er das Gespräch allmählig von Stinkthieren auf die Wiesel, von den

Wiesel auf die Ratten, von den Ratten auf die Hunde, von den Hunden auf seine schönen Landsmänninnen und so auf die berühmte Schöne So Eli, die Tochter des weisen Pu Pu. Ueber diesen Philosophen äußerte er sich mit hoher Bewunderung und er bedauerte laut, daß er nicht das Glück habe, sich der Bekanntschaft desselben zu erfreuen, ja ihn nicht einmal von Ansehen kenne. Pu Pu war ein Freund der Weisheit, aber welcher Philosoph hat jemals der Schmeichelei zu widerstehen vermocht? Ho Fi hatte sich bereits einen hohen Platz in der Achtung Pu Pus erworben.

Man wird wohl glauben, daß Pu Pu sich nicht eben sehr bemühte, das Gespräch von dem Gegenstande abzuleiten, den es zufällig betraf; er suchte vielmehr die Ansicht seines neuen Freundes über seine Lieblings-theorie in Bezug auf die Ehe zu erforschen. Dieser schenkte Ho Fi natürlich seinen vollen Beifall.

„Würdest Du mich fragen,“ sagte er, „wer der größte unter den alten und neuen Weisen ist, so müßte ich Pu Pu nennen. Wenn Du mich fragtest, wer eine Theorie erfunden hat, die für die Menschheit von den allerwohlthätigsten Folgen sein könnte, so würde ich wieder antworten: Pu Pu. Ich zweifle nicht, daß einst eine Zeit kommt, in welcher man die Weisheit Pu Pu's allgemein anerkennen und seine Meinung jeden Streit entscheiden wird.“

Ho Fi mußte zu Tische bei Pu Pu bleiben und mit von der erhandelten Stinkthierkeule essen.

Das Gericht war klein, aber eine Delikatesse. Als nun Ho Fi auf diese Weise sich so leicht die Freundschaft und das Wohlwollen des Waters erworben hatte, suchte er nach einer Gelegenheit, auch den Weg nach dem Herzen der Tochter zu finden. Er sprach diesen seinen Wunsch unumwunden gegen Pu Pu aus und es wurde ein Tag bestimmt, an welchem er derselben förmlich vorgestellt werden sollte, eine Ceremonie, die nicht übereilt werden durfte. In der Zwischenzeit sammelte er Nachrichten von den Launen und Vorurtheilen der lebenswürdigen So Eli.

Er kam, er sah und siegte, oder wir sollten vielmehr sagen, er kam, sie sah und er siegte. Sein Anzug war höchst elegant und er hatte dazu Farben gewählt, die, wie er durch das Gerücht vernommen, ihr am angenehmsten waren; sein schön gesticktes Gewand war von carmoisinrother Seide; sein Shawl hätte sogar das Herz einer Europäerin gewinnen können; seine Mühe hatte er von einem der berühmtesten Modisten in Peking gekauft. Sein langes schwarzes Haar war



höchst sorgfältig geflochten und hing weit auf seinem Rücken hinunter; er trug ferner ein Halsband von Perlen, um das ihn andere Stuger gewaltig beneideten; sein Niesfläschchen war mit der herrlichsten Essenz gefüllt, und in der Hand hielt er einen werthvollen Fächer, den er mit ganz besonderer Grazie zu handhaben wußte.

Diese Aufmerksamkeit auf das Aeußere machte sogleich einen günstigen Eindruck auf So Sli, die auf ihren Anzug ebenfalls viel Sorgfalt verwendete. Sie trug gewöhnlich ein langes Gewand von blauem oder grünem Tuche über einem rosenfarbenen Wams und ihre weiten Beinkleider waren stets nach dem neuesten Schnitte. Sie wendete viel Geld auf die zierlichsten Pfeifen und bildete sich auf ihre Kenntniß des Tabaks nicht wenig ein.

Die Festung stand auf dem Punkte, sich nach dieser furchtbaren Demonstration dem Feinde zu ergeben; als er aber gleichzeitig die leichte Artillerie seiner Schmeichelei und das schwere Geschütz der Geschenke (eine goldene Schnupstabsdose und einen Pudel) gegen dieselbe spielen zu lassen anfing, öffneten sich sofort die Thore und er zog im Triumph ein in die Citadelle, seiner Geliebten Herz. Die besiegte So Sli behielt die Dose, als den Pudel und nahm das Herz wie die Hand Ho Fi's an.

Sie wurden vermählt und ein halber Monat verging schnell wie zwei Tage. Der eine Theil sann immer, wie er dem andern Freude machen könnte, und Streit gab es nur dann, wenn eines dem andern die besten Bissen von Fuchs, Fretchen, Frosch oder sonst einem delicates Gerichte aufzunöthigen suchte.

Eines Morgens verließ Ho Fi auf kurze Zeit seine geliebte So Sli und ging in die Stadt. Als er zurückkam, nahm er aus einem Täschchen, das er bei sich trug, ein kleines Packet Thee.

„Geliebteste So Sli,“ sagte er, „einer meiner Freunde, besitzt eine besondere Kenntniß und Erfahrung in der Behandlung der Gewächse. Er leitet seine Versuche mit so großer Geschicklichkeit und Sorgfalt, daß es ihm wirklich gelungen ist, Bananen von seinen Drangenhäusern zu erhalten und einen Stachelbeerbusch zu zwingen, Ananas zu tragen. In der letzten Zeit hat er seine Aufmerksamkeit der Pflege eines jungen Theebäumchens zugewendet. Er pflanzte dasselbe mit einem silbernen Spaten, düngte es mit Seidenwürmern und Taubenmehl und begoß es täglich mit Rehränen und Zimmetsaft. Bis jetzt hat er nur zwei Un-

zen von den Blättern gesammelt; eine hat er dem Kaiser als Geschenk geschickt, die andere gab er mir als seinem ältesten Freunde. Ich habe diesen kostbaren Thee für meine theuere So Sli mitgebracht. Gieße Wasser darauf, wenn Du mich liebst, und trinke.“

— „Nein,“ entgegnete So Sli, „wenn der Thee so gar köstlich ist, so werde ich ihn nicht trinken, so kommt er Dir zu. Welche außerordentlichen Blätter! und was das Merkwürdigste ist, sie sehen gerade so aus, wie gewöhnliche Theeblätter. Was aber ist der weißliche Staub darauf?“

„Dies,“ antwortete Ho Fi, „ist eine Substanz von den Seidenwürmern, die, wenn sie nicht angekommen wären, den Duft auf den Flügeln der Motten gebildet haben würde, in die sie sich verwandeln. Aber Du mußt diesen höchst seltenen Thee trinken; nur um Deinetwillen habe ich ihn mitgebracht. Wenn Du meinen Willen nicht erfüllst, muß ich glauben, Du liebst Deinen zärtlichen Ho Fi nur wenig.“

Bei diesen Worten hatte Ho Fi heißes Wasser auf die Theeblätter gegossen und er bot nun die Tasse mit dem dufenden Tranke seiner Geliebten an. Diese bestand darauf, daß er ihn trinke, und es entstand ein edeler Wettstreit, in dem ein Jedes dem Andern allein den Genuß eines so außerordentlichen Getränkes verschaffen wollte. Anfangs weigerte sich So Sli bestimmt, einen Tropfen davon zu kosten; dann willigte sie ein, daß er einen Schluck für sie übrig lasse, und endlich erklärte sie, die Hälfte davon trinken zu wollen, wenn er zuerst trinke. Ho Fi bestand dagegen darauf, daß sie alles oder wenigstens vor ihm trinke. Endlich änderte sich sogar der liebevolle Ton in den der Ungeduld und des Kerkers um, und um der Sache ein Ende zu machen, nahm So Sli die Tasse, ging damit an ein offenes Fenster, goß sie aus und erklärte, Niemand solle diesen Thee trinken, da er die Ursache zu ihrer Veruneinigung geworden.

Ihr Keger verging wieder. Sie hatten schon mehrmals wieder in vollkommener Freundschaft und Vertraulichkeit Thee getrunken. Eines Abends, als sie auch an dem Theetischen saßen und Ho Fi eben seine erste Tasse ausgetrunken hatte, bemerkte So Sli, sie finde den Thee nicht so gut als gewöhnlich. Ho Fi stimmte ihr bei und wünschte, nach einem gewöhnlichen chinesischen Fluche, dem Baume, der den Thee getragen, eine dürre Wurzel.

„Wie!“ sprach So Sli, indem sie in ein endloses Gelächter ausbrach, „nach aller der Mühe, die sich



Dein armer Freund gegeben hat, ihn mit Seidenwürmern und Gewürzen zu nähren? Das ist ein zu grausamer Wunsch."

Ho Fi riß die kleinen Augen weit auf und wurde einigermaßen bleich. „Wie kommst Du darauf?“ fragte er. „Ich denke, es ist besser, jene Sache ruhen zu lassen.“

— „Nein,“ sagte So Eli, indem sie noch immer laut lachte; „ich sagte, Du müßtest jenen Thee trinken und als ich ihn aus dem Fenster hinaus goß, goß ich ihn nur in einen Topf, der draußen stand. Jetzt habe ich ihn für Dich aufwärmen lassen, aber es thut mir leid, daß er Dir nicht mehr zusagt.“

Ho Fi wurde jetzt wirklich sehr blaß; sein Gesicht verzerrte sich auf eine gräßliche Weise; sein Topf richtete sich auf und stand zu Berge; sein Mund öffnete sich, als wollte er von sich geben, was er getrunken; seine Lippen schoben sich vorwärts unter einem Ausdrücke von Ekel und Abscheu und seine ganze Person war ein Bild der Bestürzung.

Einen Augenblick lang konnte er sich nicht regen, dann aber sprang er mit einem Male auf und verlangte laut nach warmem Wasser.

„Was giebt es? Was ist Dir?“ fragte ihn So Eli besorgt.

— „Treuloses Weib!“ rief er, „Du hast Deinen Mann vergiftet!“

„Vergiftet!“ wiederholte So Eli. „War der Thee also vergiftet? Ich erinnere mich des weißen Pulvers. Aber das sollte ja der Duft von den Flügeln der Motten sein.“

„Es brennt! Es brennt!“ rief Ho Fi. „Um Fo's Willen schaffe mir ein Brechmittel, eine Magenpumpe — nein, die ist noch nicht erfunden, — aber Umschläge, Milch, bringe mir etwas zur Linderung.“

Er wurde in das Bett gebracht; man schickte nach Ärzten; er rasete. Als er ganz erschöpft war, lag er schlafend oder bewusstlos einige Stunden da. Als das Bewußtsein zurückkehrte, erinnerte er sich der Ausdrücke, deren er sich bedient hatte und da er nun ruhiger war, versuchte er denselben eine andere Deutung zu geben. Er sagte deshalb, der Thee besitze eine so wunderbare Kraft, daß er ihn schneller um den Verstand gebracht, als es der starke Geist vermöge, den man aus Reis destillire. In seinem Delirium habe er sich eingebildet, seine Frau habe Gift in die Tasse gethan; jetzt sei er von der Thorheit einer solchen Befürchtung vollkommen überzeugt. Er wolle auch sogleich seinem

Freunde schreiben, der ihm die Blätter gegeben, um ihm anzuzeigen, daß wenn der Kaiser von dem ihm übersandten Thee trinken sollte, der Unglückliche, der ihm denselben übersandt, ohne Zweifel bis zu Tode gefoltert werden würde.

Ho Fi besaß einen kräftigen Körper, so daß er dem vergifteten Thee und überdies drei chinesischen Ärzten widerstand.

Er wurde seiner theuern Ehehälften wiedergegeben, aber so liebevoll und zärtlich auch So Eli immer gegen ihn gewesen war, so konnte sie doch den Gedanken nicht von sich fern halten, daß ihr Mann ihr vergifteten Thee übergeben habe, jedenfalls um sie der Sorge und Noth zu entziehen. Lange vor ihrer Verheirathung schon war das Gerücht umgegangen und auch zu ihren Ohren gelangt, daß der Tod, wenigstens einiger, seiner früheren Frauen absichtlich herbeigeführt worden sei; aber niemand wollte offen gegen ihn auftreten und die Chinesen haben es in der Chemie noch nicht so weit gebracht als die Europäer, durch Destillation oder dergl. der Ueberreste eines Menschen, der an Gift gestorben sein soll, den millionten Theil eines Schattens von Nichts zu entdecken.

Natürlich konnte nur ein sehr triftiger Grund einen Mann zu einem solchen Blaubarte machen. Ein solcher Grund war in dem vorliegenden Falle allerdings vorhanden, denn jeder Better des Kaisers erhält von der Regierung bei seiner Verheirathung hundert Taels (außer der Pension) zur ersten Einrichtung, und bei dem Tode seiner Frau wiederum hundertundzwanzig, damit er sie gebührend bestatten möge. Ho Fi war keinesweges der erste, der durch eine Reihe solcher einträglichen Verheirathungen und Todesfälle sein Einkommen zu steigern gesucht haben sollte.

So Eli konnte einen gewissen Argwohn nicht abweisen; da sie aber ihren Gatten Ho Fi wirklich geliebt hatte, so bemühte sie sich, diesen Argwohn zu vergessen und keine so schlimmen Gedanken zu hegen, die, wenn sie bestätigt würden, ihrer Liebe den Todesstoß geben mußten. Gleichwohl konnte sie die Besorgniß nicht ganz los werden, er könne auf andere Weise den Versuch erneuern, sie zu seinen ersten Frauen zu bringen, deren Särge, wie die Bände eines Werkes, nebeneinander standen, mit Zahlen bezeichnet und mit den Worten: „Frau Ho Fi's.“

Leider muß ich hinzusetzen, daß So Eli ihrem Manne nicht unrecht gethan haben würde, wäre sie auch noch argwöhnischer geworden als sie es wirklich



war. Er wünschte wirklich nichts eifriger, als sie auch in einen Sarg legen und denselben in der Reihe aufstellen zu können.

So Fi gedachte endlich eines Vorfalles in einem berühmten chinesischen Trauerspiele, einer sinnreichen Art, eine Person aus dem Wege zu schaffen, und er nahm sich vor, davon wo möglich Nutzen zu ziehen. Er verschaffte sich einen Bluthund, kaufte Frauenkleidungsstücke von besonderer Farbe und andere von demselben Aussehen, aber geringerer Art, stopfte die letztern mit Stroh, Knochen u. aus und hegte dann seinen Hund gegen diese Puppe. Der Hund fand Gefallen an dem Inhalte der Puppe und er wiederholte den Versuch mehrere Tage hintereinander. Als er endlich meinte, der Hund sei hinlänglich abgerichtet, legte er ihn an die Kette und ließ ihn eine Zeit lang hungern. Dann schenkte er seiner Frau die andern Kleidungsstücke und äußerte den Wunsch, sie möge dieselben sogleich anlegen. Sie that es, wenn auch erst nach sorgfältiger Prüfung, und er stellte sich sehr erfreut über ihren neuen Puz. Dann erzählte er ihr, Geschäfte riefen ihn auf eine Stunde aus dem Hause, und er ersuchte sie, ihn in der Grotte im Garten zu erwarten. Dabei bat er sie aber, sie möge die Kiste nicht öffnen, die in dem Hofe stehe; er weigerte sich vor der Hand ihr zu sagen, was sich in der Kiste befinde, doch versprach er, dies bei Gelegenheit zu thun.

(Beschluß folgt.)

### M i s c e l l e n .

(Eigenthümliche Industrie.) In den Niederlanden besteht bekanntlich Pressfreiheit und als Pressvergehen werden nur diejenigen bestraft, welche in dem Strafgesetzbuche bestimmt angegeben sind, weil man den Buchstaben des Gesetzes so achtet, wie in England. Im Haag giebt es nun einen Mann, der sich dies zu Nuzen macht, ein System der Beleidigung erfand, das vor der Justiz unschuldig ist, das ihm erlaubt, alle Schmähungen und übeln Nachreden zu drucken, ohne Strafe dafür fürchten zu müssen, weil das Gesetz seine Industrie nicht vorausgesehen hat. Dadurch schafft sich jener Mann eine ansehnliche jährliche Einnahme, indem er Geld von denen nimmt, die anderen öffentlich etwas Schlimmes nachsagen lassen wollen, sowie von denen, die gern zahlen, um nur nicht länger an den Pranger gestellt zu werden. Das Journal jenes Mannes heißt *le petit livre bleu*. Will er z. B. anzeigen, ein Kaufmann, ein gewisser Jean, befinde sich sehr in Noth und stehe auf dem Punkte, seine Zahlungen einzustellen, so entwirft eine ganz unschuldige Nachricht und schiebt sie

in die Druckerei, aber unter einigen Buchstaben macht er einen rothen Punkt, der bedeutet, dieser Buchstabe werde mit großer Schrift gedruckt. So liest man denn am anderen Tage: *Il Est AnNoncé daNs lEs paPiers frAnçals quE le PeupLe va aU Sermon, exemPle bon Et RaiSONNablE à suivre.* (Es wird in den französischen Blättern gemeldet, das Volk besuche die Predigt und es wird gut sein, diesem Beispiele zu folgen.) Die großen Buchstaben heißen aber: „Jean ne paie plus personne,“ d. h. Jean bezahlt Niemand mehr.

(Die dramatische Kunst in den Vereinigten Staaten.) Während meines Aufenthaltes in Washington, erzählt Buckingham, war der berühmte Schauspieler Forrest dort engagirt und es kamen einige Anekdoten vor, welche den Zustand der Ansichten und Meinungen in den Sklavenstaaten in allen, was die Regier betrifft, treffend erläutern. Nachdem Forrest als Othello aufgetreten war, zog der Herausgeber des „Native American“ heftig gegen das Stück los und meinte, dasselbe dürfe in keinem südlichen Staate aufgeführt werden, da es empörend sei, den Mohren Othello von der schönen Desdemona geliebt darzustellen. Es sei dies eine Schmach, die jeder Weise zu ahnden die Pflicht habe; selbst Shakespeare, sagte er, der Verfasser des Stückes, müßte, wenn er in einem der südlichen Staaten erscheine, gelynchet, d. h. mit Theer bestrichen, mit Federn bestreut und verbrannt werden, zur Strafe dafür, daß er ein so abscheuliches Stück geschrieben habe. Herr Forrest spielte ferner den Spartacus in dem Gladiateur, in welchem Stücke die Sklaven bekanntlich zur Empörung aufgereizt werden, die sie auch glücklich vollführten. Am andern Tage erhielt der Director eine Menge drohender Briefe, selbst von Senatoren, die ihm ankündigten, er würde es schwer bereuen, wenn er ein so schändliches Stück wieder aufführen lasse. Endlich wurde die Sache so ausgeglichen, daß Farbige und Sklaven, die sonst das Theater besuchen dürfen, in dem sie freilich auf einer besonderen, von den Weißen getrennten Galerie sitzen müssen, am Tage der Wiederholung des Gladiateur gar nicht in das Theater gelassen wurden.

(Mlle. Rachel in London.) Das Glück der Mlle. Rachel ist wirklich unerhört; die Geschichte des Theaters kennt nichts, das mit ihrem erstaunenswerthen Erfolge verglichen werden könnte; selbst das Stück, das sie in der Gesellschaft macht, ist beispiellos. Am 2. Juni z. B. wurde sie zu der Königin Wittve im Marlborough-House eingeladen, wo sich, um sie zu hören, die Königin, Prinz Albert und die ganze königliche Familie eingefunden hatten. Mlle. Rachel declamirte zwei Acte von Cinna und den fünften Act von Horace; wenn schon die Verse der ersten Tragödie tiefen Eindruck auf die Hörer gemacht, so ist es unmöglich die Erschütterung zu beschreiben, die durch das dumpfe Geschrei und die Wuth der Glücke in dem letztern hervorgebracht wurden. Welche Leidenschaften in dieser schwachen Brust! Die beiden Königinnen wünschten, daß man an dem ganzen Abend französisch spreche. Die verwitwete Königin beschenkte die Künst-



lerin mit einem außerordentlich reichen Shawl, der früher dem Nabob von Koube gehörte. Die Gesundheit der Mlle. Rachel giebt keine Veranlassung zur Besorgniß mehr, aber sie muß noch sehr geschont werden. Die Königin, welche die Künstlerin sehr gern zu hören scheint, soll den Schauspieldirector in Marseille, mit dem Mlle. Rachel einen Contract geschlossen hatte, aus ihrer eigenen Casse entschädigt haben, damit Mlle. Rachel. noch länger in London spielen könnte.

(Eigenthümlichkeiten von New-York.) In New-York, wie überhaupt in allen amerikanischen Städten ist es Sitte, daß die da Wohnenden die angekommenen Fremden zuerst besuchen; dieser Besuch muß dann erwidert werden, ehe der Fremde eine Einladung in das Haus erhält. Auf den Karten, welche die Besuchenden bei dem Fremden zurücklassen, ist indes niemals die Wohnung angegeben, so daß es ihm sehr schwer wird, seine Freunde ausfindig zu machen. — Ein Gebrauch herrscht in New-York, der überall Nachahmung finden sollte; wenn sich ein Besuch meldet und man ist nicht vorbereitet oder nicht geneigt, Gesellschaft zu sehen, so läßt man sich keineswegs verläugnen, sondern sagen, man sei beschäftigt. Da diese Antwort gegeben wird, ohne daß man weiß, wer der Besuchende ist, so findet man darin auch keine Beleidigung.

(Zwei Engländer machen erst einen Neger aus.) Vor einiger Zeit befand sich ein englischer Gesandter auf dem Wege nach Washington in New-York; hinten auf seinem Wagen standen, wenn er ausfuhr, zwei Bediente in Livrée. Da in Amerika kein Weißer Livrée trägt, so erregten jene beiden betretenen Engländer Aufmerksamkeit und das Volk zog ihnen in Schaaren nach. Bei einer solchen Gelegenheit rief die versammelte Menge: „Hurrah, die Engländer! Es gehören zwei Engländer dazu, um einen Neger zu machen,“ wodurch sie aussprechen wollten, man brauche zwei Engländer zu dem, was in Amerika bequem ein Neger verrichte.

(Ein Charlatan.) In Cincinnati (in den Vereinigten Staaten) starb kürzlich ein Arzt, der seiner Farbe wegen unter dem Namen des schwarzen Doctors bekannt war und ein sehr bedeutendes Vermögen hinterlassen hat. In einem großen Glaseschranke in seinem Hause fand man eine ungeheure Menge kleiner Gläschen, die theils gefüllt, theils leer waren. Auf jedem dieser Gläschen stand der Name und die Wohnung irgend einer Person in Amerika; man fand darunter sogar Namen von Personen aus Canada, aus Mexico, von den Antillen. Der schwarze Doctor rühmte sich nämlich, alle Krankheiten nach den Ausdünstungen der Kranken erkennen zu können, wie weit dieselben auch von ihm entfernt sein möchten. Der Kranke mußte seinen Finger eine Stunde lang in ein mit dem reinsten Wasser gefülltes Gläschen halten und ihm dies sodann sorgfältig gestöpselt und versiegelt zuschicken. Dieses Wasser wurde einer chemischen Untersuchung unterworfen und der schwarze Doctor erklärte bloß auf diese

Untersuchung hin, der Kranke habe die Schwindsucht oder sei von ihr bedrohet, er leide an Gicht, an Rheumatismus ic., und darnach wählte er denn auch seine Verordnungen. Wenn er das Richtige getroffen hatte, verwunderte man sich über seine Weisheit und zog ihn noch einmal zu Rathe, was theuer bezahlt werden mußte. Aus den Büchern des schwarzen Doctors ergab sich aber, daß er mit der größten Ausführlichkeit den meisten seiner Kranken geantwortet hatte, ohne sich die Mühe zu nehmen, das Wasser zu untersuchen, denn fast alle Gläschen waren noch versiegelt da.

(Eine Krokodiljagd.) Die Jagdbilletanten unter unsern Lesern lesen gewiß mit Vergnügen folgende Schilderung der Jagd eines Krokodils auf der Insel Luçon. Dieses Thier war von ungeheurer Größe, hielt sich in einem Flusse an einer bestimmten Stelle auf und raubte Kühe, Pferde und selbst Menschen. Da trat eine Gesellschaft von Männern zusammen, um das Ungehum zu tödten. Den Fluß versperrete man nach dem Meere zu mit drei Reihen sehr starker Rege. Die Jäger stellten sich an den beiden Ufern auf und Indianer suchten mit langen Bambusstöcken das Thier in Bewegung zu bringen. Sobald man es entdeckt hatte, schwamm es langsam nach dem ersten Rege zu; als es aber an dasselbe anstieß, kehrte es schnell wieder um. Diese Bewegung wurde mehrmals wiederholt; endlich suchte das Thier an das Land zu gehen. Da erhielt es eine Kugel; es gab einen knurrenden Ton von sich, wie ein gereizter Hund, tauchte wieder in das Wasser und schwamm an das andere Ufer, wo es ebenfalls mit Kugeln empfangen wurde. Dies dauerte mehrere Stunden; das Ungeheuer hatte wohl dreißig Kugeln im Leibe. Wüthend vor Schmerz stürzte es sich endlich nach den Rege an der Mündung, zerriß zwei derselben, verwirrte sich aber in dem dritten. Da wurde es von allen Seiten mit Wurfspeisen angegriffen. Es war damit bedeckt, wie mit einem Walde; der ganze Fluß war von Blute roth gefärbt. Ein Indianer klopfte endlich einen Wurfspeer, der auf dem Rücken des Thieres saß, mit einem schweren Holzstücke tief hinein; man zog es mit dem Rege aus dem Wasser heraus und gab ihm da den Gnadenstoß. Es war unterdes Abend geworden und man maß das Thier bei Fackelschein. Unmittelbar hinter den Vorderfüßen hatte es 11 Fuß im Umfange, weiter unten 13. Die Länge betrug dreißig Fuß. In dem Leibe fand man sogar mehrere Steine, von denen einige ein Pfund wogen. Der Kopf war 300 Pd. schwer.

### Generalcorrespondenz.

Der Courier Belge erzählt von einer merkwürdigen Erfindung, die wir erwähnen, ohne sie verbürgen zu wollen, nämlich: Herr Sax hat eine Dampforgel erfunden, die man „in einer ganzen Provinz hören kann.“ Dieses Instrument hat vibrierende Blätter, die aber nichts geringeres als Stahlstäbe von ziemlicher



Stärke sind, welche nur durch große Dampfkraft in Bewegung zu setzen sind. Diese Riesenorgel soll bei Volksfesten und bei den Feierlichkeiten bei der Eröffnung neuer Eisenbahnstrecken gebraucht werden. Sie wird da auf einem Wagen vor der Locomotive angebracht, von welcher sie den Dampf erhält, und übertönt mit ihren melodischen Klängen selbst das Brüllen der Dampfmaschine, das Rässeln der Räder und das Rollen des Donners. Welche großartige Wirkung, meint das erwähnte Blatt, würde diese Orgel haben, wenn man sie auf den großen Thurm von Mecheln bringen könnte! —

Ein junger Mann, erzählt das Journal du Rhone, wollte Kirschchen essen und stieg deshalb auf einen Kirschbaum, den die Raupen verlassen, nachdem sie alle Blätter von demselben abgefressen hatten. Nach etwa zwanzig Minuten wurde er von einer heftigen Schlundentzündung befallen. Der Unglückliche stieg von dem Baume herunter und rief: „ich ersticke!“ Eine halbe Stunde darauf war er todt. Die Raupen, sagt dieses Journal hinzu, ließen in diesem Jahre auf den Kirschen, über die sie hinwegkrochen, einen Saft zurück, den man mit dem bloßen Auge nicht erkennt, der aber ein äußerst starkes Gift ist. Man setzt sich also der größten Gefahr aus, wenn man solche Kirschen isst, ohne sie vorher abgewaschen zu haben. —

In Bordeaux ist wiederum ein Mädchen verbrannt, weil sie vergessen hatte, vor dem Zubettgehen das Licht auszulöschen. Die Flamme ergriff die Bettvorhänge und die Kleidungsstücke der Unglücklichen, die durch den Schmerz geweckt wurde, aufsprang, aus ihrem Zimmer eilte und in den Garten lief, wo sie sich auf der Erde wälzte, um womöglich das Feuer zu löschen; aber es war bereits zu spät; sie starb unter den schrecklichsten Schmerzen. —

In London ist das Astley-Theater abgebrannt, in welchem Kunstreiter Vorstellungen gaben. Auch ein Pferd verbrannte mit, das auf 2000 Guineen (12,000 Thlr.) geschätzt wurde. — Auf einem andern Theater in London trug sich ein Vorfall zu, der die schrecklichsten Folgen haben konnte. Miss Henrick, eine junge Schauspielerin, ging im Zwischenacte über die Bühne vor dem Käfige vorbei, in welchem sich der Tiger befand, mit welchem Carter Vorstellungen gab. Ein Thürchen, durch welches man dem Thiere das Futter zu reichen pflegte, öffnete sie zufällig und sogleich streckte der Tiger eine Tazge heraus. Er ergriff damit das Mädchen von hinten und zog sie an den Käfig. Auf ihr Geschrei eilte Carter herbei, der zum Glück in der Nähe war. Der Tiger ließ die Beute los, sobald er seinen Herrn bemerkte. Das Mädchen, das zwei bedeutende Wunden am Schenkel hatte, wurde in das Hospital gebracht. —

Einer der thätigsten Papierfabrikanten in Gent, Herr Dietrich, ließ alle Ueberbleibsel von Spargel sammeln, die er aufstreifen konnte, um davon Papier zu machen. Diese Ueberreste werden gestampft und der Brei, der nicht erst gebleicht zu werden braucht, wird sodann der Maschine übergeben, aus welcher er als

treffliches weißes sehr festes Papier hervorkommt, das um die Hälfte wohlfeiler ist als Lumpenpapier. —

Das Meisterwerk Davids, das große Gemälde, welches die Salbung des Kaisers Napoleon darstellt, ist, nachdem es in allen Hauptstädten Europa's gezeigt worden, vor Kurzem nach Paris zurückgekommen, wo es am 24. Juni versteigert werden soll. —

In der Künstler- und Gelehrtenwelt in Paris ist gegenwärtig von nichts die Rede, als von der Einnahme des Herrn Scribe im abgelaufenen Theaterjahre. Nach genauen Angaben hat sich diese Einnahme, d. h. die Lantdieme von seinen Stücken in Paris und der Provinz, der Ertrag des Verkaufes seiner Manuscripte, seiner Antheile von den Opern, sein Einkommen als Mitglied der französischen Akademie, auf die Summe von 182,000 Fres. (45,500 Thlr.) belaufen, so daß also Scribe für sich allein ungefähr ein Drittel so viel bezieht, als alle Bühnendichter zusammen erhalten. Dies erklärt sich, wenn man bedenkt, daß vier Theater in Paris, und zwar die ersten, fast nur Stücke von diesem fruchtbaren Dichter aufzuführen, von welchem 315 Stücke auf dem Repertoire sind, daß ferner das Repertoire der Provinzialtheater fast nur aus Opern, Operetten, Lustspielen und Vaudevilles von Scribe besteht. Seine Bühnenstücke sollen ihm seit 1816, in welchem Jahre er zuerst mit den „beiden Derwischen“ auftrat, bis heute 2 Mill. 112,000 Fres. (oder 525,000 Thlr.) eingebracht haben. —

In dem Victoria-Theater in London wurde in diesen Tagen ein Stück: Simon Lee, aufgeführt, in welchem die Heldin fortwährend von Unglück verfolgt wird und in die größte Armuth verfällt. In einer der rührendsten Scenen nun, als fast in allen Augen Thränen standen, rief plötzlich im Orchester eine vom Schluchzen fast erstickte Stimme: „so lange ich einen Schilling habe, soll es Ihnen nicht an dem Nöthigsten fehlen.“ Zugleich fiel eine Hand voll Geld vor der Schauspielerin nieder. Ein Polizeidiener brachte aber den Mitleidigen aus dem Hause hinaus. Es war ein Matrose, der noch nie ein Theater besucht hatte. Am andern Tage wurde er vor das Polizeigericht gebracht, weil er das Schauspiel gestört; der Richter ließ den braven Mann aber sofort in Freiheit setzen, als er die Erklärung desselben hörte. —

Der berühmteste der englischen Maler, Sir David Wilkie ist am 1. Juni zu Gibraltar auf der Rückfahrt von Alexandrien gestorben. England besitzt nun keinen einzigen wahrhaft ausgezeichneten Maler mehr. — Horace Vernet stürzte vor einigen Tagen in der Nähe von Paris bei einem Spazierritte vom Pferde und verletzte sich bedeutend. Das Unglück geschah in der Nähe des Hauses des Grafen Montalivet, in welches der große Maler bewußtlos gebracht wurde. Er fand hier die sorgfältigste Pflege und man hofft, daß er bald genesen werde. —



zweifeln. Es erfolgte ein Ausspruch in diesem Sinne, das Urtheil wurde nach Peking gesandt und wenige Tage darauf ging eine Verordnung ein von dem Kaiser, vom Sohne des Himmels und Vater des himmlischen Reiches. Sie war an alle seine Unterthanen gerichtet, d. h. an seine drei hundert und sechzig Millionen Kinder:

„Peking im sechsten Monate, am vierzehnten Tage, im achtundfunfzigsten Jahre des Kaisers Ho Ho.“

„Wenn die Befehle nicht streng an den kaiserlichen Verwandten zur Ausführung gebracht werden, wird man ihnen nicht gehorchen.“

„Wenn der Maulbeerbaum in einen Dornbusch ausartet, muß er ausgerodet werden.“

„Die Schuld entgeht dem forschenden Blicke Ho Ho's nicht. Ho Ho hat lange Ohren.“

„Ho Ho strebt, die Tugenden seines Vaters, Ha Ha, nachzuahmen, und seinen Sohn, He He, in gutem Beispiel aufzuziehen.“

„Es ist zur Kenntniß Ho Ho's gekommen, daß ein gewisser gelber Gürtel, mit Namen Ho Fi, in der Stadt Din Din, rücksichtslos gegen das kaiserliche Verlangen, das so oft ausgesprochen worden ist, daß nämlich Alle friedlich nebeneinander leben sollen, ohne ihren Nachbarn Uebles zu thun, schändlicher Weise sechs Frauen auf verschiedene Weise getödtet und der siebenten nach dem Leben getrachtet hat. Die Todesarten derselben waren folgende, aber er hat keine genau und wahr eingestanden; die erste stürzte von einem Felsen herab, — er schrieb es ihrem Schwindel zu; die zweite ertrank, und er behauptete, sie habe sich todt getrunken; die dritte wurde erhenkt, — er meinte, sie sei an Athmungsbeschwerden gestorben; die vierte wurde vergiftet, — er erklärte, sie sei in der Wahl dessen, was sie genossen, nicht vorsichtig gewesen; die fünfte verhungerte, — er sagte, sie sei zu geizig gewesen und habe sich nicht satt gegessen; die sechste starb in seinen Armen, — er wollte ihre Todesart nicht kennen. Durch diese Ausflüchte entging er eine Zeit lang der Gerechtigkeit, aber die Wahrheit ist endlich offenbar worden.“

„Die Gerechtigkeit verlangt, daß die Strafe dem Verbrechen einigermaßen ähnlich sei. Er trachtete seiner siebenten Frau nach dem Leben durch Gift, durch einen Hund und durch eine Schlange. Es ist demnach der Wille, daß Ho Fi auf folgende Weise gestraft werden soll, daß die Nattern sollen ihm den Tod geben, damit sein Gift erfüllt werde, das man dem Hunde zu vorwerfen soll. In Rücksicht auf

seine frühern Verbrechen wird ferner befohlen, daß man seinen Körper in ganz kleine Stücke zerschneide und dieselbe über das ganze Land vertheile, so daß auf jede Quadratmeile eines kommt, welches auf einen Dornbusch zu stecken ist. Seine zehn nächsten Verwandten sollen ebenfalls umgebracht werden, da es sich aber ziemt, Milde mit Gerechtigkeit zu verbinden, so mögen dieselben bloß erwürgt werden. Seine Frau So Si muß gleichfalls erwürgt werden; jeder seiner Diener erhält zweihundert Hiebe mit dem Bambus, Pu Pu, der Vater So Si's dagegen dreihundert, auch soll derselbe zwölf Monate lang ein hölzernes Halsband tragen zur Strafe für seine keiserlichen Lehren. Die Verabreichung von Geld und Reis an die gelben Gürtel wird auf drei Jahre eingestellt und der erste Mandarin Hun ist in seinem Hause zu erhängen.“

So endet diese wahrhaftige Geschichte.

### Miscellen.

(Eine treffende Antwort.) Der spasshafte Herzog von Warburton brachte einmal in einer Rede im Oberhause eine Geschichte aus der Bibel mit vor; ein Bischof, der neben ihm saß, zog ihn nach einiger Zeit am Kermel und rief ihm zu: „wann werden Sie aufhören zu predigen?“ Der Herzog antwortete augenblicklich: „sobald ich Bischof geworden sein werde.“

(Eine gute Redensart.) Ein Reisender, der in America in einem Wirthshause einkehrte, wurde gefragt, wie es mit den Kaufleuten in New-York stehe. „Ach,“ antwortete der Reisende, „Viele sind wieder auf die Beine gekommen.“ — „Wie so?“ fragte man weiter; „gehen die Geschäfte wieder besser?“ — „Das eben nicht, ich meine bloß, viele von denen, die sonst Pferde und Wagen hielten, müssen jetzt wieder zu Fuße gehen.“

(Ein Bild in Seide.) Das Bild, das wir meinen und näher beschreiben wollen, wird, wenn es vollendet ist, vielleicht das außerordentlichste Erzeugniß der Webkunst sein, das jemals geliefert worden ist. Es soll der Königin von England überreicht werden. Die Zeichnung, welche ein junger Künstler, Boyer, geliefert hat, hat allgemeinen Beifall gefunden. Die Weber in Spitalfields, welche dieses Kunstwerk liefern, wollen damit beweisen, daß sie den Webern von Lyon nicht nur nicht nachstehen, sondern dieselben vielleicht gar übertreffen. Das Bild wird einem Kupferstiche in Mezzotinto gleichen. Im Vordergrund sieht man Mars und Neptun nebst zwei Bienstöcken in der Mitte. Neben Mars erblickt man Nebaillons von Wellington, Abercrombie, Moore, Wolfe &c.; neben Neptun Nelson, Collingwood, Jervis,



Howe ic., sämmtlich mit Portraitähnlichkeit. In dem Mittelgrunde befindet sich die Königin sitzend; neben ihr steht Prinz Albert, der die eine Hand auf ein Marmorstück legt, mit der andern ein Schwert hält. Links von dieser Gruppe steht man die Zeit mit der Sense, die durch einen Schuzengel von dem königlichen Paare abgehalten wird. In der Mitte läßt sich eine Taube auf die Königin herab. In der weitesten Ferne erblickt man das Schloß Windsor und neben demselben Gruppen lustiger Wesen, welche die Ehre und Eintracht darstellen sollen. Die Einfassung ist in dem Style und den prächtigen Farben der Zeit Ludwigs XIV., besteht aber hauptsächlich aus Blätterwerk und Blumenbouquets in allen Farben. In der Mitte an der einen Seite sieht man das königliche Wappen von England, an der andern die Insignien des Hosenbandordens. Das Gemälde wird sechs zehn Fuß lang sein, die Herstellung desselben aber auch mehrere tausend Pfund Sterling kosten.

(Abnahme der Artigkeit in Frankreich.) Ein neuer englischer Reisender macht die Bemerkung: die Franzosen behalten bei Tische meist die Hüte auf, häufig sogar in Gegenwart von Damen. Dies ist allerdings ein geringfügiger Umstand, verdient aber doch erwähnt zu werden als Zeugniß von der rückwärtsgehenden Civilisation des „artigen“ Frankreich. Das Schlimmste aber und die wichtigste Bedeutung von dem Nationalcharacter ist ihre Unterhaltung. Die Gegenstände ihres Gesprächs sind meist von der Art, daß sie eine völlige Demoralisation verrathen, nicht in Hinsicht auf ein einzelnes Laster, sondern in Bezug auf alle Grundsätze und jedes moralische Gefühl.

(Mordsucht und Straßlosigkeit in America.) Ein Beispiel davon kam, wie ein Reisender erzählt, vor kurzem auf einem Dampfschiffe vor, das auf den westlichen Flüssen fährt. Ein Herr, der die südlichen Staaten der Union besucht hatte, schilderte einem andern in vertraulichem Gespräche die Eindrücke, welche die dortigen gesellschaftlichen Verhältnisse auf ihn gemacht, und sprach dabei namentlich seinen großen Abscheu vor Spielern aus. In diesem Augenblicke trat ein nach der neuesten Mode gekleideter anderer Passagier, der dieses Gespräch mit angehört hatte, zu dem Erzählenden, der sich jener Ausdrücke bedient hatte und sagte: „mein Herr, Sie haben unziemlich und ehrentüchtig von den Spielern gesprochen; ich bin ein Spieler von Profession und verlange, daß Sie sich entschuldigen und Alles widerrufen, was Sie gesagt haben.“ Der so Angeredete entgegnete, da das Gespräch ein vertrauliches und an seinen Freund gerichtet und für keines andres Ohr bestimmt gewesen sei, so habe er natürlich Niemanden persönlich beleidigen wollen, überdies sei alles, was er gesagt habe, vollkommen wahr, er könne sich also weder entschuldigen, noch widerrufen. Da zog der Spieler den verborgenen Dolch, den in den südlichen Staaten fast Jedermann immer bei sich trägt, und stieß denselben dem Andern in das Herz. Der Tod war die unmittelbare Folge davon, aber Niemand, weder der Capitain des Schiffes, noch irgend einer der Passagiere, nahm

weitere Notiz von dem Vorfalle, außer daß man den Mörder an der nächsten Stadt an das Land setzte, wo er unbelästigt umherging, ohne Zweifel bereit, vorkommenden Falles auf gleiche Weise zu handeln.

(Die frommen Räuber in Italien.) Der Robin Hood der Landleute, der Held von tausend romantischen Geschichten war der berühmte Barbone. Meist hielt er sich in dem alten Agibus, dem östlichen Ausläufer des Albaner Gebirges, auf, von dessen Höhen er in die Thäler unten hinabstieg und häufig bei hellem Tage in den Straßen von Albano und Velletri umherging. Im Novbr. 1818 versuchte seine Bande, den Prinzen Lucian Bonaparte in dessen Villa, Rufficella, bei Fureati aufzuheben, aber sie ergriff aus Versehen nur den Secretair, den sie erst nach einem Lösegeld von 6000 Kronen losgab. Im darauffolgenden Juli mißglückte den Räubern ein ähnlicher Versuch gegen den Baron Rumohr. Viele andere Angriffe dagegen gelangten und man erzählt entsetzliche Dinge von ihnen, wenn die Räuber Beleidigungen zu rächen hatten oder kein Lösegeld für ihre Gefangenen erhielten. Dabei waren sie im höchsten Grade fromm. Sie trugen nicht bloß Bilder der Jungfrau und der Heiligen bei sich, sondern verrichteten auch regelmäßig ihre Gebete, wenn sie zu einem Unternehmen aufbrachen; ja sie sollen mehrmals Geistliche angehalten und sie durch Drohungen gezwungen haben, ihre Beichte anzuhören und ihnen Absolution zu erteilen. Ein Maler, den sie einst gefangen nahmen, las ihnen auf ihren Wunsch einige Gebete aus dem Buche eines Schäfers vor und dieselben gefielen ihnen so gut, daß sie sofort die Bewohner von Albano auffordern ließen, der Gesellschaft fünf Exemplare jenes Gebetbuches augenblicklich zu verschaffen, wenn sie nicht wollten, daß ihnen die Stadt an allen Ecken angezündet werde. Das hinderte sie jedoch nicht, ihre Gewaltthaten auch an den Dienern der Kirche zu üben. Im Jahre 1814 besonders waren sie gegen die Geistlichen aufgebracht und als ein Abgeordneter von Rom in Grosinone ankam, der Landesvermessungen in dieser Gegend vornehmen sollte, sah er bei seinem ersten Ausgange eines Morgens an dem nächsten Baume drei Mönche hängen, die von den Räubern gehängt worden waren. Der Feldmesser bekam sogleich das Fieber, er legte sich wenigstens in das Bett und blieb so lange darin liegen, bis er abgerufen wurde.

(Schwierigkeiten für Maler.) Die Königin Elisabeth von England erließ ein Edict, in welchem jedem Künstler, der die Königin malen wollte, befohlen wurde, sie in einem Garten darzustellen.

kein ... zu bemerken ...  
 tret ... Befehles sollte streng geahndet werden. Oliver Cromwell stellte dem Künstler Peter Lely andre Forderungen. Er erhielt den strengen Befehl, auf die Leinwand auch alle Flecken und Blüten überzutragen, die sich auf dem starren Gesichte des Protectors in Menge fanden. Sir Josua Reynolds hatte sich einst die Freiheit genommen, die Leerheit und Dummheit in dem



Gesichte eines Mannes zu mißern, den er zu malen hatte, und das Gemälde fand durchaus keinen Beifall. Der Künstler sagte dann deshalb: „ich habe einen Schein von Ausdruck in das Gesicht des Menschen gelegt und nun erkennen ihn selbst seine Freunde nicht.“ Ein anderes Mal hatte er wieder ein Portrait zu treu gemalt und man drohete, ihm dasselbe zurück zu geben. Da schrieb der Meister ein artigcs Briefchen, in dem er sagte, wenige Pinselstriche würden hinreichen, aus dem Portrait einen Affen zu machen und da er gerade den Auftrag habe, für Jesmanden einen Affen zu malen, so frage er hiermit höflich, ob man ihm das Bild zurückschicken wolle oder nicht. Das wirkte. Das Gemälde wurde bezahlt, aber verbrannt.

(Die Kasten Amerikanerinnen.) Ein neuerer Reisender bestätigt die schon oft gemachte Bemerkung, daß es in keinem andern Lande der Welt so viel schöne Frauen gebe als in Nordamerika. Diese Schönheit besteht namentlich in der Symmetrie der Züge, in dem Contraste zwischen der Marmorweiße ihrer Haut und den dunkeln Augen und dunkeln Haar, in dem kleinen Munde und den herrlich weißen regelmäßigen Zähnen. Dagegen sind meist ihre Figur und ihr Busen nicht vollkommen entwickelt und es fehlen fast immer die Korallenlippen und die Rosenfarbe unserer Schönen. Noch mehr fällt ihr Phlegma, ihre Leidenschaftslosigkeit und die Kälte ihres Temperamentes auf. Sie sind nicht im Stande, sich für irgend etwas zu begeistern; trotz ihrer hohen Bildung und oft bei wirklicher Gelehrsamkeit lesen, malen &c. sie bloß, um die Zeit zu vertreiben. Und ihre Kälte zeigt sich selbst in dem, was doch die Hauptsache für jedes weibliche Herz ist, in der Liebe. Man wird in America niemals von einer leidenschaftlichen Liebe hören, und obgleich die Amerikanerinnen die treuesten Gattinnen und die trefflichsten Mitglieder der Gesellschaft sind, die man sich nur denken kann, so sind sie doch nicht im Stande, eben so innig zu lieben wie die Europäerinnen und es kommt ihnen niemals in den Sinn, solche Opfer zu bringen, wie sie von den Frauen und Mädchen bei uns bereitwillig und immer gebracht werden, die gern Rang, Vermögen und alle Annehmlichkeiten des Lebens hingeben, um sich den Besitz des geliebten Gegenstandes zu sichern.

(Die Mode im Baue.) Das Innere der neuen Häuser, die man in Paris baut, ist meist nach dem altfranzösischen Style des sechszehnten Jahrhunderts eingerichtet, indeß gewinnt doch die englische Lebensweise und Wohnlichkeit, das Comfort, an dem es bis in die letzte Zeit in Frankreich so sehr fehlte, immer mehr Raum. Man findet die Hausfluren meist mit Asphalt geflastert und mit Statuen aus Paste geschmückt, kleine Höfe mit Springbrunnchen, Oleandergebüsch und allerlei Zierpflanzen, Galerien um die Dachgeschosse. Jede einzelne Wohnung hat hinter einem kleinen Ein- und Durchgange ein Vorzimmer, welches als Speisesaal benutzt wird, einen Salon und andere Zimmer &c. Die gebietten Fußböden verdrängen die mit Steinen belegten mehr und mehr. Die Wände werden meist mit Papiertapeten geziert

und sind nie ohne Wandschränke. Spiegel über dem Kamin dürfen jetzt niemals fehlen.

(Erhaltung der Schönheit der Haut.) 1. Weiße Haut. — Die sehr weiße Haut ist immer ein Zeichen von Krankheit; sie muß rosenfarbig oder braun aussehen, je nach dem Temperament. Die Damen, welche in Folge langer Krankheiten blaß geworden sind, müssen sehr nährnde Speisen genießen, sich viel Bewegung in freier Luft machen und eisenhaltige Arzneimittel nehmen. Dasselbe Verhalten ist den Personen anzurathen, deren Haut gelb ist; hängt aber diese Farbe der Haut von einer Krankheit des Magens, der Leber &c. ab, so muß diese Krankheit vorher geheilt werden. Lange fortgesetztes Nachtwachen, gesalzenes und geräuchertes Fleisch, Gerstenbrod und unreines Wasser machen die Haut ebenfalls gelb. Die Bräunnetten dürfen nicht versuchen ihre Haut weiß zu machen; es würde ihnen nicht gelingen; nur dadurch, daß sie sehr voll und stark werden, können sie eine weißere Farbe bekommen. Wenn indeß die Haut durch die Einwirkung der Sonne sehr gebräunt worden ist, so empfiehlt man, solche Personen sich Abends an dem Ufer von Gewässern aufhalten, was ihnen indeß noch leichter Fieber zuziehen dürfte. Die Genueserinnen sollen sich, wenn sie sich der Sonne aussetzen, das Gesicht mit dem Saft von Nachtschatten einreiben, der sie gegen das Braunwerden schütze. Die Jüdinnen und Aegyptierinnen thun Borax in das Badewasser, um ihre Haut weißer zu machen, und dieses Mittel mindert allerdings die Färbung. 2. Embonpoint. Die Frauen, die zu stark werden, verlieren an Anmuth und Schönheit der Form und leben weniger lange als die hageren. Um das Embonpoint zu vermindern, ohne der Gesundheit zu schaden, muß man sich in Umstände versehen, die die Fettentwicklung verhindern. So hat man bemerkt, daß die Bewohner warmer Länder und der Berge im Allgemeinen hagerer sind als die, welche in kalten Ländern und Thälern wohnen; in gemäßigten Climates wird man meist im Winter stark; die fleischfressenden Thiere sind magerer als die grasfressenden. Aus allen diesen Beobachtungen und ähnlichen anderen schließen wir, daß die Personen, welche magerer werden wollen, sich so viel als möglich in einem warmen Lande, auf einem Berge aufhalten, sich oft in der Sonne und der freien Luft Bewegung machen müssen, nur höchstens sechs bis sieben Stunden im Bette bleiben, nur gebratenes, eingesalzenes und gewürztes Fleisch, aber in geringer Quantität, und einiges Zuckerwerk essen dürfen, häufig Kaffee, Thee, Limonade trinken müssen. Die Liebe, der Jörn, die Anstrengung des Geistes machen ebenfalls mager. 3. Hagerkeit. Diese kann durch Verdauungsfehler, durch Leber- und Brustkrankheiten, durch langfortgesetztes Nachtwachen veranlaßt werden. Bei mancher Dame ist sie von so viel Anmuth begleitet, daß man sie leicht vergißt; aber die Haut hat immer mehr Glanz und Leben, wenn die Formen jene Rundung erlangt haben, welche dem weiblichen Geschlechte eigenthümlich ist. Um die Hagerkeit aufhören zu lassen, wuß man ein kaltes feuchtes Land, ein Thal bewohnen, sich der Sonne nicht aussetzen, den Körper nicht an-



strengen, zeitig zu Bette gehen und spät aufstehen, auf Federbetten schlafen, nach der Mahlzeit in einem bequemen Wagen spazieren fahren, alle acht Tage ein Bad nehmen, oft essen, auch wohl im Bett. Zur Nahrung hat man stark nährnde Speisen zu wählen und hauptsächlich ist sorgfältig nach völliger Ruhe des Geistes und der Leidenschaften zu streben. (Wird fortgesetzt.)

### Generalcorrespondenz.

In London erregt gegenwärtig eine neue Art von Schaustellung, Kinorama genannt, eine Vereinigung von Panorama und Diorama, die allgemeine Aufmerksamkeit. Mehrere, selbst bedeutende Künstler haben an dem etwa 10,000 Quadratfuß Oberfläche haltenden Bilde gearbeitet, das Ansichten von Cairo, über Syrien, bis Constantinopel hin darstellt. — Eine für Maler nicht unwichtige Erfindung sind die von den Herren Winsor und Newton in London gefertigten Glasröhren, in welche die Farben gefüllt und mittelst einer kleinen luftdicht schließenden Schraube am andern Ende herausgedrückt werden, so man jede beliebige Quantität auf die Palette bringen kann, während die Farbe nicht, wie in den Blasen, dick und trocken wird. Auch hat diese Art der Aufbewahrung den großen Vorzug der Reinlichkeit. — Herr Isenring in München hat in der Kunst, mittelst des Daguerreotyps zu portraituren, neuerdings bedeutende Fortschritte gemacht. Er fertigt jetzt in zwei Minuten sieben Portraits an, von denen in Durchschnitt fünf gelungen sind. Die glücklichste Anwendung dieser Art zu portraituren scheint übrigens in der Anwendung ganz kleiner und dabei doch beispiellos treuer Portraits zu liegen, die sich für Busennadeln, Ringe etc. eignen. Herr Isenring beabsichtigt, eine Kunstreise zu machen, um seine Fertigkeit zu zeigen. — In England hatte bekanntlich gleichzeitig mit Daguerre Herr Fox Talbot eine ähnliche Erfindung gemacht und sich dabei des Papiers bedient statt den Metallplatten. Er hat neuerdings seine Kunst ebenfalls sehr vervollkommenet, so daß sein Papier jetzt weit empfindlicher ist und das Bild weit schneller darauf erscheint. Nur bleibt dasselbe anfänglich unsichtbar und es muß erst durch ein anderes Verfahren, das indeß sehr einfach ist und nur eine Minute Zeit erfordert, sichtbar gemacht werden. —

Die Prinzessin Marie von Orleans hatte, wie man erzählt, noch auf ihrem Sterbebette den Wunsch ausgesprochen, man möge eine Copie ihrer Statue der Jungfrau von Orleans in weißem Marmor der Stadt Orleans zum Geschenk machen. Jetzt ist eine vollkommen nach dieser Statue modellirte Copie in Bronze in dem Stadthause jener Stadt aufgestellt worden. —

Wie erzählt wird, geht Mme. Rachel im September nach Madrid, um auch dort ihre seltene Kunst bewundern zu lassen. —

Wie man sagt, werden in Kurzem die „Memoiren des Prinzen Eugen, Herzogs von Leuchtenberg“ erscheinen, die gewiß des Interessanten vieles enthalten. —

Der „Freischütz“ findet in Paris immer mehr Beifall, trotz den Recitativen, in welche Berlioz den Dialog angewendet hat und die nach dem einstimmigen Urtheile aller Unparteiischen höchst langweilig sein sollen. Die ganze vornehme Welt, neben den Kennern, drängt sich hinzu, um sich an Webers Meisterwerke zu erfreuen, was denn auch den Vortheil hat, daß Webers Hinterlassene eine nicht unbedeutende Lantideme erhalten werden. —

In der Nähe von Kanada ist kürzlich ein Schiff mit hundertsechundsünfzig Auswanderern untergegangen und es verloren dabei Alle das Leben bis auf vier Matrosen, welche eine Insel erreichten. —

Eine sehr reiche und vornehme Familie in Paris hat zwei lebenswürdige Kinder, die aber die vollkommensten Albinos sind, die man noch gesehen hat, mit topazrothen Augen und schneeweißem Haar. Ihre frischen Wangen scheinen wirklich aus Milch und Rosen geformt zu sein. Sie befinden sich vollkommen wohl, erregen aber unter den neugierigen Parisern, wenn sie sich gegen Abend an einem öffentlichen Orte zeigen, das größte Aufsehen. —

Wie haben im vorigen Jahre erzählt, daß man in Paris als Merkwürdigkeit ein riesenhaftes Krauthaupt von siebzig Pfund Schwere öffentlich aufgestellt habe. Es war dies das Erzeugniß eines Herrn Durmin in der Nähe von Paris, der eine besondere Samenart besaß, die bei besonderer Pflege solche colossale Krauthäupter hervorbrachte. Seit mehreren Jahren bilden diese seine einzige Freude, seinen größten Stolz. Aber in der Welt ist alles eitel. Diesen Winter ist der Krautsame des Herrn Durmin völlig verborben; nicht ein Körnchen davon ging auf und die colossalen Krautköpfe sind also für immer verschwunden. Dies verursachte dem Herrn Durmin einen so unermesslichen Schmerz, daß er ihn nicht zu ertragen vermochte und sich endlich vornahm, sich das Leben zu nehmen. Er führte denn auch seinen Vorsatz aus und knüpfte sich vor einigen Tagen an einem Baume in der Nähe von Paris an der Straße auf. Zufällig kam jedoch ein Mann des Weges, als Herr Durmin noch nicht aufgehört hatte zu leben, und er schnitt ihn ab. Man brachte ihn in das nächste Haus, wo er bald wieder zur Besinnung kam. —

Der bekannte Joseph Mainzer, der sich in Paris so viel Mühe gegeben hat, dem Volke Sinn für Gesang beizubringen, unentgeltlichen Unterricht im Singen gab und wirklich einige treffliche Sängerköre unter den Arbeitern etc. gebildet hat, ist jetzt aus Liebe zum Gesange nach London gegangen, um auch dem unmusikalischen John Bull Geschmack am Singen beizubringen und ihn, unentgeltlich, singen zu lehren. —

Ein gewisser Cronen wurde kürzlich von dem Gerichte in Dublin verurtheilt, einem Mädchen, dem er die Ehe versprochen und das deshalb einen andern Bewerber um ihre Hand abgewiesen hatte, 4375 Thlr. Schadenersatz zu zahlen, da er sich weigerte, das Mädchen zu heirathen. —



# Allgemeine Nord-Beitung

N<sup>o</sup> 29.

Der äußerst billige Preis dieser wöchentlichen Zeitschrift, für den Jahrgang zu 104 Quartbogen, mit 64 Kupfern oder circa 600 Abbildungen der neuesten Pariser, Londoner und Wiener Moden, schnell nach deren Erscheinen, ist 6 Thlr.; mit 116 Kupfern und



1841

Stahlschnitten, die Moden u. als Doppelkupfer: Portraits berühmter Menschen, Abbildungen von neuen Meubles, Fenster-Gardinen, Gartenverzierungen, Equipagen zc. enthaltend, 8 Thlr. Alle Buchhandlungen, Zeitungserpeditionen und Postämter nehmen Bestellungen an.

Redakteur: **Dr. A. Diezmann.**

Verlag von **Baumgärtner's Buchhandlung** in Leipzig.

Motto: Von dem Neuen das Neueste; von dem Guten das Beste.

## Mouny.

Eine Samieliade.

Von George Sand.

Wir sind mitten in Frankreich in einem grünen frischen Thale am Ufer des Indre, am Fuße eines Hügel, den schöne Nußbäume beschatten und der eine für das Auge und den Gedanken liebliche Landschaft überschauet. Es sind schmale Wiesen, begrenzt von Weiden, Erlen, Eschen und Pappeln. Einige zerstreute Häuser, der Indre, ein tiefer stiller Fluß, der sich hinschlängelt wie eine Blindschleiche, die im Grase schlummert, und den die an jedem Ufer dichtgedrängt stehenden Bäume geheimnißvoll in ihren unbeweglichen Schatten hüllen; große Kühe, die gravitatisch wiederkauen, Füllen, die umher springen, irgend ein Müller, der hinter dem Mehlsack auf einem dürren Pferde sitzt und singt, um die Langeweile auf dem dunkeln und steinigten Wege zu vertreiben; einige Mühlen am Flusse mit ihren Schleusen und ihren mauerischen einfachen Brücken, über die man vielleicht nicht ohne einige Kengstlichkeit geht, denn sie sind nichts weniger als fest und bequem; eine alte Frau, die spinnend hinter einem Busche kauert, während ihre Gänseherde die Wiese des Nachbarn plündert, — das ist das Einzige, was auf diesem ländlichen Bilde etwa in das Auge fällt. Ich weiß nicht, wo der Reiz liegt, aber jeder, der dahin kommt, wird ihn fühlen, namentlich, wenn er in einer Frühlingsnacht, kurz vor der Heuernte, auf die-

sen Wiesenwegen hingeht, an denen ihm das mit tausend Blumen bestreute Gras bis an die Knie reicht, wo den blühenden Gebüsch süße Düste entströmen und das Rind sehnsüchtig brüllt. In einer Nacht zu Ende des Herbstes ist ein Spaziergang daselbst zwar minder angenehm, aber romantischer. Man geht über die feuchten Wiesen, über die ein großer Flor von silberweißem Nebel gebreitet ist. Man muß sich vor Gräben vorsehen, die durch das Anschwellen irgend eines Flußarmes angefüllt worden sind und hinter Schilf und Binsen versteckt liegen. Das einzige warnende Zeichen ist das Aufhören des Gequakes der Frösche, deren Nachtconcert durch die Ankunft eines Menschen unterbrochen wird. Sieht man aber neben sich im Nebel einen großen weißen Schatten unter Kettengeklirr vorüberstreifen, so darf man sich nicht zu schnell schmeicheln, daß man ein Gespenst gesehen, denn es könnte auch die weiße Kuh irgend eines Bauers sein, die ihre Kette mit sich schleppt.

Die geheimnißvollste, die mauerischste der Mühlen, die hinter den Bäumen versteckt liegt und von dem steilen Hänge des Drmonthügels geschützt wird (wenn mich ein Bewohner dieser Gegend diesen Namen aussprechen hörte, würde er die Ohren stutzen wie ein scheues Pferd), die hübscheste dieser Mühlen also, die, welche sonst am einträglichsten war, dies aber nicht mehr ist, ist die Mühle Blanchet. Ach, im Sommer hat jetzt der Fluß nicht immer Wasser, während es niemals daran fehlte, als Mouny da Müller war. Die Mühle, welche über



ihr liegt und die andere, die man weiter unten am Flusse findet, klagten gar häufig über Wassermangel. Die Müller verwünschten den Sommer, quälten umsonst ihre Schleusen und zogen den letzten Tropfen Wasser aus ihren Teichen, ohne ihre Kunden befriedigen zu können; das Rad der Mühle Blanchet aber drehete sich lustig um und sprigte brausend weit hin den weißen Schaum. Mouny befriedigte alle seine Kunden und sah natürlich auch alle die seiner unglücklichen Nachbarn ankommen. Mouny war ein Hexenmeister; er hatte sich dem Görgel ergeben.

Wer ist Görgel? Wer ist Samiel? Görgel ist ein sehr böshafter Teufel. Mir ist es niemals gelungen, ihn zu sehen, ob ich gleich mein Mögliches gethan habe; aber so viele Andere haben ihn gesehen, daß man seine Existenz und seine Einmischung in die Angelegenheiten unserer Landleute nicht in Zweifel ziehen kann. Er giebt der Mühle Wasser, der Wiese Gras, dem Vieh Fett und besonders dem Jäger Wild, denn er ist insbesondere der Jagd zugethan. Er schreitet über die geackerten Felder, er streicht in dem Gebüsch umher, er neckt die Jäger, jagt mit den Füllen in der Nacht auf den Wiesen umher und wenn er durch den Wald zieht, ist er immer von wenigstens fünfzig Wölfen begleitet, auch wenn es in der Gegend keinen einzigen giebt. Wenn man ihn in dieser Gesellschaft erblickt, kommen die Leute aus allen Dörfern in der Nähe zusammen, um eine Treibjagd anzustellen; aber was man auch thun möge, die Wölfe werden unsichtbar und der Böse lacht über die Jäger. Die Lieblinge Görgels nehmen an solchen Treibjagden keinen Antheil; sie erhalten nach ihrem Belieben Rebhühner und Hasen nur unter der Bedingung, die Wölfe zu schonen und denselben behilflich zu sein, sich der Verfolgung zu entziehen.

„Warum sollen wir uns in dem Walde umher treiben und uns so viel Mühe geben?“ sagen sie. „Wir werden doch heute keinen einzigen Wolf treffen. Der und der hat sie in seine Scheune eingeschlossen. Geht nur dahin; Ihr werdet ihrer hundert an der Krippe finden.“

Wie viele Wölfe hat Mouny so beherbergt und den Nachstellungen entzogen! Ihm ist es deshalb wohl auch zuzuschreiben, daß wir vier Stunden in der Runde niemals einen gesehen haben und in dieser Hinsicht war er ein für die Schafe der Gegend sehr wohlthätiger Hexenmeister.

Aber ein Hexenmeister gilt immer für böse und

schädlich und man sah denn auch deshalb Mouny immer mit scheelem Auge an. Er war aber doch der sanftmüthigste und gefälligste Mensch von der Welt. Als ich ihn kennen lernte, war er noch jung. Er war ziemlich groß, hager, scheinbar schwächlich, besaß aber eine seltene Stärke. Ich erinnere mich, daß ich eines Tages, als ich über seine Wiese gehen wollte, um einen großen Umweg zu vermeiden, an einen breiten Graben kam, der voll Wasser und Schlamm war. Plötzlich sah ich ihn hinter einer Weide hervortreten. „Da hinüber können Sie nicht, mein Kind,“ sagte er zu mir; „das ist unmöglich.“ Es kam mir gar nicht unmöglich vor; als ich aber den Fuß auf die spitzigen und schlüpfrigen Steine zu setzen versuchte, die hier und da in dem Graben lagen und eine Art Pfad bildeten, fand ich die Sache schwieriger, als ich sie mir vorgestellt hatte. Ich hatte ein Kind bei mir, das noch jünger war als ich selbst, und das zu mir sagte: „versuche nicht hinüber zu gehen; Mouny will es nicht; es ist ein von ihm bezauberter Ort und wir werden, wenn er es will, ertrinken, obgleich nicht viel Wasser da ist.“ Da es heller Tag war und ich um diese Zeit mich niemals fürchte, so spottete ich über diese Warnung und rief Mouny: „Komm her,“ sagte ich, „und wenn Du ein braver Hexenmeister bist, so laß mich auf dem besten Wege hinübergehen, weil Du ihn doch kennst.“ — Er war mit dieser Demuth sehr zufrieden. „Ich wußte es wohl,“ sagte er mit triumphirender Miene, „daß Sie ohne mich nicht hinübergehen würden.“ Und er kam zu mir, nahm mich, ob er gleich sehr blaß und von dem Fieber geschwächt war, das ihn seit länger als einem Jahre nicht verließ, buchstäblich auf seine Hände, hob mich empor, wie er es mit einem Hasen gethan haben würde, ging mit vollkommener Sicherheit trotz seinen großen Holzschuhen auf den Steinen hin und brachte mich ohne zu straucheln an das andere Ufer. „Du,“ sagte er zu dem Kinde, „solge mir und fürchte nichts.“ Das Kind that es und fand nicht die geringste Schwierigkeit. Der Zauber war gebrochen. Seit dieser Zeit, ich stand damals in dem siebzehnten Jahre, zeigte Mouny eine große Freundschaft gegen mich.

Wenn ich das Gesicht des Mannes ansah, habe ich niemals glauben können, daß er ein Hexenmeister sei. Etwas Außerordentliches aber hatte er gewiß an sich, wenigstens eine geheimnißvolle Fähigkeit. Er unterschied sich dem Aeußern, der Sprache und dem Benehmen nach gänzlich von allen andern Landleuten, ob



er gleich immer in denselben Verhältnissen gelebt hatte. Er drückte sich mit einer gewissen Vorzüglichkeit aus, wenn auch mit einem gewissen Cynismus, dem es meist nicht an Salze fehlte. Er hatte eine sanfte Stimme, mit einem angenehmen Accente; er war heiter und zu- thulich, aber nicht zubringlich. Ganz gegen die Gewohnheit der andern Landleute, die keinem guten Rocke begegnen können, ohne demüthig ihre Mütze abzuziehen, hat er sicherlich niemals zu irgend einer Person „Herr“ oder „Madame“ gesagt und ebensowenig jemals an seine Mütze gegriffen, um sie zu grüßen. Wenn ein Fremder ihm gefiel, so nannte er ihn „lieber Freund“ oder auch geradeweg mit dem Namen. Dazu trieb ihn keineswegs ein Geist der Insurrection. Er beschäftigte sich nicht mit Politik, las keine Journale und das hatte seinen guten Grund. Die Jagd beschäftigte ihn gänzlich und ich habe immer geglaubt, daß in Mouny, da jeder von uns eine gewisse Aehnlichkeit im Character, Instinct und selbst im Gesicht mit irgend einem Thiere hat, etwas von dem Jagdhunde lag. Er besaß den Instinct, den Scharfsinn, die Anhänglichkeit, die vertrauende Sanftmuth und den geheimnißvollen Sinn, der den Hund auf die Spur des Wildes bringt. Das verdient eine Erklärung.

Einige Jahre nach meinem Abenteuer an dem Graben (wenn es ein Abenteuer ist) wurde mein Bruder, der sich in der Gegend aufhielt, mit einemmale äußerst jagdlustig. Es war im Anfange eine unglückliche Leidenschaft, denn in unsern von Hecken durchschnittenen und mit buschigen Stellen bedeckten Thälern hat das Wild so viele Verstecke, daß die Jagd sehr schwer wird. Es reicht nicht hin, richtig zielen zu können, man muß auch die Lebensweise des Wildes kennen, die Tactik desselben durch eine Tactik der Beobachtung und Erfahrung bekämpfen, die List, die Geistesgegenwart, die Geduld in sich entwickeln, sich durch nichts zerstreuen lassen, nach dem Augenmaße im Gebüsch schießen können oder so genau und so schnell zielen, daß ein Hase im Laufe, wenn er sich eine oder zwei Secunden auf einer freien Stelle von einigen Fuß Breite zeigt, da stürzt, weil er sonst wieder in dem undurchdringlichen Dickicht verschwindet. Rebhühner auf freiem Felde zu schießen, ist Kinderspiel; dagegen ist der Hase im Walde eine Jagd für Meister. Man muß da sehr geübt sein und der, welcher im Freien der beste Jäger ist, wird hier sein Pulver vergebens verpuffen, wenn er nicht, um seine Lehrzeit abzukürzen, Görgel zu Hilfe ruft.

„Das ist freilich das Sicherste,“ bemerkte ein alter

Jäger; „wenn ich auch nicht weiß, wie man es anzufangen hat. Der Anfang ist dabei immer gut, aber das Ende!... Die Sache läuft immer schlimm ab. Der Mouny wird Sie so viel Wild erlegen lassen, als Sie wünschen; Gott weiß, daß er der beste Schütze in Europa und vielleicht sogar in Frankreich ist; aber er hat einen gefährlichen Menschen bei sich. Er mag sich in Acht nehmen. Er wird noch einmal seinen Gegner finden; Görgel wird ihm den Garauß machen.“

Wenn man von einem Husarenregimente kommt, ist man nicht abergläubisch. Mein Bruder, der Meister in der Jagd werden wollte, ging bei Mouny in die Lehre, und ich, der ich immer gern im Feld und Wald umherschweifte, im dustenden Schatten eines Nußbaumes eine Cigarre rauchte oder einen Roman auf einem Spaziergange längs dem Flusse las, war mit von der Partie, ohne etwas Böses dabei zu denken.

„Zuerst, Kinder,“ sagte Mouny zu uns, „müssen wir während der Messe auf die Jagd gehen, wenn Ihnen dies nicht gar zu lästig ist.“

— „Hm!“ dachte ich; „da zeigt sich der Herrenmeister.“ Wir brachen auf, während die Glocken im Dorfe die Frommen zur Kirche riefen, und wir konnten wenigstens sicher sein, keine lästigen Mitbewerber zu treffen. „Es ist zu bald,“ sagte Mouny, „erst müssen alle in der Kirche sein; wir dürfen weder einer Frau noch einem Mädchen begegnen, bevor der erste Schuß gefallen.“

Trotz dieser Vorsicht und obgleich wir, dem Herrenmeister zu Gefallen, dessen Wesen uns gefiel, einen großen Umweg machten, um keiner Bäuerin zu begegnen, die sich zur Kirche begeben, befanden wir uns mit einem Male vor einer Hirtin, welche an der Ecke einer Wiese ihre Schafe hütete.

„Da sie nicht geht,“ sagte mein Bruder, „so kann dies kein Begegnen genannt werden.“

„Es ist ganz gleich,“ antwortete Mouny, „es ist eben so schlimm und das Glück gegen uns. Wir werden zwei Stunden umherlaufen, ohne etwas zu treffen.“

Es vergingen wirklich zwei Stunden, ehe wir ein Stück erlegen konnten. Einer von uns schoß immer schlechter als der Andere und selbst Mouny war ungeschickt.

„Wenn Du ein Herrenmeister bist,“ sagte ich zu ihm, „so solltest Du Kugeln haben, die immer treffen. Görgel soll ja seinen Freunden solche Kugeln geben.“

— „Glauben Sie an ihn?“ fragte er achselzu-



kend. „Ich halte Alles, was man von ihm erzählt, für Märchen, um den Kindern Furcht zu machen.“

„Aber warum vermeidest Du denn einer Frau zu begegnen? Warum gehst Du auf die Jagd während der Messe? Warum glaubst Du an Unglück?“

— „Siehst Du, mein Kleiner,“ entgegnete er, „Du sprichst, wie Du es verstehst. Die Jagd ist ein Ding, das nicht Jeder versteht. Es giebt Glück und Unglück, weiter habe ich nichts sagen wollen. Prophezeihete ich nicht zwei unglückliche Stunden? Jetzt sind sie vorüber; sieh' nur nach der Sonne. Da, auf dem Baume sitzt eine Elster. Ich werde sie herunter schießen und das Glück wird sich uns wieder zuwenden; wenn ich fehle, werden wir besser thun, wir gehen nach Hause; wir würden sicher nichts treffen.“

Er schoß die Elster herunter. „Hebt sie nicht auf, rührt sie nicht an,“ sagte er. „Sie taugt zu nicht, als einen Zauber zu lösen.“

— „War denn also die Hirtin eine Zauberin?“ fragte ich ihn.

„Nein,“ antwortete er, „es giebt weder Zauberer noch Zauberinnen; aber sie hatte einen nachtheiligen Einfluß. Es ist nicht ihre Schuld. Dieser Einfluß ist aufgehoben; jetzt werden wir beim weißen Kreuze zwei Rebhühner finden.“

— „Eine halbe Stunde von hier?“ fragte mein Bruder.

„Allerdings,“ antwortete Mouny; „ein Männchen und ein Weibchen. Ihr könnt jetzt begegnen, wer es sein mag, Ihr könnt schießen, wie Ihr wollt, jene Rebhühner werdet ihr treffen; ich gebe sie Euch.“

Wir fanden sie an der Stelle, die er bezeichnet hatte, und mein Bruder schoß sie.

„Nun,“ sagt er, „werden wir in einer halben Stunde nichts wieder finden. Sehen Sie nach der Uhr.“

Als die halbe Stunde vorüber war, sprach er: „Jetzt will ich einen Hasen schießen; er muß stürzen.“

Der Hase zeigte sich in so großer Entfernung, daß mein Bruder rief: „Schieß nicht, es ist ganz nutzlos; kein Gewehr trägt so weit.“

Der Schuß knallte.

„Und wenn er ein Hexenmeister ist,“ sagte mein Bruder, „den Hasen trifft er nicht; es ist rein unmöglich.“

— „Such!“ rief Mouny seinem Hunde zu.

„Ja, such' nur! wiederholte mein Bruder lachend.

Der Hund jagte fort; er schwamm durch den

Fluß, denn Mouny hatte darüberhin geschossen; er suchte in dem Gebüsch, stürzte sich in die Dornen hinein und brachte den von Mouny geschossenen Hasen.

Ich fing an zu glauben, daß Görgel im Spiele sei. Er gab noch mehrere Prophezeihungen zum Besten, die wie die früheren in Erfüllung gingen. Auf dem Rückwege stellte sich unser Hund vor einem Volke Rebhühner.

„Lassen Sie mich schießen,“ sagte Mouny indem er meinen Bruder zurückhielt. „Wir müssen wenigstens sechs haben.“

Er schoß sieben.

— „Das ist zu leicht,“ sagte er ruhig, indem er sie in die Jagdtasche steckte.

„Wenn er nicht ein Hexenmeister oder der Teufel selbst ist,“ sagte ich zu meinem Bruder, als wir wieder nach Hause kamen, „so muß er wenigstens Kenntnisse besitzen, die allen Andern abgehen.“

„Er hat,“ antwortete mein Bruder, „die Lebensweise des Wildes studirt, kennt alle Schlupfwinkel desselben, und weiß genau, wie es sich zu benehmen pflegt. Die freien Thiere führen ein sehr regelmäßiges Leben und man braucht sie nur einen Tag genau zu betrachten, um zu wissen, wie sie alle andern hinbringen.“

— „Aber der Hase, den er in so großer Entfernung traf?“

„Sein Gewehr trägt unverhältnißmäßig weiter als die unsrigen.“

— „Und die sieben Rebhühner?“

„Er schoß dahin, wo sie am dichtesten saßen. Ich bestreite es nicht, daß er geschickter ist als wir.“

— „Und seine Prophezeihungen?“

„Der Zufall begünstigt die Glücklichen und glücklich sind die Recken.“

— „Damit könnte man Alles erklären und doch scheint es mir als würde damit gar nichts erklärt.“

„Warte nur den morgenden Tag oder die nächste Woche ab, um zu sehen, wie dieser Hexenmeister den Zufall beherrscht. Du wirst Dich überzeugen, daß er das Richtige nicht immer so genau trifft wie heute und daß ihn sein Görgel mehr als einmal im Stiche läßt.“

Wir gingen von nun an fast alle Tage mit Mouny auf die Jagd und wir fanden großes Vergnügen daran, mein Bruder, weil er in dieser Gesellschaft immer viel Wild fand, ich, weil er uns an die reizendsten, unbekanntesten Stellen des Schwarzthales führte. Er setzte sein System der Beschwörung der nachtheiligen Einflüsse und seine Prophezeihungen fort, und ich



muß, um der Wahrheit die Ehre zu geben, hinzusetzen, daß fünfundzwanzig von dreißigen eintrafen. Dies dauerte aber nicht bloß vier Tage, sondern fünfthalb Jahr, in welcher Zeit Mouny als Jäger und vielleicht auch ein wenig als Herrenmeister einen Einfluß über uns gewann, den wir immer weniger bekämpften. Indem wir mit ihm die Lebensweise des Wildes studirten, lernten wir uns bald überzeugen, daß dieselbe keineswegs so geregelt ist, als wir anfangs geglaubt hatten. Je aufmerksamer wir unsern Führer beobachteten, um so mehr bemerkten wir an ihm eine gewisse Gabe der Voraussage, die ihn jedoch bisweilen wie eine Krankheit zu belästigen und zu peinigen schien. Er war durchaus kein Charlatan und wenn er an Görgel glaubte, so verheimlichte er es und sprach nicht gern davon. Eine Erscheinung, die in Mouny vorging, brachte uns zum Theil wenigstens auf die Spur der Wahrheit, wie ich gegenwärtig glaube.

Eines Tages (wir hatten offenbar alle übeln Einflüsse gegen uns) strichen wir vier bis fünf ewig lange Stunden umher, ohne etwas zu finden. Das Wild schien von einer ägyptischen Landplage befallen zu sein, denn wir erblickten nicht einmal eine Lerche. Der Jagdhund Mouny's war verstimmt und Medor sah uns mit melancholischer Miene an. Zwei oder dreimal standen sie, um die Langeweile zu vertreiben, vor Igeln und Lattern; aber Mouny verbot uns, auf solche Thiere zu schießen, weil man dadurch, wie er sagte, sich die Hand verdirbe. Nach der Meinung der Bauern schützte er als Herrenmeister die unreinen Thiere, die dem Bösen geweiht sind, und Görgel überliefert dem Jäger, den er schüßt, das edelste Wild nur unter der Bedingung, daß derselbe die unreinen Thiere schon, in deren Gesellschaft er die Herrennächte zubringt, die Käuzchen, die wilden Katzen, die Kröten, die Schlangen, die Füchse, die Fischottern, die Fledermäuse, die Wölfe u. s. w. Mouny war an diesem Tage sehr traurig, niedergeschlagen und blässer als gewöhnlich, auch nachlässig, wie wir ihn selten gesehen hatten.

„Hören Sie,“ sagte er endlich, „das muß anders werden, ich will einmal bei Seite gehen.“

— „Was heißt das?“

„Ich will mich in dieses Dickicht begeben; Sie mögen auf dem Wege da unten hingehen, aber folgen Sie mir nicht in das Gebüsch hinein, es könnte sonst ein Unglück geschehen.“

Wir waren an solche Reden von ihm gewöhnt und gingen deshalb am Waldrande hin, weil wir glaub-

ten, er würde irgend einen Hasen heraufstreiben; aber er kam selbst nicht wieder; erst nach einer halben Stunde sahen wir ihn höchst aufgeregt und unruhig zurückkommen. Er zitterte an allen Gliedern und schien sehr ermattet, sehr leidend oder sehr erschrocken zu sein. Sein Anzug war beschmutzt, sein Haar voll Moosspitzen, als wäre er in einem heftigen Kampfe zu Boden geworfen worden. Auf seiner Stirn standen große Schweißtropfen, aber dennoch klapperten ihm die Zähne vor Frost zusammen. „Nun, was giebt es?“ fragte mein Bruder, „hat Dich die Polizei beim Kragen gehabt?“

Wir hatten durchaus kein Geräusch gehört, da wir aber meist jagten, ohne einen Erlaubnißschein zu besitzen und in verbotener Zeit als ächte angehende Wilddiebe, so konnten wir wohl irgend einem Gendarmen, Feldhüter oder irgend einem andern Diener der öffentlichen Sicherheit begegnen und wir schickten uns eben an Fersengeld zu geben, als Mouny uns zurückhielt. „Es ist nichts,“ sagte er mit fast erlöschener Stimme, „es ist nichts.“ Dann schien er sich außerordentlich anzustrengen, schüttelte sich, als wolle er sich aus einem ängstlichen Traume erwecken, faßte sein Gewehr mit noch zitternder Hand, wischte seine Stirn ab und sagte: „nun geht alles gut; wir werden eine glückliche Jagd haben. Es werden viele Schüsse fallen. Sie,“ sagte er zu meinem Bruder, „werden nicht leer nach Hause kommen, und Du,“ setzte er zu mir gewandt hinzu, „Du wirst in Deinem Leben zum erstenmale zwei Hasen auf einen Schuß fallen sehen.“

„Und wer wird diesen schönen Schuß thun?“ fragte ich.

— „Einer der Mouny heißt und dem Vielerlei sehr gleichgiltig ist,“ antwortete er kopfschüttelnd.

„Und wann wird dieser Meisterschuß fallen?“ fragte mein Bruder.

— „Sogleich,“ antwortete er.

Es zeigte sich ein Hase, Mouny legte an und der Hase fiel.

„Diesmal ist es nur einer,“ sagte mein Bruder lachend.

— „Gehen Sie in das Gebüsch,“ entgegnete Mouny, „wenn nicht zwei darin liegen, so will ich mein Lebtag kein Gewehr wieder angreifen.“

Wir suchten in dem Gebüsch und fanden wirklich einen zweiten Hasen, denn derselbe Schuß, welcher dem ersten den Kopf zerschmettert, hatte dem andern die Läufe zerrissen.



„Aber wie zum Teufel konntest Du ihn sehen?“ fragte ich; „hast Du bessere Augen als wir?“

— „Augen?“ antwortete Mouny. „Ihr könnt eine Brille aufsetzen, welche Ihr wollet und Ihr werdet doch nicht sehen, was ich sehe. Seht,“ setzte er zu meinem Bruder hinzu, „machen Sie sich fertig; Sie müssen schießen.“

Nach etwa hundert Schritten fanden wir ein Volk wilde Enten. Mouny mochte nicht schießen. Mein Bruder erlegte mehrere und kam Abends mit der ganzen Jagdtasche voll Enten und Becassinen zurück.

(Beschluss folgt.)

### M i s c e l l e n .

(Eine Whistpartie.) Wir hatten, erzählt ein Engländer von seinem Aufenthalte in Indien, fast den ganzen Abend Whist gespielt und spielten noch. Maxey, der immer Glück hatte, gewann fortwährend; sein Gesicht strahlte vor Freude, während die der Uebrigen immer länger und verdrüsslicher wurden. Mit einemmale änderte sich sein Aussehen, er schien zu zögern, da er doch mit so großer Sicherheit zu spielen pflegte. „So spielen Sie doch, Maxey; was hält Sie ab?“ rief ihm Churchill zu. — „Still!“ antwortete Maxey, der sichtbar erbleichte. — „Fühlen Sie sich unwohl?“ fragte ein Anderer, indem er aufstehen wollte. — „Am Gotteswillen, bleiben Sie ruhig,“ entgegnete Maxey mit angstvoller Stimme; „wenn Ihnen im Geringssten etwas an meinem Leben liegt, so rühren Sie sich nicht. Wenn Sie sich bewegen, bin ich verloren.“ Wir sahen einander mit Verwunderung an und er setzte hinzu: „noch ist nicht alle Hoffnung aufzugeben; es hat sich eine Cobra de Capello um meinen Fuß geschlungen.“ — Wir wollten aus Instinct der eigenen Sicherheit unsere Stühle weggeschoben, aber ein bittender Blick des Freundes hielt uns zurück; auch wußten wir wohl, daß wenn die Schlange Maxey verließ, um einen andern zu umschlingen, dieser im Voraus für verloren angesehen werden konnte, so schrecklich ist in seinen Wirkungen das Gift dieser gräßlichen Schlange. Der arme Maxey trug kurze Beinkleider und seidene Strümpfe, so daß er alle Bewegungen des Thieres genau fühlte. Er wurde leichenblaß, die wenigen Worte, die er sprach, bewegten kaum seine Lippen; er athmete fast nicht, so sehr fürchtete er seine Feindin zu beunruhigen und die verderbliche Entwicklung zu beschleunigen. Unsere Angst war nicht minder groß als die seinige. „Holt Milch, im Namen des Himmels. . . Man setze eine Schüssel damit an den Boden nahe bei mich und giesse etwas aus,“ sagte er nach einiger Zeit. — Ein Diener entfernte sich. . . „Mein Schicksal wird bald entschieden sein,“ fuhr der Unglückliche fort. „Ich habe in Europa eine Frau und zwei Kinder; sagt ihnen, daß ich sie segnend starb. Meine letzten Gedanken gehören ihnen. . . Sie win-

bet sich weiter herauf nach der Kniekehle zu. . . Ich fühle ihren Athem! Mein Gott, soll ich so sterben!“ — Die Milch wurde gebracht; der Diener stellte sie hin und entfernte sich todtbleich. . . „Es hilft nichts,“ fuhr Maxey fort, „sie schließt sich vielmehr immer fester an. . . Ich wage nicht hinzusehen. . . Gott, nimm meinen Geist auf und vergieb mir. . . Jetzt lockert sie sich ein wenig auf. . . Will sie sich zu Einem von Euch wenden? Nein, die Milch lockt sie. . . Rührt Euch nicht, sie will mich verlassen, aber seid auf Eurer Hut. Churchill, ich glaube sie kommt zu Dir.“ Churchill rührte sich nicht. Maxey sah jetzt unter den Tisch. Die Schlange hatte seinen Fuß losgelassen und sich zu der Milch gewendet. „Ich bin gerettet!“ rief er, indem er aufsprang und den Stuhl wegschleuderte, um ohnmächtig in die Arme seines treuen Dieners zu sinken, der ihn hinaustrug. Ich brauche nicht zu sagen, daß wir uns augenblicklich entfernten. Die Schlange wurde durch einen Säbelhieb getödtet, als sie aus dem Fenster hinaus kroch. Trozdem hatte der Vorfall die schlimmsten Folgen. Maxey konnte sich von dem Schrecken nicht erholen; er kränkelte mehrere Jahre und sank endlich in ein frühzeitiges Grab.

(Ein Skelett.) Im zweiten Acte des Freischütz, in der Wolfsschlucht, bei dem Gießen der Freikugeln erscheint bekümmert ein Skelett auf der Bühne. In Paris braucht man dazu ein wirkliches Skelett und die Geschichte desselben ist mehrwürdig. Im Jahre 1787 verliebte sich ein junger Mann von 18 Jahren, Boismaison, der zu den Figuranten der Oper gehörte, in Ninine Dorival, die ebenfalls Tänzerin war. Sie gab ihm Hoffnungen, zog aber endlich den Sergeant-Major vor der die sechzig Mann Soldaten im Opernhause befehligte. Boismaison sah sein Unglück, hielt es für unverbesserlich und dachte nur an Rache. Eines Abends nach dem Schauspieler lauerte er seinem glücklichen Nebenbuhler auf, aber er vermochte nichts über denselben, wurde gebunden und in die Vorhalle der Oper geracht, wo er gefesselt die Nacht verbringen mußte. Früh fand ihn der Wächter des Hauses, der das Abenteuer erfuhr und dasselbe lachend dem ganzen Theaterpersonale mittheilte. Boismaison konnte den Spott nicht ertragen, wurde krank und starb, machte aber ein seltsames Testament. Er vermachte seinen Körper dem Hrn. Lamairan, dem Arzte der Oper, und bat ihn, sein Skelett in dem Theater selbst aufzubewahren, damit er selbst noch im Tode in der Nähe derer bleibe, die er geliebt. Der letzte Wille des jungen Mannes ist treu vollzogen worden und sein Skelett gehörte fortwährend zu dem Material der Oper. Durch den Freischütz hat ein neues Leben für dasselbe begonnen.

(Ein neues Mittel, Jemandem den Trunk abzugewöhnen.) In einer Versammlung eines Mäßigkeitsvereines in England ward erzählt, ein Schenkwirth, der in Folge übermäßigen Trinkens an manchen Beschwerden gelitten, habe sich endlich an einen Arzt gewendet. Dieser verordnete ihn, täglich nicht mehr als zwei Flaschen Brantwein zu genießen, und jeden Mor-



gen in die Flasche, deren er sich dazu bediene, eine Bohne zu werfen. Sobald die Flasche voll von Bohnen wäre, würde er gesund sein und sich das Trinken abgewöhnt haben. Die Ver-  
ordnung hatte den besten Erfolg, indem der Trinker alle Tage um soviel weniger bekam, als der Raum einer Bohne einnahm.

(Eine List des Baron von Rothschild.) Im vorigen Herbst hatte der Baron von Rothschild in Paris viele seiner Bekannten, die nicht geradezu Freunde zu nennen sind, zur Jagd auf sein Gut Ferrieres eingeladen. „Sie können,“ sagte er, „auf alle Kammler schießen; schonen Sie aber nur die Häsinnen. Damit Sie sie aber ja nicht verkennen, habe ich allen Kammlern die Köffel verschneiden lassen. Sie werden also die Häsinnen an ihren vollständigen Köffeln erkennen.“ Die Gäste des Herrn von Rothschild wunderten sich indes sehr bald über die ungeheure Menge von Häsinnen, die an ihnen mit gespitzten Köffeln, gleichsam um sie zu höhnen, vorüber liefen. Vergebens warteten sie auf das Erscheinen eines Thieres mit unvollständigem Kopfschmuck, auf das das Gewehr angelegt werden könnte, ohne die Vorschriften des Besitzers zu verletzen. Einer der Jäger wurde ungeduldig und schoß ein Thier mit ganzen Köffeln nieder. Es war ein wirklicher und schöner Kammler. Da nahm der Jagdfreund sein Messer, schnitt ihm die Köffel ab, schoß ohne Umstände alles nieder, was ihm in den Schuß kam, und nahm mit allen seinen Opfern dieselbe Operation vor. Seinem Beispiele folgten die anderen Herren. Rothschild soll sich nicht wenig über das Fehlschlagen seiner List geärgert haben.

(Französische und englische Sitten.) Die Gräfin von Blessington, deren Werk: *The idler in Italy*, so großen Beifall gefunden, hat ein ähnliches über Frankreich erscheinen lassen, in welchem sie unter andern auch folgende Bemerkung macht: „Mir fällt der große Unterschied zwischen den Sitten der Franzosen und Engländer in gleichen Lebensverhältnissen auf. Die Esbern behandeln die Damen mit einer Artigkeit, welche das Resultat gewöhnlicher Freundlichkeit zu sein scheint, die Letzteren dagegen mit einer Huldbildung, die durch die eigenthümlichen Ansprüche des Geschlechtes hervorgerufen zu werden scheint, wie sie sich in jeder Dame besonders darstellen, und sie ist deshalb schmeichelhafter. Ein Engländer nimmt sich selten vor, gegen die Damen den Angenehmen zu spielen; ein Franzose dagegen versäumt keine Gelegenheit, dies zu thun; deshalb sind denn auch die Aufmerksamkeiten der Letzteren minder schmeichelhaft als die der Erstern, weil die Dame, wie frei sie auch von Eitelkeit sein mag, annehmen kann, daß, wenn ein Engländer sich die Mühe nimmt — und es ist für die Insulaner immer eine mehr oder minder große Mühe, angenehm zu erscheinen — sie ihm wirklich den Wunsch einflößte, ihr zu gefallen. In Frankreich kann eine Dame vergessen, daß sie weder jung noch schön ist, denn der Mangel dieser Ansprüche auf Aufmerksamkeit setzt sie der Unannehmlichkeit nicht aus, von den Herren vernachlässigt zu werden. In England dagegen könnten die Keitlichen und Häßlichen wohl eine Geschichte erzählen

von der Aufrichtigkeit, mit welcher Herren die Jugend und Schönheit vorziehen und die Anwesenheit derer vergessen, die beide nicht besitzen. Frankreich ist das Paradies für alte Damen, namentlich wenn sie Geist besitzen; England dagegen ist für sie das wahre Fegefeuer. — Die französische Gesellschaft hat unbestritten einen großen Vorzug vor der englischen und zwar weil in ihr die Gegenstände nicht besprochen werden, welche in England, selbst in Gegenwart von Damen, einen so großen Theil der Conversation in Anspruch nehmen. Ich habe oft in Paris einen Abend vor und nach einem Wettrennen verbracht, an dem die Herren großes Interesse nahmen, ohne daß darüber gesprochen wurde. Auch sprechen die Herren hier in Gegenwart von Damen nicht vom Schießen und Jagen, während die Damen in England oft einen ganzen Abend hindurch von nichts hören, als von Pferden, von Jagdabenteuern von den Vorzügen der Gewehre aus dieser oder jener Fabrik, der Percussionsköpfe etc. Indessen ist auch zu bemerken, daß dieser Unterschied in der Behandlung des schönen Geschlechts nicht gänzlich durch feinere Bildung der Herren in Frankreich verursacht wird, da ich überzeugt bin, daß die Französinen die Nachlässigkeit im Benehmen der Herren, wie sie sich in England zeigt, nicht dulden würden und daß derjenige, welcher in ihrer Gegenwart von Pferden, vom Schießen und Jagen spräche, sich bald aus ihrer Gesellschaft verbannt sehen würde. Die Französinen glauben noch und mit Recht, den Ton in den Birkeln anzugeben, in denen sie sich bewegen, und sie wehren eifersüchtig jede Verletzung der ehrerbietigen Aufmerksamkeit ab, die sie ihrer Meinung nach in Anspruch nehmen können.

(Erhaltung der Schönheit der Haut.) Das Haar. Es genügt, um es in gutem Zustande zu erhalten, dasselbe sorgfältig alle Tage zu kämmen und zubürsten. Die Personen, welche trockenes starres Haar haben, müssen es leicht mit sehr wenig parfümirtem Oel oder dergleichen Pomade besudeln. Diejenigen, welche zu fettiges Haar haben, müssen es bisweilen mit ein wenig Wasser und Alcohol kämmen und dürfen sich keiner Pomade bedienen. Das Haar fällt in Folge von Krankheit, von Aerger und Wochenbetten stark aus, wenn man sich den Kopf zu sehr verhüllt oder dicke Kopfbedeckung trägt. Bemerket man dies, so muß man die Ursache entfernen, wenn es möglich ist, das Haar alle vierzehn Tage um etwa einen halben Zoll abschneiden und die Wurzeln mit China- oder Lanninpomade einreiben. — Rötthe des Gesichtes. Die Rötthe des Gesichtes ist immer ein Zeichen von guter Gesundheit; wenn indes das ganze Gesicht eine rothe Farbe erhielt, könnte man wohl versuchen, dieselbe zu vertreiben. Weiß man nicht, welcher Ursache sie zuzuschreiben ist, so muß man sich des Weines, des Kaffees etc. gänzlich enthalten, alle Abende die Stirn und das Kinn mit einer säuerlichen oder zusammenziehenden Pomade bestreichen und sich alle Morgen mit einer starken Abkochung von Nachtschatten und Lattich waschen. (Wird fortgesetzt.)



### Generalcorrespondenz.

Am Ende des Boulogner Hölzchens steht ein herrliches Sommerhaus. Vor Kurzem wurde daselbst ein ländlicher Ball gegeben; die Boskets funkelten von einer ungewöhnlich großen Menge von Lämpchen; die Blumen, und Gott weiß, welche Blumen! die fettesten blüheten da in solcher Menge und Leppigkeit, als habe der Frühling alle seine Gaben auf diesen kleinen Raum beschränkt. Der König der Bankiers gab der Elite der Pariser Gesellschaft dieses glänzende nächtliche Fest. Wie in den Sauberparkästen der Feenmärchen gab es in jedem Bosket etwas Wunderbares oder Zauberisches. In einer gewissen Stunde in der Nacht wurden die Gäste in den schönsten Theil des Parks geführt und in ein wahres Juwel von einem Schweizerhüttchen eingelassen. In diesem Hüttchen befand sich ein mit dem äußersten Luxus meublirter Stall und in dem Stalle waren prächtige Schweizerkühe, welche gewiß die sieben fetten Kühe übertrafen, welche Pharaon im Traume gesehen; ein junges, sehr hübsches Milchmädchen ging umher und präsentirte in chinesischem Porzellantaaschen die reinste Milch. So versteht der Herr von Rothschild das Landleben! —

Bei Gelegenheit der dem Könige von Frankreich zugeschriebenen Briefe, welche von den Zeitungen mitgetheilt worden sind, und der Angriffe, die der König deshalb erfuhr, erzählt ein Journal: „unter der Regentschaft ließ ein Herr Lagrange-Chenier eine Flugschrift von der größten Beleidigung gegen den Herzog von Orleans drucken. Der Regent ließ den Verfasser zu sich rufen und fragte ihn: „glauben Sie wirklich alles das Schlechte von mir, was Sie geschrieben haben?“ — „Ja,“ antwortete der Befragte. — „So gehen Sie in Gottes Namen,“ setzte der Herzog hinzu; „hätten Sie aber gegen Ihre Ueberzeugung geschrieben, so würde ich Sie in der Bastille haben einsperren lassen.“ —

Im Jahre 1843 will man ein neues großes Jubelfest feiern, nämlich das tausendjährige des Vertrages von Verdun, und somit das tausendjährige Bestehen Deutschlands. In Leipzig will sich bereits ein Comité zu dieser Feier bilden.

Der artesische Brunnen, den man bei Paris gegraben hat, der große Selbstsummen kostete und von dem man sich das schönste Wasser in Menge versprach, wird sehr lästig und beunruhigend, denn er wirft ein schwarzes mit Sand untermischtes Wasser in solchem Uebersusse heraus, daß er bereits mehr geliefert hat, als Paris in einem Jahre braucht, wenn es zu brauchen wäre. Wenn dies so fort dauert, ist Paris mit einer Ueberschwemmung von schmutzigem Wasser bedrohet. —

Die französische Akademie vertheilt bekanntlich jedes Jahr einen sogenannten Jugendpreis, der für irgend eine sehr verdienstliche That zuerkannt wird. Dieses Jahr hat sie den Schauspieler Moëssard gekrönt, aus welchem Grunde, wissen wir nicht. Die Journale erzählen von ihm seitdem eine Menge Lüge, die seine Gutmüthigkeit erläutern sollen — im Scherz, z. B. eines

Tages befand sich Moëssard auf der Bühne und sollte eben eine schuldige Tochter verfluchen; schon hatte er die Hand mit aller möglichen Feierlichkeit erhoben, als eine Stimme aus einer Loge an der Bühne ihm zurief: „Moëssard, verfluchen Sie das Mädchen nicht, es kann sich noch bessern,“ und Moëssard sprach wirklich den Fluch nicht aus, den der Dichter ihm vorgeschrieben hatte. —

Das berühmte Gemälde Davids, die Krönung des Kaisers Napoleon darstellend, das sonst so großes Aufsehen erregte, ist, wie wir in voriger Nummer erzählten, in diesen Tagen versteigert worden. Es wurden anfänglich 20,000 Frcs., dann 10,000 Frcs. dafür gefordert. Man fand endlich nur mit Mühe einen Käufer für — 2300 Frcs. —

In Culm in Preußen erschoss, wie die Staatszeitung erzählt, ein Registrator Borne auf offener Straße, am hellen Tage und in Gegenwart mehrerer Menschen einen Justizcommissar, weil derselbe der Frau desselben bei der Scheidungsklage beigefanden hatte. —

Die Edelsteine und Kleinodien des Sonnentempels, die zur Zeit der Eroberung Perus von den Eingeborenen des Landes verborgen wurden, damit sie nicht in die Hände der Spanier fallen möchten, sollen vor Kurzem bei Cerro de Pasco wieder aufgefunden worden sein und ihr Werth wird auf 150 Millionen Dollars (à 1 Lthr. 10 Ngr.) geschätzt. —

In der eben jetzt in London stattfindenden Gemäldeausstellung bemerkte man Abends, als die Säle geschlossen wurden, an einem Gemälde, „Marie Stuart auf der Falkenjagd“ ein ganz eigenthümliches Aussehen. Bei genauerer Betrachtung zeigte sich eine rucklose Verstümmelung an dem Kunstwerke; die Augen aller Figuren waren nämlich mit einem scharfen Instrumente herausgeschnitten worden. Als man besorgt die andern Gemälde betrachtete, zeigte sich dieselbe Verstümmelung noch an drei andern großen und werthvollen; an einem dürfte sogar die Ausbesserung unmöglich sein. Man begreift nicht, wie und wann der freche Thäter diese Schandthat ausgeführt hat und bietet alles auf, um ihn zu ermitteln und zur gerechten Strafe zu ziehen. —

Unter den Festen bei der Vermählung des Erbprinzen von Dänemark mit der Prinzessin von Strelitz, kam auch ein Turnier vor, in welchem vierundzwanzig Herren zu Pferde in Rüstung, jeder von zwei Knappen gefolgt, erschienen. Alle Damen, die als Zuschauerinnen zugegen waren, zeigten sich in mittelalterlicher Kleidung. —

In Luzen Bardes verlor ein Mann auf folgende ungewöhnliche Weise sein Leben. Er hatte einen Prozeß gewonnen, der ihn in den Besitz eines sehr großen Vermögens brachte und gab seinen Freunden ein großes Festmahl; Während er nun im höchsten Freudengefühle ein Lied absang, das er selbst für diese Gelegenheit gedichtet hatte, rührte ihn der Schlag; er fiel von dem Stuhle, auf dem er sich beim Singen gestellt hatte, und war augenblicklich todt. —



# Allgemeine Norddeutsche Zeitung

N<sup>o</sup> 30.

Der äußerst billige Preis dieser wöchentlichen Zeitschrift, für den Jahrgang zu 104 Quartbogen, mit 64 Kupfern oder circa 600 Abbildungen der neuesten Pariser, Londoner und Wiener Moden, schnell nach deren Erscheinen, ist 6 Thlr.; mit 116 Kupfern und



1841

Stahlstichen, die Moden u. als Doppelkupfer: Portraits berühmter Menschen, Abbildungen von neuen Meubles, Fenster-Caricaturen, Gartenverzierungen, Equipagen etc. enthaltend, 8 Thlr. Alle Buchhandlungen, Zeitungserpeditoren und Postämter nehmen Bestellungen an.

Redakteur: Dr. A. Diezmann.

Verlag von Baumgärtner's Buchhandlung in Leipzig.

Motto: Von dem Neuen das Neueste; von dem Guten das Beste.

## Mouny.

Eine Samieliade.

(Schluß.)

Mouny empfahl uns so häufig, über das, was auf der Jagd geschehe, zu schweigen und besonders gegen seine Frau nichts davon zu erwähnen, daß wir nicht besonders darauf achteten. Er verheimlichte seiner Frau die Beute nicht, welche er nach Hause brachte; aber jeden Tag ließ er uns schwören, ihr nicht zu sagen, mit welchem Blei, zu welcher Stunde, an welcher Stelle und nach welchen Worten er ein Stück geschossen. Er ging mit Niemandem als mit uns auf die Jagd und es war dies ein Beweis von großem Vertrauen, das er uns gab. „Du hältst Dich also für einen Herrenmeister, weil Du das, was Du weißt, so geheim hältst?“ fragten wir ihn.

„Nein,“ antwortete er; „aber eine Frau darf von Jagdsachen nichts wissen; das bringt Unglück.“

Der Mann zeigte auf den ersten Anschein eine seltsame Vermischung von Aberglauben und Unglauben in seinen Ideen. Er glaubte wirklich weder an den Teufel, noch an böse Geister, wohl aber an verderbliche und wohlthätige Einflüsse, die, wie ich glaube, noch keine Wissenschaft anerkannt hat, wahrscheinlich weil sie dieselben noch nie gehörig beobachtete. Es würde aber doch sicherlich von großer Wichtigkeit sein, wenn wir so aufgeklärt wären, um die Eigenschaften, die er ge-

wissen Körpern, gewissen Ausflüssen und Berührungen zuschrieb, zu untersuchen und zu prüfen. Wenn man den Mann genauer betrachtete, sah man wohl, daß er durchaus nicht abergläubisch war, daß er vielmehr nach einer wahren oder falschen physikalischen Theorie handelte. Die Folgen davon waren meist so außerordentlich, daß er sich allem Anscheine nach in der Anwendung gar nicht oft täuschte. Ich glaube es nicht, daß er jemals über die Ursachen nachgedacht hat, sicherlich aber besaß er durch Instinkt oder Beobachtung eine gewisse Wissenschaft. Wie? das haben wir nie erfahren können und ich weiß nicht, ob er es selbst wußte. Seine Antworten waren in dieser Hinsicht immer ausweichend so konnten wir uns nie etwas daraus abnehmen.

So oft die Jagd schlecht war, zog er sich zurück, wie er sich ausdrückte, d. h. er verbarg sich vor unsern Blicken entweder in einem Gebüsch, oder in einem Graben oder einem verlassenem Gebäude und kam dann nach einer gewissen Zeit blaß, abgespannt, zitternd, kaum athmend und sich nur mit Anstrengung bewegend wieder, kündigte uns aber auch immer glückliche Jagd-ereignisse an, die stets in Erfüllung gingen, bisweilen mit so genauer Angabe aller Einzelheiten, die an das Wunderbare grenzte. Eines Tages nahmen wir uns vor, ihn zu beobachten, um zu sehen, ob er irgend ein abergläubisches Verfahren beobachte oder eine gewisse Taschenspielererei treibe. Wir stellten uns, als entfernten wir uns und machten einen Umweg, um wieder zu ihm zu gelangen. Wir kamen an das Gebüsch zu ihm



unter Vorsichtsmaßregeln, welche völlig unnöthig waren, denn der Zustand, in welchem wir ihn fanden, gestattete ihm nicht, uns zu hören oder uns zu sehen. Er lag am Boden und schien von einer unbegreiflichen Angst gepeinigt zu werden. Er rang die Arme, ließ die Gelenke knacken, hüpfte auf dem Rücken empor, wie ein Karpfen, athmete mit Anstrengung und seine Augen waren wie erloschen. Wir glaubten, er sei von einem epileptischen Anfalle getroffen worden, aber so weit kam es nicht. Er hatte keinen Schaum vor dem Munde, auch fehlten andere charakteristische Kennzeichen der Epilepsie. Es war bloß ein Nervenanstoss, eine convulsivische Bewegung, etwas mehr schmerzlich als schrecklich Anzusehendes, das in weniger als fünf Minuten verging. Dann richtete er sich allmählig auf, dehnte sich, wurde ruhiger, kam wieder zu sich und blieb einige Minuten stehen wie zwischen einer großen Abspannung und einer Art Bonnegefühl getheilt. Als er den Ort verließ, um uns aufzusuchen, stellten wir uns, als kämen wir ihm auf einem langen Umwege entgegen, und er sagte sogleich zu meinem Bruder: „heute werden Sie nichts treffen, wenn ich mich nicht hineinmische.“

Und wirklich, mein Bruder schoss über ein Duzendmal ohne daß ein einziger Schuß traf. „Nein ich bin der ungeschickteste Mensch!“ rief er aus, indem er den Gewehrkolben an den Boden stieß. „Meister Mouny, entzaubern Sie mich!“

— „Das ist sehr leicht,“ antwortete Mouny mit seiner milden und angenehmen Stimme. „Geben Sie her. Welchen Lauf soll ich laden?“

Er lud den linken, der ihm bezeichnet wurde, und mein Bruder den rechten.

„Mit dem da,“ sprach Mouny sodann, indem er auf den linken Lauf des Gewehres zeigte, „werden Sie nicht fehlen.“

— „Und mit dem andern?“ fragte mein Bruder.

„Mit dem andern werden Sie nichts treffen,“ antwortete er.

Es flog ein Vogel vorüber und mein Bruder schoss ihn herunter, dann erschien ein anderer und er fehlte ihn. Der von Mouny geladene Lauf hatte getroffen, der Schuß aus dem rechten aber einen Zweig zehn Fuß zu hoch zerschmettert.

„Nun laden Sie den rechten Lauf,“ sagte mein Bruder. „Vielleicht wird dadurch das Gewehr besser.“

— „Wie Sie wollen,“ entgegnete Mouny. Er lud den rechten und mein Bruder den linken. Mit

dem rechten traf, mit dem linken fehlte er. Der Versuch wurde fünf bis sechs Mal immer umgekehrt wiederholt, das Resultat blieb immer dasselbe. Bei dem siebentenmale endlich sagte Mouny: „Diesmal werden Sie mit Ihrem Schusse treffen und mit dem meinigen fehlen; ich bin müde.“

Der Erfolg zeigte, daß er die Wahrheit gesagt hatte.

Solche Erfahrungen konnten denn doch nicht bloß dem Zufalle und der Geschicklichkeit zugeschrieben werden. Mouny selbst war bisweilen im höchsten Grade ungeschickt, aber er schien sich darüber weder zu wundern noch zu ärgern. Er war ein guter Schütze, wie man ein guter Jäger ist. Wir gestanden ihm gern zu, erfahrener und geschickter zu sein als wir, aber dies reichte nicht hin die Fälle wahrer Divination zu erklären, von denen wir alle Tage Zeugen waren. Es würde schwer sein, genau den Eindruck zu schildern, den diese Thatsachen mit der Länge der Zeit auf uns machten. Man gewöhnt sich am Ende auch an das Außerordentlichste und doch ist nichts in der Welt so schwer zu begreifen, als ein Vorfall dieser Art. Die fortwährenden und gewissenhaften Untersuchungen gewisser Anhänger des Magnetismus, die weder Narren noch Charlatane sind, haben wohl dargethan, daß die einfache Entdeckung eines unbestreitbaren Falles das Werk eines ganzen Lebens sein kann. Merkwürdig dabei ist es nur, daß eine solche Thatsache bei unverdorbenen Gemüthern Glauben findet, ohne Bewunderung oder Unruhe zu erregen. Nur die Gelehrten unterwerfen sich nicht so leicht. Ihr Stolz sträubt sich, sich in Entdeckungen zu fügen, welche ihre Theorien umwerfen. Ich, der ich keine Theorie zu verlieren habe, kein Zeuge einer solchen Thatsache gewesen bin, die über jeden Zweifel erhaben ist, ich habe Mouny das starke Gesicht und den außerordentlich hoch gesteigerten Geruchssinn benutzen sehen, ohne davon überzeugt zu sein, daß in der menschlichen Natur solche ungewöhnliche Instincte liegen, welche die bekannten Grenzen unserer gewöhnlichen Sinne so weit übertreffen. Zehn Jahre später spielte ich Karte mit einer Somnambule, die gar nicht zu sehen schien; es reuete mich aber doch später, das Protocoll mit unterzeichnet zu haben. Es fand sich ein Mißtrauen ein. Ich muthmaßte, daß die Mutter des Mädchens mit demselben in Verbindung stehe, um das Publicum zu täuschen.

Mag es mit Mouny gewesen sein wie es will. Die Leute in seiner Gegend blieben dabei, er stehe mit



dem großen Jäger in Verbindung und das Ende würde für den Armen ein schlimmes sein. Eines Abends, als der Mond am Himmel glänzte, ging Mouny hinaus, um das Bret empor zu ziehen, welches das Wasser von seiner Mühle zurückhielt; in dem Augenblicke aber, als das Wasser herbeistürzte und das Mühlrad umzutreiben anfing, stieß ihn Görgel, der wohl unzufrieden mit ihm sein mochte, von hinten in die Fluth hinein, so so daß er mit dem Kopfe voran in das Wasser stürzte und unter das Rad seiner Mühle kam, das ihn zerquetschte. Man fand ihn an der andern Seite der Mühle, von dem Wasser an das Ufer gespült, dem Tode nahe. Dennoch starb er nicht sogleich; er lag noch sechs Monate im Bette, ehe er der Verletzung unterlag.

„Ich habe es Dir wohl vorausgesagt, armer Mann,“ sagte seine Frau zu ihm, als er auf dem Sterbebette lag; „Görgel wird Dich noch umbringen.“

— „Görgel hat nichts dabei zu schaffen gehabt,“ antwortete der Sterbende; „wenn ich auch nicht weiß, wie es zugegangen ist, eben so wenig wie alles Uebrige.“

Das tragische Ende des armen Mouny ist niemals vollständig erklärt worden. Man muß nicht bloß sehr ungeschickt, man muß wirklich zum Selbstmord fest entschlossen sein, um unter ein solches Mühlrad zu kommen. Man braucht nur die Mühle Mouny's zu betrachten, um sich zu überzeugen, daß man hineinspringen oder mit aller Gewalt hineingestoßen werden muß, um sich an den Brettern der Brücke nicht festhalten zu können, wie stark auch das Wasser sein mag. Alles würde sich erklären, wenn Mouny betrunken gewesen wäre; aber er hatte sich in seinem Leben nicht ein einziges Mal betrunken. Der Lärm und die Luft in einem Wirthshause waren ihm zuwider und wenn er einen Augenblick in einem gewesen war, ging er heraus und sagte: „der Kopf summt mir.“

— „Hatte er keinen Feind, keinen Erben, keinen Nebenbuhler?“

„Leider mehr als einen. Johanna Mouny war schön wie ein Engel und eben so ungewöhnlich zart organisiert wie ihr Mann. Sie war klein, niedlich und weiß wie die Narzissen in ihrem Gärtchen. Da sie immer im Schatten der großen Bäume lebte, welche in dieser frischen Gegend wachsen, so hatte sie ihren Hals und ihre Arme vor dem Sonnenbrande bewahrt und wenn sie Sonntags in ihrem weißen Kleide und mit der geblühten Schürze erschien, glich sie eher einer Bäuerin der Dper als einer Müllerin in Berry. Man hätte

glauben sollen, daß bei der so ziemlich gleichen Organisation von beiden Eheleuten ihr Glück hätte ungetrübt und grenzenlos sein müssen. Das war aber keineswegs der Fall; denn Johanna zog ihrem Manne einen sonnenverbrannten, rohen lockenköpfigen Mühlburschen vor, gegen welchen Mouny auch nicht die geringste Eifersucht zeigte. Auch dies ist eine Charaktereigenthümlichkeit unseres Freundes. Er hatte kein gewöhnliches Vorurtheil von der ehelichen Ehre. Er hielt sich nicht verpflichtet, seine Frau zu hassen, zu schmähen oder gar zu schlagen oder zu erwürgen, weil sie ihm untreu war. Er sprach oftmals gegen uns von seiner angeblich lächerlichen Lage und die Art, wie er sie betrachtete, war es keinesweges. „Johanna ist viel jünger als ich,“ sagte er; „sie ist hübsch und ich habe sie immer vernachlässiget. Ich liebe sie von ganzem Herzen, mehr aber noch liebe ich die Jagd. Wer sich der Jagd ganz hingiebt, kann außer ihr nichts in gleichem Grade lieben. Wenn Ihr verliebt, wenn Ihr eifersüchtig seid, so gebt mir nur gleich Euere Gewehre und Euere Hunde, denn Ihr werdet stets schlechte Jäger sein.“

Aus diesem Grunde behandelte er seine Frau mit einer Nachsicht, wie etwa ein großer Herr aus der Zeit Ludwigs XV. die seinige behandelt haben würde. Es läßt sich deshalb auch nicht annehmen, daß er von seinem Nebenbuhler in das Wasser geworfen worden sein sollte. Das ist auch Niemandem in den Sinn gekommen. Johanna konnte durch den Tod ihres Mannes nur verlieren.“

„Und was halten Sie von diesem Tode?“

— „Ich glaube, daß Mouny somnambul war und zwar in einer besondern Weise, und daß ihn die Krise in dem Augenblicke befiel, als er das Schutzbret an seiner Mühle aufzog. Sei dem übrigens wie ihm wolle, sein Tod war geheimnißvoll wie es sein Leben gewesen war, und jeder Bauer in der Gegend schreibt ihn ohne den geringsten Zweifel einem Kampfe mit dem bösen Geiste, mit dem Jagdteufel, mit dem Samiel, dem schrecklichen Görgel des Schwarzthales zu. Das französische Volk auf dem Lande besitzt sein Phantastisches wie irgend ein anderes und die Deutschen haben keinesweges das Monopol darin. Es ließen sich davon noch weit schrecklichere Geschichten erzählen; davon vielleicht ein anderes Mal.“



## Die Familie Lambert.

### I.

Das Schloß St. Guily ist eine alte Baronie am südlichen Abhange der Alpen. Von allen Seiten wird es durch einen Wald von Eichen und Lerchenbäumen eingeschlossen und durch diese dunkeln grünen Massen sind hier und da schmale Wege gehauen, in denen kleines Gras nebst Orchiden und Anemonen wächst. Zahlreiche Bäche rauschen mit Ungestüm unter den hundertjährigen Bäumen hin und füllen diese Einöde mit unbeschreiblichem verworrenen Getöse. Die Landschaft besitzt eine rauhe großartige Schönheit, aber der undankbare Boden fügt sich nicht in den Anbau, welcher die Nieder-Provence bereichert; Weinstöcke und Olivenbäume wachsen nicht da und kaum bemerkt man an dem Waldbrände einige kleine magere Getreidefelder.

Die innere Einrichtung des Schlosses schreibt sich aus dem vorigen Jahrhunderte her; von außen gewährt es dagegen noch dasselbe Aussehen wie zu der Zeit, als die Barone von St. Guily sich mit der Familie Baur verbanden und Krieg mit dem Grafen von Provence, ihrem Lehnherren, führten. Die Thürme, die Wälle, die Bastionen stehen noch und sind von Gräben umgeben, in denen die Binsen und das Mauerkraut eine Art Wiese bilden, deren Frische durch das Wasser des Regens unterhalten wird. Der Haupteingang ist noch mit dem Fallthore versehen und wenn man die Zugbrücke vor dem Thore aufzöge, so würde das Schloß St. Guily wie zu den Zeiten der alten Barone eine uneinnehmbare Feste sein. Ein armseliges Dorf liegt unter diesem Adlerneste und hier geschah vor ungefähr vierzig Jahren folgende Geschichte.

Die Revolution war vollbracht; die Verbannungen hörten auf und die Emigrirten, die nach Frankreich zurückgekehrt waren, suchten die Trümmer ihres Vermögens zusammen. Das Gut St. Guily, das nicht wie die meisten andern veräußert worden war, wurde dem jungen Baron von St. Guily zurückgegeben, dessen Vater in dem Auslande gestorben war. Der Herr von St. Guily kam nach einem zehnjährigen Exile zurück, um sein Schloß wieder zu bewohnen und Besitz von dem Erbe zu nehmen, das er gegen jede Erwartung unangefastet fand. Kein Stückchen Land war von der Baronie abgerissen worden, nur einige Mißbräuche hatten sich in Folge der Nachlässigkeit eingeschlichen, mit welcher die Nation in so vielen Jahren sein Eigenthum verwaltet. Die Leute im Dorfe hatten nämlich mit

der Zeit den Wald als allgemeines Eigenthum angesehen, wo Jedermann nach seinem Gefallen Hand anlegen konnte. Sie jagten darin und fällten Holz; die fleißigsten brannten sogar Kohlen da, die sie nach Wignon und Aix verkauften und sie lebten so in einem gewissen Wohlstande, den sie nicht hätten erlangen können, wenn sie nur den mageren und unfruchtbaren Boden am Walde bebaut haben würden. Der Herr von St. Guily war aber ein Mann, der am allerwenigsten einen solchen Zustand der Dinge duldete oder durch gütliche Vergleichung abstellte. Die Hestigkeit und rauhe Energie seines Characters hatten sich in den schwierigen Umständen entwickelt, in denen er seine erste Jugend verbrachte. Er war aus der Verbannung zurückgekommen, reich an Haß und mit dem geheimen Wunsche der Rache. Die Erinnerung an die Noth, die er ertragen, machte ihn unbarmherzig und mitleidslos gegen Andere. Keine Rücksicht vermochte ihn aufzuhalten in dem, was er für Recht ansah, und die ungerechtesten Mißbräuche der Gewalt erschienen ihm als gerechte Repressalien gegen die, welche zehn Jahre lang sein Vermögen benützt und ausgebeutet hatten. Als er nach Saint Guily kam, verbot er, auf seiner ganzen Besitzung zu jagen und drohete, jedem den Prozeß zu machen, der einen Baum in dem Walde umschlage.

Trotz diesem Verbote und diesen Klagen dauerten die Plünderungen in dem Walde fort; der Baron seiner Seits hielt Wort; alle Tage wurden Protokolle aufgenommen, Wilddiebe und Holzfäller vor Gericht beschieden und von demselben verurtheilt. Fast alle Bauern im Dorfe hatten so allmählig Geldstrafen und zu wiederholten Malen zahlen müssen. Einige wanderten aus, die meisten aber, diejenigen, welche ein Häuschen, ein Feld besaßen, das sie von ihren Vorfahren geerbt hatten, wollte das Dorf nicht verlassen, in dem sie geboren worden waren. Sie zogen es vor, den Boden zu bebauen, der ihnen gehörte, um das ganze Jahr lang im Schweiße ihres Angesichts das Brot zu essen, als auswärtig andere Hilfsquellen und einen mit ihrer Arbeit in Verhältniß stehenden Wohlstand aufzusuchen.

Unter den Lehtern befand sich auch ein alter Bauer, Namens Jean Baptiste Lambert, dessen Familie nach der der Barone St. Guily für die älteste in der Baronie galt. Die Lambert besaßen seit mehrern hundert Jahren eine Haide von einer Viertelstunde an dem Waldbrände. Diese große Landstrecke trug aber nichts als Ginster und Rosmarin; das Vieh fand nur eine



magere Weibe daselbst. Die Stellen, wo einige Zoll gute Erde den Felsen bedeckten, gaben jedoch in guten Jahren einiges Getreide. Das Haus, das am Ende des Dorfes stand, war, wie alle der Bauern dieser Gegend, niedrig, schlecht verschlossen, innen verräuchert, außen ohne Schatten und hatte einen kleinen Hof, dessen Mauer in Trümmer fiel.

Obgleich nun die Lambert so arm waren, wie die ärmsten Leute in der Gegend, so besaßen sie doch einen gewissen Stolz; ihre Familiensagen knüpften sich an die ganze Geschichte der Baronie und sie hielten sich für etwas mehr als andere Bauern, ihre Nachbarn. Jean Baptiste Lambert würde es nicht gern gesehen haben, hätte man ihn kurzweg mit seinem Namen genannt und man verfehlte deshalb niemals, mesté hinzuzusetzen, und da man seinen Namen zusammenzog, so hieß er in der ganzen Gegend Meste Ziste. Der alte Bauer hatte zwei Söhne, welche mit ihm das Erbe der Lambert bearbeiteten, aber lange Jahre hindurch hatten sie den Wald für eine Besitzung ansehen lernen, die mehr Gewinn bringe, und waren wie alle Andern Holzfäller und Jäger geworden.

Nach der Rückkehr des Barons und nach den Verboten, die er erlassen und so kräftig aufrecht erhalten hatte, wünschte Meste Ziste, daß seine Söhne nicht mehr in dem Walde Holz fällten und jagten; freilich mußten sie damit auch dem geringen Wohlstande entsagen, in dem sich die Familie befand, und sich der Gefahr aussetzen, oft das Nothwendigste zu entbehren. Die jungen Männer gehorchten indeß, und sie waren die Einzigen im Dorfe, deren Namen niemals auf den Anzeigen der Gendarmen und Waldhüter gestanden hatten.

Eines Morgens mit Tagesanbruch ging Meste Ziste wie gewöhnlich mit seinen Söhnen auf das Feld; der alte Mann stützte sich auf einen Stab und trug einen Sack, nebst einem Spaten auf den Schultern. Sein schon von Natur trauriges und strenges Gesicht wurde durch einen besondern Gedanken noch mehr verfinstert; seine Söhne folgten ihm besorgt. Die jungen Lambert waren zwei starke Bauerbursche, welche für die schönsten in der Baronie galten; Flourian, der ältere, hatte Büge von gewöhnlicher Regelmäßigkeit, einen kleinen Kopf mit üppigem Haar, kräftige Schultern und einen starken Leib; er war das Bild der materiellen Stärke, der Simson der Bibel oder der Herkules der Alten. Zige, der jüngere, der Lieblingssohn des alten Lambert, war minder männlich schön; seine breite Stirn

und der Ausdruck seiner Augen, die unter den schwarzen Brauen versteckt lagen, verkündeten die verständige Natürlichkeit eines Kindes neben der Kraft und dem Muthe eines Mannes.

In der Nacht hatte ein Gewitter getobt, vor Sonnenaufgang aber der Himmel sich wieder aufgeheitert; die Sonne ging strahlend auf; ein lauer dustreicher Frühlingswind kosete mit der Erde; die ganze Natur erwachte schön und verjüngt unter dem Athem des lachenden Maimonats. Der Gesang der Vögel und das ferne Rauschen der Waldbäche erfüllten den Wald mit unklaren Harmonien; die noch vom Regen feuchten Blätter zitterten bei jedem Windstoße und schüttelten Tropfen ab. Aber das herrliche Schauspiel dieses Frühlingsmorgens machte auf Meste Ziste und dessen Söhne nur einen geringen Eindruck; diese schöne Jahreszeit war für sie nur eine Zeit der Noth und der Sorge. Die Ernte war nur noch eine Hoffnung und sie hatten in dem von den Armen verwünschten Winter alle ihre Hilfsmittel erschöpft. Als sie an den Walbrand kamen, vor ihr Feld, blieben alle drei mit einer Geberde der Verzweiflung stehen; der Hagel hatte alles verwüstet; das Getreide war niedergedrückt und von den Regengüssen erfäuft worden; an gewissen Stellen hatte das Wasser sogar alles fruchtbare Erdreich weggespült und den kahlen Felsen zurück gelassen.

Bei dem Anblicke dieses Unglückes ließ Meste Ziste das Haupt sinken und sagte:

„Der Hagel hat diese Nacht für uns geerntet; wir haben nichts mehr zu thun.“

(Fortsetzung folgt.)

### Miscellen.

(Englische Eitelkeit.) In England findet gegenwärtig eine Volkszählung statt und es muß dabei auch das Alter der Personen angegeben werden. Um nun ihr Alter nicht angeben zu müssen, haben sich mehrere Herren und Damen, die noch nicht für alt gelten wollen, aus Bath, wo sie sich aufhielten, auf das Festland geflüchtet. Leichter kam ein anderer ältlicher Herr weg. Die Zählung geschieht nämlich so, daß in jedem Hause angegeben werden muß, welche Personen in einer gewissen Nacht darin geschlafen haben. Sener ältliche Herr ließ sich in dieser Nacht bis zum nächsten Morgen in einem Niethwagen spazieren fahren, auf welche Weise er denn der Zählung und der Angabe seines Alters glücklich entging.



(Bouquets in Ballsälen.) In einer wissenschaftlichen Vorlesung in London wurde kürzlich die Thatsache angegeben, daß Blumen, welche den Tag über Sauerstoffgas von sich geben, das zur Erhaltung des Lebens dient, in der Nacht kohlensaures Gas ausdünsten, das eines der verderblichsten und giftigsten Gase ist, die man kennt. Die Kopfschmerzen und andere Schmerzen, die gewöhnlich auf einen Ball folgen, wo die Damen jetzt mit großen Bouquets erscheinen, sollen nun die Folge jenes von den Bouquets ausgedünsteten kohlensauren Gases sein.

(Auch ein Künstler.) Bei den letzten Assisen in Leeds kam ein Fall vor, welcher die allgemeine Neugierde im höchsten Grade erregte. Dickson D'Paddy, ein Irlander, zieht in Großbritannien umher, giebt Vorstellungen und lockt überall eine unermessliche Menschenmenge zu seinen Schaufstellungen. Was thut er? Dickson D'Paddy hat die Kunst die Massen zu rühren, auf das Aeusserste getrieben. Man braucht nur einen der Zettel zu lesen, die er z. B. in Leeds angeschlagen ließ: „Dickson D'Paddy, Chirurg, Landsmann des großen Agitators, wird morgen eine große Vorstellung der unempfindlichen Kinder geben. Erster Theil: Der junge Tom, sechszehn Jahre alt, wird sich ein Federmesser in das Fleisch stechen lassen, ohne ein Zeichen von Schmerz von sich zu geben; zweiter Theil: der junge Karl wird sich selbst vier Stiche in den Arm versetzen, ohne Schmerz zu äußern u. c. Preis der Plätze: 1 Pfd. St. bis 1 Schill. Nur anständig gekleidete Damen werden zugelassen.“ Man kann sich denken, welche Zuschauermenge ein solcher Zettel lockte. Die Vorstellung fand statt und war merkwürdig. D'Paddy hielt, was er versprochen hatte. Die Kinder stießen sich die scharfen Messer in das Fleisch, das Blut floss aus den Wunden und doch lächelten sie anmuthig, wie eine Tänzerin, die ihre Kunst zeigt. Aber das Glück ist unbeständig; Mistres Gingerbread, eine Frau aus Wakefeld, ließ D'Paddy verhaften und klagte ihn an, ihr Kind umgebracht zu haben.

Der Leichnam des Sohnes der Mistres Gingerbread lag in dem Sitzungssaale des Gerichtes; am Arme des Todten erblickte man zwei klaffende Wunden, die, welche ihn dem Tod gaben.

Der Angeklagte wurde verhört und er sagte dabei aus: Mrs. Gingerbread hat mir ihren Sohn vermietet, wie ich jedesmal Kinder miethe, wenn ich in einer Stadt arbeite. Sie brachte mir den kleinen William und ich sagte zu ihr: gute Frau, die Wunden, welche die Kinder bei mir erhalten, sind durchaus nicht gefährlich, sobald die Kinder gesund sind; man verwundet sie an solchen Stellen, wo es weder Adern noch Nerven giebt, wenn dagegen die Kinder irgend einen Fehler in dem Blute haben, können sie an diesen Wunden sterben. Bedenken Sie wohl; ich gebe Ihnen fünfzig Guineen für den kleinen William, aber ich warne Sie vorher, wenn er eine Krankheit an sich hat, stehe ich nicht für ihn.“ — Das Kind war aber scrophulös. Als man ihn befragte, wodurch er es verhindere, daß die Kinder Schmerz bei der Verwundung äußerten, sagte er: dies ist ein von mir erfundenes Verfahren und besteht darin, daß ich die Kinder Seife

essen lasse, welche die Nerven abstumpft und sie unempfindlich gegen jeden Schmerz macht.“

Die Frau Gingerbread gab zu, daß ihr Kind nicht ganz gesund gewesen sei, äußerte aber, sie habe dasselbe dem Taschenspieler nur übergeben, weil sie sich in der allergrößten Noth befunden, und verlangte endlich 300 Pfd. St. Schadenersatz.

Die Zeugen erzählten, daß der kleine William wirklich lächelnd zwei Stiche in den rechten Arm erhalten und nicht geklagt habe.

Die Geschworenen zogen sich in das Beratungszimmer zurück, kamen aber bald wieder und erklärten, daß Dickson D'Paddy schuldig sei, die Gesundheit seiner Mitbürger benachtheiligt und einen Mord aus Unvorsicht begangen zu haben. Der Künstler wurde darauf zu zehnjähriger Deportation und zu 500 Pfd. St. Strafe verurtheilt.

„Und ich,“ fragte Mrs. Gingerbread, „die Mutter des Ermordeten, bekomme nichts?“

— „Sie verdienen nichts, als — die allgemeine Verachtung, da Sie die Ursache des Todes Ihres Kindes sind.“

(Die Gefahren des Ruhmes.) Ein sehr hübsches Abenteuer, das vor Kurzem vorgekommen ist, beweist, wie gefährlich es ist, einen bekannten Namen zu führen. Der bekannte Schriftsteller Alphons Royer in Paris erhielt vor einiger Zeit einen Brief aus einem der herrlichsten Schweizercantone; das Schreiben begann mit dem Worte: „Geliebtester,“ und schloß mit: „Deine Mimili für das ganze Leben.“ Zwischen diesen beiden zärtlichen Ausdrücken befand sich eine Fluth von sentimentalen Redensarten, eine Lawine von leidenschaftlicher Liebe, die vier enggeschriebene Seiten füllte. Uebrigens hatte es Mimili für ganz unnötig gehalten, ihre Adresse einem Manne anzugeben, der sie ihrer Meinung nach am allerbesten kennen mußte. „Es wird ein Scherz sein“, dachte Royer, der überall gewesen ist, nur nicht in der Schweiz. Und er warf den Brief in den Papierkorb. Vierzehn Tage später kam eine zweite Epistel aus demselben Canton. Mimili wunderte sich keine Antwort erhalten zu haben. Es gab zärtliche und melancholische Vorwürfe. Sie ersuchte ihren Geliebten, ihren Alphons, durch Briefe wenigstens den Schmerz der Trennung zu lindern, ihr einige Zeilen von seiner lieben Hand zu schicken, so bald als möglich aber zurückzukommen. Dieser zweite Brief hatte das Schicksal des ersten und ihm folgte ein dritter, der aber in etwas verschiedenem Tone geschrieben war. Den sanften Vorwürfen waren harte und bittere gefolgt. „Das wird beunruhigend,“ dachte Royer; „der Scherz nimmt einen ernstern Charakter an. Einige Tage nach diesem letzten Schreiben erhielt Alphons Royer mit der Post von Genf — eine Wärterin mit einem Kinde. „Da ist ihr Sohn,“ sagte das Mädchen in schlechtem Deutsch.

Der Wärterin folgte bald auch der Mutter nach, eine allerliebste Blondine, welche die bittersten Thränen vergoß, als sie vor Alphons Royer erschien und in dem Schriftsteller ihren Alphons nicht erkannte. Sie war doppelt hintergangen worden.



Als Mimili sich ausgeweint hatte, bot sie alles auf, den Schuldigen auszumitteln, und es gelang ihr. Es war ein Reisediener, der, um dem schönen Mädchen mehr zu gefallen, sich für den ihr bekannten Schriftsteller Alphons Royer auszugeben, sie verführt und verlassen hatte. — Solchem Unglücke sind nun die Schriftsteller ausgesetzt!

(Erhaltung der Schönheit der Haut. Forts.)  
 Sonnenbrand. Man wäscht das Gesicht mit Molken oder mit dem Oele bitterer Mandeln und läßt es darauf trocken werden, ohne es abzuwischen; auch kalte Sahne thut gute Dienste. Um zu vermeiden, durch die Sonne gebräunt zu werden, müssen die Damen nie vergessen, daß die Haut viel schneller braun wird, wenn sie feucht ist, besonders bei Spaziergängen am Wasser. Ueber die Schminke. Die Damen, welche auf der Bühne wirken, müssen Substanzen brauchen, welche ihr Alter oder ihre Farbe unkenntlich machen. Das Lampenlicht erfordert andere Farben. Sonst bediente man sich zur rothen Schminke sehr gefährlicher Mittel, wie Zinnober (von Quecksilber) oder Menniche (von Blei). Diejenigen Stoffe, deren man sich gegenwärtig bedient, haben durchaus nichts Gefährliches. Auch die sonstige weiße Schminke war gefährlich, indem sie aus Bleiweiß bestand; jetzt bedient man sich des Wismuthes (Perlenweiß). Wenn die Schminken gut sein sollen, dürfen sie, auf die Zunge gebracht, weder einen sauren, noch einen zusammenziehenden, noch einen süßen Geschmack haben. — Augenbrauen. Anacreon sagt: die Augenbrauen seiner Geliebten flossen ineinander; diese Auszeichnung galt in Griechenland und Rom für eine große Schönheit und die Damen verlängerten deshalb die Augenbrauen durch Malerei, damit sie mit einander in Verbindung kamen. Die Griechinnen und Perserinnen haben diese Sitte noch beibehalten. In Frankreich ziehen dagegen die Damen die Härchen, welche über der Nase wachsen, mit einem Zängelchen aus, und dies ist eher zu empfehlen, als der Gebrauch haarzerstörender Mittel, welche die Haut verderben. — Um das Haar von den Armen wegzubringen, wenn es zu stark ist und die Dame in bloßen Armen sich zeigen will, wie es jetzt die Mode erfordert, ist kein anderes zweckmäßigeres und unschädlicheres Mittel zu empfehlen, als mit den Armen schnell über brennendes Papier hinzufahren. — Augen. Diejenigen, welche stark geröthete Augenlider haben, welche in der Nacht zusammenkleben, müssen diese Unannehmlichkeit sobald als möglich zu entfernen suchen, wenn sie nicht die Augenwimpern verlieren wollen. Das Ausfallen der Wimpern kann eine Folge anhaltender Nachtwachen, des Kummer, erbigender Speisen &c. sein; die Behandlung ist nach der Ursache verschieden. Ist das Uebel bloß ein örtliches, so werden alle zusammenziehenden Mittel von China, Tanin, Maun &c. zweckmäßig sein; um aber die Heilung vollkommen herbeizuführen, muß man die Ränder der Augenlider alle Abende vor dem Schlafengehen mit irgend einer frischen Fettigkeit bestreichen. — Die Lippen. Die Lippen springen auf, wenn man sie häufig mit Speichel naß macht; sie werden dick, wenn man die übele Ge-

wohnheit hat, sie zu beißen, wie dies den Mund der Frau von Pompadour entstellte und die Ursache war, daß sie die Gunst ihres königlichen Liebhabers verlor. — Die Hände. Lavater sagt, die Hand verrathe unsere natürlichen Anlagen und unsere Leidenschaften; es gebe geistreiche und dumme Hände. Das beste Mittel, das Roth- und Braunwerden der Hände zu verhindern, ist, niemals ganz enge Armeel zu tragen, besonders solche, die am Handgelenke sehr eng sind. Durch die Berührung mit heißem Wasser und harten Körpern wird die Haut der Hand dick; durch übermäßigen Gebrauch der Seife wird sie hager. Die beste Seife ist frischer Mandelsteig. Die Nägel an den Fingern müssen oval abgeschnitten werden; nie darf man dagegen die Haut abschneiden, die sie unten umgiebt, weil sie sonst weit mehr wachsen. Warzen entfernt man von der Haut, wenn man sie abschneidet und sie täglich mehrmals mit Feigensaft oder stark gesalzenem Weinessig bestreicht. Auch verschwinden sie, wenn man sie täglich mehrmals mit einer Citrone reibt, die man in Weinessig aufbewahrt.

### Generalcorrespondenz.

Die englischen Journale erzählen viel von einer Felsenharmonica, mit der in London Versuche angestellt wurden. Dieses Instrument, wenn es so genannt werden kann, ist nichts weiter als eine Reihe nach der Tonleiter geordneter Basaltstücke aus den Steinbrüchen von Cumberland, von der Länge von 4 Zoll bis zu 4 Fuß. Diese Steine, welche von Knaben mit hölzernen Klöppeln geschlagen werden, haben einen Umfang von  $5\frac{1}{2}$  Octaven, die Töne sollen an lieblicher Klangfülle die des Pianoforte übertreffen, und die schwierigsten chromatischen Läufe sich darauf ausführen lassen. Der Erfinder ist ein Steinmeß Richardson, der bei seinen Arbeiten in den Steinbrüchen dem Basalt sein Tongeheimniß ablauschte und seine Knaben auf das Spiel einübte. —

Als eine neue Probe davon, daß Galanterie und guter Geschmack in Paris im Abnehmen begriffen sind, verdient folgender Bericht erwähnt zu werden: der Herzog und die Herzogin von Orleans, der Herzog und die Herzogin von Nemours waren gestern im Theater des Varietés. In einem Zwischenacte trat Levasseur als kosmopolitischer Sänger auf, um ein Lied vorzutragen, das sonst nicht eben komisch ist und nur wegen der Anwesenheit der deutschen Prinzessinnen dem Publicum unterhaltender vorkam. Levasseur stellt einen Sänger vor, der keine fremde Sprache versteht, aber in allen fremden Ländern singt. So, erzählt er, verstand ich auch kein Wort Deutsch. Plötzlich fiel mir etwas ein. Ich verschluckte ein langes Stück Bindfaden. Das würgte mich natürlich und ich mußte mehrere: Hüh, Huh! Pah! ausstoßen. Da hatte ich mit einem Male die Grundlage der Sprache. Dann singt der Komiker ein deutsches Lied, um es zu verhungern. Das Publicum lachte sehr; die beiden Prinzessinnen thaten das Beste,



was zu thun war, sie lachten mit. Das ist die vielgerühmte französische Galanterie! —

Daguerre hat, wie Krags in der Akademie der Wissenschaften neulich anzeigte, eine neue Entdeckung gemacht; wenn man nämlich eine zum Daguerreotypiren vorbereitete Platte electrifire, so erhalte sie einen solchen Grad von Empfindlichkeit für das Licht, daß die Stellen, welche es zuerst berührt, zu tief angegriffen werden, um mit den später beleuchteten Punkten in Uebereinstimmung zu bleiben. Man könne dieser zu großen Empfindlichkeit nur vorbeugen, wenn man die Platte in der Camera obscura selbst electrifire. Auf solche Weise könne man durch augenblickliche Anwendung des electrischen Funken z. B. eine Versammlung im Moment ihrer höchsten Aufregung plastisch verewigen. —

Zu Vendome starb vor Kurzem eine seltsame unverheirathete Dame, die seit zehn Jahren in der Stadt lebte, ohne jemals mit irgend Jemand in der Gegend in Berührung gekommen zu sein oder den Fuß aus ihrem Hause gesetzt zu haben, außer in den Garten, der von einer hohen Mauer umgeben ist. Sie war natürlich eine Engländerin, Miß Topping; in ihrem Testament hat sie 4000 Frcs. Renten für zwei Kagen und 200 Frcs. für ihren Hund ausgesetzt. Stirbt eine der Kagen, so fällt die ganze Rente der überlebenden zu. Auch hat sie die Nachkommenschaft dieser beiden interessanten Geschöpfe nicht vergessen, indem die Nachkommen das ihrem Vater und ihrer Mutter ausgesetzte Vermögen erben; sie hat in Hinsicht auf ihre Kagen nichts vergessen, sogar vorgegeschrieben, was ihnen zu den Mahlzeiten vorzusetzen ist und angegeben, was ihnen schädlich und zuträglich, was ihnen angenehm oder unangenehm ist. Der Person, welche die drei Thiere pflegt, setzte sie einen Jahresgehalt von 200 Frcs. aus. —

Wir haben erzählt, daß in Frankreich ein junger Mann durch den Genuß ungewaschener Kirschen ums Leben gekommen sei. Die Journale erzählen jetzt mehrere ähnliche Fälle: ein Knabe hatte Kirschen vom Baume weg gegessen und sehr bald darauf schwoll ihm die Zunge und der Schlund außerordentlich an. Nur durch schnelle ärztliche Hilfe wurde er gerettet. Aus Genf berichtet die Gazette de Lausanne: Sechs Kinder, die Kirschen gegessen hatten, wurden in der darauffolgenden Nacht krank, und zeigten alle Spuren einer Vergiftung; sie wurden von der schrecklichsten Kolik geplagt; selbst ihre Lippen waren entzündet und aufgeschwollen. Sie wurden indeß ebenfalls gerettet. —

Die Aufstellung des Standbildes Molières (dessen Entwurf wir bereits mittheilten) ist nun gesichert, indem der Stadtrath von Paris die noch fehlenden 133,000 Frcs. bewilliget hat. 211,000 Frcs. waren durch Unterzeichnungen zusammengebracht. Das Denkmal ward dadurch so sehr vertheuert, daß man ein Haus für 164,000 Frcs. ankaufen mußte. —

Ein Engländer hat berechnet, daß der Mann, der siebenzig Jahr lebt und sich täglich rasirt, wie es in England gebräuchlich ist, dadurch so viel Zeit verliere, als zur Erlernung von etwa sieben Sprachen nöthig ist. —

Ein Beispiel von der Verehrung, welche die Russen gegen ihren Beherrscher haben, wird neuerdings erzählt: Ein Mann von 60 Jahren wanderte zu Fuß von der chinesischen Grenze nach Petersburg, wozu er dreizehn Monate brauchte. Als der Kaiser einst aus seinem Palaste kam, warf sich dieser Mann vor ihm nieder und sagte: „ich habe mein Haus, meine Frau und meine Kinder verlassen, um Deine Majestät zu sehen. Jetzt bitte ich Dich, laß mich auch Deine Familie sehen.“ Der Kaiser hob ihn gnädig auf und bestimmte ihm eine Zeit, in welcher der Mann im Palaste erscheinen sollte. Der Mann kam und fand die ganze kaiserliche Familie in dem Cabinet des Kaisers versammelt. Der Russe sank unter Freudenthränen auf seine Knie. Endlich bat er den Kaiser um eine Bescheinigung, daß er die wirklich gesehen und gesprochen habe, welche er und alle seine Landsleute nach Gott am höchsten verehrten, damit man ihm glaube, wenn er davon erzähle. Der Kaiser schrieb dieses Zeugniß selbst und der Mann entfernte sich reich beschenkt und hoch erfreut.

In Cherbourg hat sich die Geschichte von Hero und Leander erneuert. Die neue Hero war ein hübsches junges Mädchen, Magd ihrem Stande, verliebt ihrem Temperamente nach. Ihr Leander dagegen war ein junger Mann aus Dieppe, Matrose auf dem Kriegsschiffe Friedland. Am Tage vor der Abfahrt dieses Schiffes wurde der Matrose Terco mit einigen Tagen Arrest bestraft, weil er Abends nicht an Bord gekommen war. Da er aber nicht abreisen wollte, ohne von seiner Geliebten Abschied zu nehmen, so machte er sich in der Nacht von seinen Fesseln frei, vertraute seiner Liebe und seiner Schwimmkunst und sprang in das Meer, um von der Rheebe an das Land zu schwimmen und seine Geliebte noch einmal zu sehen. Aber der Unglückliche hatte seinen Kräften zu viel vertraut, und ob er gleich, wie Leander, den Himmel anflehte, ihn erst auf der Rückkehr ertrinken zu lassen, so konnte er doch die Küste nicht erreichen. Drei Tage darauf weinte das junge Mädchen über einem Leichname, den das Meer an das Land gespült hatte; sie bedeckte ihn mit Küssen und schnitt von dem geliebten Haupte als traurige und letzte Erinnerung an eine unglückliche Liebe eine Locke ab. —

In Cathax wurde am 27. Juni die Statue des „ersten Grenadiers von Frankreich,“ Latour d'Auvergne, feierlich enthüllt, die ein Werk Marochetti's ist und von uns bereits beschrieben wurde. —

In Neapel sind die Duellgesetze sehr streng und sie scheinen auch streng gehandhabt zu werden. Ist Einer geblieben, so wird der Mörder zum Tode verurtheilt. Kam es nur zu Wunden, so erhalten die Duellanten fünf- bis zehnjährige Galeerenstrafe. Vor kurzem wurden zwei Offiziere wirklich auf acht Jahre auf die Galeeren geschickt, und selbst die Secundanten müssen dieselbe Strafe leiden. —



# Allgemeine Moden-Zeitung

Nr 31.

Der äußerst billige Preis dieser wöchentlichen Zeitschrift, für den Jahrgang zu 104 Quartbogen, mit 64 Kupfern oder circa 600 Abbildungen der neuesten Pariser, Londoner und Wiener Moden, schnell nach deren Erscheinen, ist 8 Thlr.; mit 116 Kupfern und



1841.

Stahlstichen, die Moden u. als Doppelkupfer: Portraits berühmter Menschen, Abbildungen von neuen Meubles, Fenster-Gardinen, Gartenverzierungen, Equipagen etc. enthaltend, 8 Thlr. Alle Buchhandlungen, Zeitungserpeditionen und Postämter nehmen Bestellungen an.

Redakteur: Dr. A. Diezmann.

Verlag von Baumgärtner's Buchhandlung in Leipzig.

Motto: Von dem Neuen das Neueste; von dem Guten das Beste.

## Die Familie Lambert.

(Fortsetzung.)

Als der alte Messe Lisse die Verwüstungen gesehen, die der Hagel auf seinem Felde angerichtet hatte, kehrte er nach dem Dorfe zurück und seine beiden Söhne folgten ihm schweigend und bestürzt in einiger Entfernung. Als sie in das Haus traten, hatte sich der Alte bereits in ein Kammerchen begeben. Seine Söhne setzten sich an dem Herde nieder, auf dem man nichts als kalte Asche sah.

„Das ist ein schlechtes Jahr,“ sagte endlich der Ältere; „was werden wir anfangen? Der Vater gedachte einen Sack Getreide bei dem Nachbar Bayol zu borgen, nun ist es aber nicht möglich, denn wer weiß, wann wir es zurückgeben könnten! Wohin sollen wir uns wenden, um unser Leben hinzubringen? Im vorigen Jahre würden wir freilich keine Noth gelitten haben, wir wären in den Wald gegangen; damals fehlte es in unserm Hause an nichts und wenn ein Armer an der Thür vorüber ging, konnten wir ihm auch ein Stück Brod geben; aber seit der Herr Baron wieder in dem Schlosse eingezogen, ist auch die Noth und der Hunger angelangt.“

— „Ich kenne nur ein Mittel, ihn wieder aus dem Schlosse zu bringen,“ sagte Zigé kalt, indem er ein Gewehr herunter nahm, das am Kamine hing, sorgfältig in einem grünen Sergefuttermal bewahrt.

„Was willst Du damit machen?“ fragte Flourian.

— „Du siehst es ja, einen Gang in den Wald will ich thun; morgen ist Markt in Bouceur, da werde ich meine Beute verkaufen und mit einigen Groschen in der Tasche oder doch wenigstens mit Brod zurückkommen.“

„Und wenn Du den Jägern im Walde begegnest? Erst vorgestern hat man den großen Louin arretirt, der ein scharfes Auge und überdies gute Beine hat, ungerechnet, daß sein Hund die Jäger auf eine Stunde weit wittert.“

— „Sei ruhig, mich werden sie nicht halten; ich laufe noch besser als der große Louin.“

„Was aber wird der Vater sagen?“

— „Was soll er sagen? Es kommt darauf an, ihn und uns vor dem Hungertode zu bewahren; das ist ein Grund, ihm ungehorsam zu sein.“

„Höre,“ fuhr Flourian fort, nachdem er eine Zeit lang nachgedacht und eine alte Büchse von der Wand genommen hatte, „ich werde Dich begleiten.“

— „Nein, nein!“ antwortete Zigé; „ich habe einen anderen Gedanken. Während ich in dem Walde bin, solltest Du auf das Schloß hinauf gehen.“

„In das Schloß, ich?“

— „Ja, und um Arbeit bitten. Es soll Holz geschlagen werden und der Herr Baron läßt Leute zehn Stunden weit herkommen. Er lasse uns mit arbeiten und mag sehen, wer am meisten leistet. Man sagt, er beschäftige die Leute aus der Baronie nicht gern; aber gleichviel, uns wird er annehmen, ich bin fest überzeugt,



wenn er sieht, daß wir zweimal so viel thun, als die Andern. Geh also sogleich in das Schloß hinauf; Du mußt das Wort führen, Du bist der Ältere.“

„Der Vater wird unzufrieden sein, wenn er davon hört.“

— „Das weiß ich wohl. Die Lamberts haben nie für einen Andern gearbeitet, außer aus Gefälligkeit; man hat in unserer Familie nie etwas durch Dienst erworben. Aber es ist ja keine Schande, ein Geldstück anzunehmen, wenn man den ganzen Tag lang das Beil in dem Walde geführt hat. Thu also, was ich Dir sage, Flourian, geh' hinauf und stelle Dich vor. Es fällt mir auch noch etwas Anderes ein; wenn Du Dich an die Frau Baronin wendetest?“

„Wie, ich sollte mit einer Dame reden? Das kann ich nicht. Es ist mir noch niemals begegnet und wird mir niemals begegnen,“ antwortete Flourian erschrocken.

— „Du wirst sehen, daß man eher mit einer Dame sprechen kann als mit einem Herrn wie der Herr Baron ist. Die Frauen sind nicht so stolz als die Herren, sie haben ein besseres Herz, besonders wenn sie jung sind. Ich denke mir das Beste von der Frau Baronin.“

Flourian ließ sich endlich überreden. Während der alte Lambert sich noch in der Kammer befand, gingen die beiden Brüder aus dem Hause hinaus; der eine machte einen Umweg und begab sich in den Wald, der andere schlug den Weg nach dem Schlosse ein. Es war die Zeit, in welcher die Landleute auf dem Felde zu sein pflegen, dennoch befanden sich Leute auf dem kleinen Plage im Dorfe; die Männer sprachen lebhaft untereinander und die Frauen weinten. Flourian trat hinzu und man sagte ihm, daß wieder mehrere Wildddiebe von den Gendarmen ergriffen worden wären. Die Bestürzung war groß. Die Landleute haben im Allgemeinen keine Idee von ihren Rechten und halten sich in einem traurigen Vorurtheile stets im Voraus durch das Gesetz verurtheilt. Mit Geld, glauben sie, gewinnt man alle Prozesse. Deshalb hassen sie die Richter eben so sehr als sie dieselben fürchten. Der Baron von Saint Guilty würde in dieser Nacht nicht sicher haben schlafen können, wenn er nicht hätte die Zugbrücke aufziehen und sich so von dem Dorfe völlig absperren lassen.

Flourian ging nicht desto weniger weiter, weil er ganz recht meinte, da man so streng gegen die armen Wildddiebe verfare, werde dieses gefährliche Handwerk bald ganz aufgegeben und eine andere Art, das Leben

hinzubringen, aufgesucht werden müssen. Mit einem kaum zu bewältigenden Gefühle der Furcht trat er indes in den großen Schloßhof; er war seit der Rückkehr des Barons nicht daselbst gewesen und er erinnerte sich mit geheimen Schrecken einiger kleinen Diebstähle, die er an diesem sonst verlassenem Orte begangen hatte, wo die Kinder aus dem Dorfe zu spielen pflegten. Das Aussehen des Hofes war dasselbe geblieben; die Gebäude, welche um denselben her standen, schienen öde und unbenutzt zu sein; die Fenster, in denen viele Scheiben fehlten, waren zugemacht und Bucherpflanzen wuchsen auf den zerfallenen Simslen. Flourian schritt durch die Vorhalle, die sich in einer Ecke des Hofes befand, und ging die Treppe hinauf, ohne Jemanden zu sehen. Die Dienerschaft des Barons von Saint Guilty war nicht zahlreich; erst in dem ersten Stockwerke traf Flourian einen Bedienten, der ihn nach seinem Namen fragte, und dann bei der Baronin anmeldete.

„Er mag eintreten und warten,“ antwortete sie, ohne sich umzudrehen und weitersprechend.

Der Bediente führte Flourian in den Saal und entfernte sich, indem er die Thüre hinter sich zumachte. Der junge Bauer blieb da stehen, beide Hände auf den Stock gestützt, den zerlöcherten Hut unter dem Arme haltend, und wagte keinen Schritt zu thun, aus Furcht, mit seinen plumpen Schuhen den spiegelglatten Fußboden zu ritzen oder zu beschmuzen. Der Saal war groß, düster, still. Seidene Tapeten bedeckten die Wände, an denen große Fauteuils mit goldenen Nägeln standen; der Kamin war mit Armleuchtern und einer Pendule im altväterischen Geschmack verziert, aber dieser veraltete Luxus hatte etwas Trauriges; die Meubles paßten nicht zusammen; die Vergoldungen waren in der Feuchtigkeit schwarz geworden und die bewundernswürdigen Teppiche verschossen, an denen die Burgfrauen von Saint Guilty gearbeitet hatten. Alle diese Trümmer zusammen, welche von früherem Glanze zeugten, erinnerten auch an das Unglück in der neuern Zeit.

Flourian blickte sich schnell und verblüfft um; in diesem Augenblicke bereuete er es sehr, daher gekommen zu sein. „Herr Jesus!“ dachte er, „lieber wollte ich im Walde zehn Gendarmen hinter mir haben, als hier stehen, wo ich jetzt bin.“

Die Baronin schrieb immer weiter; vielleicht hatte sie schon vergessen, daß Jemand da war und wartete. Die Frau von Saint Guilty war eine junge Dame, kaum seit einem Jahre erst mit dem Baron vermählt



und demselben ungeru, betrübt und traurig auf sein Schloß gefolgt. Sie war wie so viele andere vornehme Damen jener Zeit in der Noth der Auswanderung aufgewachsen, von ihrer Familie aber in den Erinnerungen an eine andere Zeit erzogen worden; sie war deshalb elegant und frivol, als hätte sie in dem Reichtume und dem Glanze gelebt, in welchem sie geboren worden war. In ihrer Haltung, in ihrer ganzen Persönlichkeit lag eine gewisse aristokratische Nachlässigkeit, ein Wesen von kaltem und höhndem Spotte, welches die Niedrigstehenden fern hielt. Flourian wäre vielleicht bis zum Abend da stehen geblieben, ohne zu wagen, ein Wort zu sprechen oder eine Bewegung zu machen, hätte sich nicht die Baronin mit einemmale erinnert, daß er warte.

„Treten Sie näher,“ sagte sie, ohne sich stören zu lassen, ohne sich umzudrehen; „treten Sie näher, Herr Lambert.“

— „Lambert! Sie kennt mich?“ dachte der ganz verwunderte Flourian, und er trat näher, indem er im Innern seines Herzens die schöne Dame segnete, welche ihn so wohl aufnahm. Kaum aber hatte die Baronin die Augen auf ihn aufgeschlagen, als sie ausrief:

„Was ist das? Wer seid Ihr?“

— „Frau Baronin, Sie wissen es ja,“ stammelte er; „ich bin Flourian Lambert, der Sohn des Nestes Lüste Lambert.“

„Der Dummkopf von Dominique!“ unterbrach ihn die Baronin barsch. „Er kündigte mir Lambert an und ich glaubte, es sei Lambert, der Bandhändler, das einzige allensfalls menschliche Gesicht, das sich jemals hier gezeigt hat. Und ich finde mich einem Menschen gegenüber, den ich nicht kenne.“

Der arme Flourian schwieg, denn er wußte nicht, was er sagen sollte. Die Baronin klingelte.

„Dominique,“ sprach sie heftig, „ich habe Dir schon zwanzigmal gesagt, daß ich keinen der Bauern aus dem Dorfe sprechen will, und da kommt doch Einer, der mich ohne Zweifel um die Begnadigung irgend Eines der Seinigen ansprechen, sich mir zu Füßen werfen will, wie sie Alle sagen. Das ist langweilig. Führe den Menschen wieder hinaus.“

Bei diesen Worten richtete sich Flourian auf und blickte der Baronin unverwandt in das Gesicht. Der erste Eindruck von Furcht und Schüchternheit war vorüber, das alte Blut der Lambert kochte in ihm und er sagte mit ruhigem Selbstgefühl: „ich bin nur ein armer Bauerbursch und Sie sind eine Dame, aber zu

Ihren Füßen würde ich mich nicht niederwerfen und wenn Sie eine Königin wären, wenn es sich um mein Leben handelte. Ich bin hierher gekommen, um Arbeit zu suchen; jetzt aber mag ich für den Baron nicht arbeiten, und wenn er mir für den Tag einen Louisdor geben wollte. Madame, man darf die Armen nicht verachten.“

„Schon gut, geht nun,“ unterbrach ihn die Baronin mit einer verächtlichen befehlenden Geberde. Dann setzte sie bitter hinzu, während Flourian sich entfernte: „Dieser Bauer wollte mir wohl gar eine gute Lehre geben! Ja, das sollten wir in unsern Wohnungen, auf unsern Besitzungen wiederfinden! — Trümmer, Ruinen und unverschämte Bauern, die ihre Herren nicht als solche anerkennen wollen.“

Während dies im Schlosse geschah, strich Zigé in dem Walde umher. Vögel flogen in Menge vor ihm auf, aber es fiel ihm nicht ein, um ihretwillen sein Pulver zu verbrennen, da sie keinen Schuß werth waren. Nachdem er mehrere Stunden lang vergebens in dem Walde umhergegangen war, erreichte Zigé ein düsteres Dickicht, wo er oft im Mondenscheine auf dem Anstande gewesen war und den Kaninchen aufgelauert hatte, welche in der Nacht ihre Löcher verließen, um sich im Walde zu zerstreuen. Dieser einsame, zwischen zwei Hügelu versteckte Ort war die Grenze der Baronie. In dem Augenblicke, als Zigé in das Dickicht eintrat, erschien ein Hase fast vor seinen Füßen; er schoß und der Hase fiel; dann lud er sein Gewehr wieder und wollte seine Beute aufheben. „Ein schönes Stück,“ dachte er, als er niederkniete und seine noch zuckende Beute betrachtete, „ich habe meinen Tagelohn verdient.“

In demselben Augenblicke sah er zehn Schritte vor sich den Baron von Saint Guily, der sein Gewehr angelegt hatte. „Wenn Du Dich rührst, bist Du verloren!“ rief ihm der Baron zu. „Wer bist Du? Wie heißt Du?“

Zigé antwortete nicht und griff nach seinem Gewehre. „Wirf Dein Gewehr weg, rief ihm der Baron noch einmal zu, „und sage, wer Du bist, oder ich schieße Dich auf der Stelle nieder.“

„He, Flourian!“ rief der Wilddieb, indem er über den Herrn von Saint Guily hinweg sah, als wende er sich an Jemanden, der im Dickicht versteckt sei, „was zögerst Du, dem Herrn Baron ein halbes Pfund Blei in den Kopf zu jagen?“

Der Herr von Saint Guily drehte sich um. Blitzschnell war in demselben Augenblicke Zigé ebenfalls



aufgesprungen und hatte sein Gewehr angelegt. Der Baron sah ein, daß er sich durch eine List habe täuschen lassen und daß sich Niemand in dem Dickicht befinde. „Das Gewehr nieder!“ rief er in der höchsten Wuth. „Keineswegs,“ antwortete Zigé; „ich habe Ihr Leben in meiner Hand, wie Sie das meinige haben. Wenn Sie schießen, werde ich Sie gewiß nicht fehlen. Mein Gewehr ist mit grobem Schrot geladen.“ — Nach einer kurzen Pause setzte er dann hinzu: „Wenn Sie mir glauben, Herr Baron, so endiget die Sache auf andere Weise; jeder legt das Gewehr ab und geht seines Weges.“

Der Baron machte eine Bewegung; er war bleich vor Zorn, vielleicht auch aus Furcht. „Der Bandit würde mich ermorden,“ flüsterten seine zitternden Lippen; dann ließ er sein Gewehr sinken; Zigé nahm alsbald auch das seinige ab, hob den Hasen auf und steckte ihn in die Jagdtasche.

„Da ist Dein Weg,“ sagte der Baron, indem er auf einem Fußweg zeigte, der an dem Dickichte hinführte.

Zigé sah ihn einigermassen mißtrauisch an, bald aber schämte er sich, furchtsam zu erscheinen, griff an seinen Hut, grüßte den Baron und ging langsam fort. Kaum hatte er aber einige Schritte gethan, als ein Schuß hinter ihm knallte.

„Jesus, mein Gott!“ rief er wankend und die Arme ausbreitend, als suche er ein Stübe, um sich im Fallen aufzuhalten, „ich bin des Todes.“ —

Die Nacht kam und Zigé erschien nicht in dem Hause seines Vaters. Vor Tagesanbruch durchsuchten Meste Tiste und dessen älterer Sohn den Wald. Als sie in die Nähe des Dickichts kamen, rief Flourian seinen Namen laut.

„Zigé ist nicht da,“ sagte er dann betrübt; „die Waldhüter werden ihn ergriffen haben.“

— „Schweig!“ unterbrach ihn der Vater; „ich höre etwas wie Wimmern.“

Es folgte ein Augenblick tiefer Stille, dann hörte man wirklich wieder ein leises Wimmern.

„Da unten ist es, dort hinter jenem Busche,“ sagte Flourian mit Schrecken. „Gebt mir das Gewehr Vater; vielleicht ist es ein Wolf, der ein Lamm daher geschleppt hat. Wir wollen sachte näher schleichen.“

Sie machten einen Umweg und kamen von der andern Seite an den Busch.

— „Heilige Jungfrau!“ rief da Meste Tiste aus, „’s ist Zigé! Mein Sohn, wer hat Dir das gethan?“

Der Unglückliche, der bleich, ganz von Blut ge-

fleckt, zu schwach war, als daß er hätte reden können, lag quer über dem Wege. Er legte einen Finger an den Mund, um anzudeuten, daß er durste. Flourian gab ihm etwas Wein aus seiner Korbflasche.

„Ach!“ sprach dann Zigé, der sich plötzlich gestärkt fühlte, „jetzt geht es besser. Aber seht nach . . . ich bin verwundet.“

— „Gott des Himmels!“ unterbrach ihn der Vater mit einer Bewegung der Verzweiflung und des Schreckens, „der Schuß ist durch die Brust gegangen! Der Mörder, der diesen Schuß gethan hat, war nicht in den Wald gekommen, um Kaninchen zu schießen. Er hatte sein Gewehr mit einer Kugel geladen.“

„Und er fehlte mich nicht,“ sprach Zigé; „doch glaube ich nicht, daß ich daran sterbe.“

— „Wer aber hat Dir das gethan?“ fragte der Vater nochmals.

„Der Baron,“ murmelte Zigé, indem er die Hand auf die Wunde legte, aus welcher sein Blut strömte.

Der Vater und der Bruder sagten nichts, aber sie wechselten einen Blick, der tausendmal bedeutungsvoller war als Worte des Hasses und der Rache.

„Mein Sohn,“ sagte Meste Tiste, „wir werden Dich nach Hause bringen und dann sehen . . .“

— „Nein . . . wartet . . .“, sagte er mit Anstrengung; „ich könnte . . . unterwegs sterben . . . Erst will ich . . . Euch Alles erzählen, . . . wie es gekommen ist.“

Und er erzählte mit schwacher Stimme, doch mit vollkommener Klarheit sein Zusammentreffen mit dem Baron und wie er verwundet worden war.

„Der Meuchelmörder! der Bandit! Er hat Dich meuchlings erschossen!“ rief Meste Tiste aus.

„Und als er mich am Boden liegen sah, . . . kam er her, um sich zu überzeugen, daß er mich nicht gefehlt,“ fuhr Zigé fort; „er gab mir einen Stoß mit dem Kolben in den Rücken . . . Da ich mich nicht rührte, hielt er mich für todt. Als er fort war, wollte ich mich wieder aufrichten, aber ich vermochte es nicht . . . Es war mir, als tanzten die Bäume um mich her . . . Da hoffte ich, es würde irgend ein Holzfäller des Weges kommen, aber es erschien Niemand . . . In der Nacht fürchtete ich mich vor den Wölfen . . . Ich fühlte mich sehr krank und glaubte, ich würde sterben . . . Ich betete alle Gebete, die ich auswendig wußte, und dann, glaube ich, bin ich eingeschlafen . . . Mich fror . . . Ach, Vater, welch’ eine schreckliche Nacht war das!“

Meste Tiste und Flourian schnitten Zweige von den Bäumen und flochten eine Art Tragbahre, um



darauf den Verwundeten fortzuschaffen. Als sie aufbrachen, bat sie Jigé, sie möchten, im Fall er unterwegs sterben sollte, einige Messen für die Ruhe seiner Seele lesen lassen.

„Ich verspreche es Dir,“ sagte Neste Tiste, indem er Thränen aus den Augen wischte, die ersten, die er in seinem Leben vergossen hatte; dann entblößte er sein Haupt, legte seine Hand auf das Haupt seines Sohnes und setzte hinzu: „Mein Gott, wenn dieses Kind von seiner Wunde geneset, so gelobe ich Dir, es soll ein Jahr lang das blaue Band tragen und ich will alle Tage in meinem noch übrigen Leben den Rosenkranz beten.“

## 2.

Mehrere Monate waren vergangen; der Herbst hatte die Wipfel des Waldes rothgelb gefärbt; die Blätter fingen an abzufallen und die Zugvögel, welche bei der Annäherung des Winters nach wärmeren Gegenden entfliehen, zogen in Schaaren am Himmel hin. Diese Zeit des Jahres ist die glücklichste im Jahre für die, welche von den Früchten der Erde leben; sie haben den Ertrag ihrer beschwerlichen Arbeiten eingesammelt; die Ernte, welche die übele Witterung vernichten konnte, ist in Sicherheit gebracht. Es giebt nun keine Sorge, keine schweren Arbeiten mehr; das Leben ist für einige Monate gesichert. Der Arme aber, der seinen Unterhalt auf einem unfruchtbaren Boden suchen muß, welcher ihn nicht zu nähren vermag, sieht mit Schrecken die Tage ohne Sonne und die langen Winternächte herankommen. Den Sommer über ist die Natur für ihn eine gute Mutter; sobald sie aber ihre milde Hand verschließt, sobald auf den Feldern nichts mehr zu suchen ist, leidet der Arme, der für die böse Jahreszeit nichts eingesammelt hat, die Qualen der Wüste, er hungert. Die Bewohner des Dorfes Saint Guily besanden sich fast alle in dieser tiefen Armuth; das Jahr war schlecht gewesen und der unbarmherzige Krieg, den der Herr von Saint Guily mit ihnen vor den Gerichten führte, hatte sie vollends arm gemacht. Der Baron wußte es wohl, daß ihn alle Leute in der Baronie haßten und verwünschten, daß man seinen Namen nur unter Fluchen und Drohungen aussprach; aber er kümmerte sich wenig darum und fürchtete den Haß seiner Bauern nicht. Die Frau von Saint Guily war nicht ohne Einfluß auf das Gemüth ihres Gemahles und sie hätte wohl versuchen können, einiges Gute zu thun, um das große Uebel auszugleichen; aber in dem Stolze

und dem Egoismus ihres Herzens dachte sie nicht einmal daran. Auch sie war übrigens durch die Erinnerungen aus der Zeit der Auswanderung und durch die Langeweile verstimmt worden, die sie in diesem alten Schlosse, in diesen düstern, traurigen, mit so verschossenem Glanze meublirten Zimmern peinigte.

Eines Morgens, in dem kalten und nebeligen Herbstwetter, das die letzten Blätter von den Bäumen nimmt, saßen Neste Tiste und sein älterer Sohn in ihrem Hause vor einem Feuer von Reiffig; Flourian, der den Kopf sinken ließ und die breiten Hände auf die Knie stützte, gleich der lebendigen Personification der körperlichen Kraft, die durch Seelenleiden gebrochen ist. Seine gewaltige Brust war zusammengesunken und in seinen Augen standen Thränen. Der Vater ließ mäschinenmäßig die Kügelchen eines Rosenkranzes durch die Finger gleiten und sah sich jeden Augenblick nach einer Art Alcoven um, vor welchem, als Vorhang, ein Stück Serge aufgespannt war. Der Wind rauschte in dem Kamin und blies die Asche von dem Herde umher; es war kalt in der Stube, deren einziges Fenster nur mit schlecht zusammenpassenden Brettern verschlossen war.

Ein krampfhafter Husten ließ sich hinter dem Vorhange hören; Neste Tiste schauderte, legte seinen Rosenkranz bei Seite und murmelte in tiefem Schmerz: „Das Kind wird nicht genesen.“

— „Die Wunde hat sich aber doch geschlossen,“ sagte Flourian; „er klagt nicht mehr, er fühlt keinen Schmerz. . . Seht, jetzt erwacht er,“ setzte er hinzu, nachdem er einen Augenblick in ängstlicher Spannung auf das ängstliche Athmen des Kranken gelauscht hatte.

Jigé schlug den Vorhang zurück und sah aus dem Alcoven heraus. Wer ihn einige Monate vorher gesehen, würde ihn jetzt schwerlich wieder erkannt haben. Seine sonst braune und lebenvolle Gesichtsfarbe war jetzt bläulichweiß. Eine schreckliche Hagerkeit hatte die Schönheit seiner Züge zerstört. Die Kraft und das Leben schienen bald in ihm verlöschen zu müssen. Und wirklich, er konnte nicht genesen, obgleich seine Wunde vernarbt war; die Kugel war durch die Lunge gegangen. Die Folge davon war eine Brustkrankheit und der Unglückliche starb an derselben langsam hin.

„Was ist geschehen?“ fragte er; „Ihr habt die ganze Nacht nicht geschlafen und vom Gefängniß gesprochen.“

— „Was bildest Du Dir ein? Womit beunruhigst Du Dich?“ unterbrach ihn Flourian.



„Du bist in den Wald gegangen!“ rief Zigé, indem er nach der Stelle sah, wo sonst das Gewehr hing; „die Gendarmen haben Dich ergriffen.“

— „Nun ja,“ antwortete Flourian, der sich ruhig und unbefangen stellte; „ich war nicht der Einzige, zwei Andere befanden sich bei mir und wir werden mit einander in das Gefängniß wandern.“

„Sie werden Dir und denen Gesellschaft leisten, welche die Justiz schon dahin geschickt hat,“ fiel Weste Lüste in bitterer Ironie ein, „Familienväter, deren Kinder verhungern! Das sind die Werke des Barons!“

(Beschluß folgt.)

### Miscellen.

(Ein Fälscher in London.) Einer der letzten Fälscher in London, welcher die Todesstrafe erlitt, war der berühmte Bankier Fauntleroy, der angeklagt und überführt war, durch falsche Unterschriften von der Bank eine Anwaltsvollmacht, die einer Dame gehörte, erhalten zu haben. Mehrere Jahre regte sich kein Argwohn gegen ihn, denn er bezahlte regelmäßig die Zinsen von den Summen, die er sich angeeignet hatte. Als er endlich verhaftet wurde, bemerkte ein Polizeibeamter an der Uhr einen Schlüssel, der ein Kästchen öffnete; in diesem Kästchen befand sich nichts als ein anderer Schlüssel. In einem Zimmer des Bankiers fand man mehrere Zinnkästchen, in denen verschiedene Urkunden lagen. Ein einziges dieser Kästchen war nicht bezeichnet. Man legte den gefundenen Schlüssel daran und er schloß. Unter den zahlreichen Papieren nun, welche sich in diesem Kästchen fanden, war auch ein von der Hand des Angeklagten geschriebenes, das alle von ihm begangenen Fälschungen bezeichnete, die sich auf eine sehr hohe Summe beliefen. Dieses Papier endigte mit den Worten: „um den Credit unseres Hauses zu erhalten, habe ich Anwaltsvollmachten verfertiget und Renten verkauft, ohne meinen Associés etwas davon zu sagen. Ich bezahlte alle Zinsen pünktlich, trug sie aber nicht in unsern Büchern ein. Die Bank weigerte sich zuerst, unsern Credit zu unterstützen; sie soll es bereuen.“ Vor einem solchen Selbstbekenntniß war jede Vertheidigung nutzlos und die Geschworenen sprachen deshalb ihr Schuldig über ihn aus. Der Gerichtshof verurtheilte den Schuldigen zum Tode. Die Freunde des Fälschers boten alles auf, um die Vollziehung dieser Strafe abzuwenden; Georg IV. selbst, der den Mann persönlich kannte, wünschte ihm wenigstens das Leben zu erhalten; die Minister aber wollten eine Begnadigung nicht geben, weil sie fürchteten, das Volk möchte unwillig darüber werden. Der Bankier Fauntleroy wurde deshalb am 30. October 1824 gehangen. Seit einiger Zeit hat sich indeß in London ein fast zur Gewißheit gewordenes Gerücht verbreitet, der Henker habe auf höhern Befehl den Verurtheilten nur scheinbar gehan-

gen, und Fauntleroy, den vielleicht ein eisernes Halsband oder dergl. gerettet, lebe noch heute in einem Dorfe in den Vereinigten Staaten.

(Auch eine Art Kinderversorgung.) Auf einigen Inseln der Azoren besteht eine seltsame Sitte, für das Unterkommen der Kinder zu sorgen. Die Mutter legt nämlich ihr neugeborenes Kind in einen Korb und trägt es so in der Nacht, wenn alle schlafen, vor die Thüre ihres Nachbars. Schreit das Kind, was unter solchen Umständen wohl zu erwarten ist, so wacht der Nachbar auf, ahnt, was vorgeht, steht auf, öffnet die Thüre und trägt den Korb mit dem Kinde ganz in der Stille vor die nächste Thüre, wo vielleicht dasselbe geschieht und der Korb ein Haus weiter getragen wird. So kann das Kind, wenn es sehr unruhig ist, durch ein ganzes Dorf von Haus zu Haus getragen werden; die Person aber, vor deren Thüre es früh gefunden wird, muß es aufnehmen. Zwar kann die Behörde angegangen werden, wöchentlich eine kleine Geldsumme beizutragen, das Kind aber muß von dem, an dessen Thüre es gefunden wird, erzogen werden.

(Was ist wahr von Blaubart?) Der allen unsern Leserinnen bekannte Blaubart war der Herr Gilles von Laval, Herr von Rich, Briolay, Chantocé, Ingrans und mehreren andern Herrschaften in der Bretagne und andern Theilen von Frankreich, einer der reichsten Männer zur Zeit des Königs Karl VII. In seinem 20. Jahre kam er in den Besitz des ungeheuren Vermögens, das er durch grenzenlose Verschwendung fast ganz durchbrachte. Unter andern Beispielen seiner Verschwendung erwähnt man die Einrichtung seiner Kapelle, die aus einem Bischofe, einem Diacon, einem Vorsänger, zwei Archidiaconen, vier Vicaren, zwölf Kaplanen und acht Chorsängern bestand. Alle diese folgten ihm, wohin er auch reiste. Jeder hatte ein Pferd und einen Diener; alle trugen Gewänder von Scharlach und Pelz. Alle kostbaren Kirchengeräthe wurden ihnen nachgetragen, so wie mehrere kleine Orgeln, deren jede von sechs Männern getragen wurde. Später nahm er einen italienischen Arzt, Nebasi, in seinen Dienst, der erklärte, mit dem Bösen im Bunde zu stehen und die Schäge auf übernatürliche Weise wieder ersetzen zu können. Von da an begannen seine schauderhaften Verbrechen, Verbrechen, wie sie die Menschheit vielleicht niemals gesehen hatte. So ließ er zum Beispiel die schönsten Kinder in seinen Herrschaften aufgreifen und nach Chantocé bringen, wo sie geschlachtet wurden und er sich in ihrem Blute förmlich badete, weil er glaubte, auf diese Weise könne er sein Leben und seine Kraft erhalten. Mehr als hundert solche Opfer waren bereits gefallen und noch wagte die Justiz sich nicht an den mächtigen Herrn. Indessen wurde der Unwille gegen ihn so groß, daß er ermordet worden sein würde, wenn die Behörden nicht endlich eingeschritten wären. Nach einem Prozesse, der mehrere Jahre dauerte und in welchem fast unglaubliche Schandthaten und Verbrechen an den Tag kamen, wurde er verurtheilt, auf der Wiese vor Nantes lebendig verbrannt zu werden. Das



Urtheil wurde am 23. Decbr. 1440 auch vollzogen. Der Schuldige rühmte sich vor dem Gerichte mit frecher Stirn, so viele Verbrechen begangen zu haben, daß sie hinreichen, zehntausend Menschen zum Tode zu verurtheilen. Noch stehen die Ruinen des blutbefleckten Schlosses zu Chantocé.

(Nützliche Stimme.) In einer Anzeige, in welcher ein Tenorist für das Chor in der Kathedrale zu Bangor gesucht wird, heißt es: „man wird demjenigen den Vorzug geben, welcher eine Stimme besitzt, die ihn im Chore besonders nützlich macht, d. h. die ihm erlaubt im Nothfalle auch Bass oder Discant zu singen.“

(Asiatisches Zartgefühl.) Ein röckisches Kamel warf, erzählt ein ostindisches Journal, seine Last ab, eine der Frauen des Schah Subschah, die natürlich so viel als möglich verhüllt war. Das Thier fiel auf die Frau, und einer der englischen Offiziere, die den Zug begleiteten, eilte sogleich hinzu und würde die Unglückliche leicht befreit haben. Aber selbst in dem Schmerze und der Gefahr ihrer Lage verbot die unglückliche Frau dem Offizier, sich ihr zu nähern, wenn er sich ein seliges Ende wünsche, und ihr Leben auf Kosten dessen retten, was sie für schlimmer als den Tod halten müsse. Ob die Dame wirklich so fühlte, wollen wir nicht untersuchen; sie wußte vielmehr, daß eine schwere Strafe sie treffen würde, wenn sie einen Beistand annähme, der allein wirklich nützlich sein konnte, wenn sie sich nämlich von einem Manne berühren lasse, und noch dazu von einem Ungläubigen. Der Offizier entfernte sich ungern und erst als einige Eunuchen herbei kamen, gelang es mit großer Anstrengung, die Leidende endlich zu befreien. Sie war bereits ohnmächtig und in der darauf folgenden Nacht starb sie wirklich, ein Opfer asiatischer Etikette und — Eifersucht.

(Ein Gesellschaftstag bei dem Präsidenten der Vereinigten Staaten von Nordamerika.) Die Amtswohnung des Präsidenten ist ein großes massives Gebäude in dem Maßstabe vieler Landsitze des englischen niedern Adels, aber bei weitem nicht so groß und glänzend als die Schlösser des hohen Adels. Die Möbel, die zwar ziemlich bequem und anständig sind, sehen doch durchaus nicht elegant oder kostbar aus. Das ganze Gebäude und was dazu gehört, verräth einfache Wohnlichkeit ohne prahlenden Glanz und paßt deshalb vollkommen für die Einfachheit und Sparsamkeit der republikanischen Einrichtungen dieses Landes. Der Präsident — der erste Beamte eines Volkes von 18 Millionen Seelen — empfing die Gäste stehend, in der Mitte eines kleinen ovalen Zimmers, dem großen Saale im Erdgeschoße gerade gegenüber. Eingeführt wurden die Personen von dem Stadtmarschall, der die Namen der Eintretenden aussprach; jeder gab dem Präsidenten die Hand, richtete einige Worte der Artigkeit an denselben und begab sich sodann in die anstoßenden Zimmer, um Andern Platz zu machen. Der Präsident war ganz einfach schwarz gekleidet, eben so der Stadtmarschall; man sah weder Garden vor dem Thore, noch Schildwä-

chen innerhalb desselben, eben so wenig irgend einen Diener in Bioree. Auch die Gesandten, die ich sah, erschienen bloß in Schwarz; die einzigen Uniformen, die man bemerkte, waren die von einigen wenigen amerikanischen Schiffsoffizieren. — Die Anzüge der Damen waren theils elegant, meist aber durch Einfachheit ausgezeichnet und Juwelen bemerkte ich an ihnen gar nicht. Die Gesellschaft, obgleich gegen 2000 Personen zählend, war darum auch weit weniger brillant als eine Gesellschaft in England oder eine fashionable Soirée in Paris, dagegen weit angenehmer und ruhiger als irgend eine, die ich in Europa besucht habe. Da es keinen Rangunterschied giebt (der Präsident selbst ist nichts weiter als ein gewöhnlicher Bürger, der auf eine gewisse Zeit ein gewisses Amt bekleidet), so war von einem Streben nach Vortritt ic. nirgends die Rede. Jeder handelte und sprach in der Ueberzeugung, daß er jedem Anwesenden gleich stehe, und wenn man eine Person auszeichnete, so hatte sie es nur ihren persönlichen Verdiensten zu verdanken. Selbst die Personen aus den niedern Classen, von denen viele anwesend waren, weil jedermann zu den Gesellschaften des Präsidenten Zutritt hat, der Bürger der Vereinigten Staaten ist, benahmen sich sehr anständig und obgleich das Gedränge bisweilen stark wurde, da einmal wohl 3000 Personen sich in den Zimmern befanden, so hörte man doch kein unartiges Wort, sah man keinen unartigen Blick. Als endlich die Gesellschaft zwischen elf und zwölf Uhr sich entfernte, herrschte bei weitem nicht halb so viel Lärm und Confusion bei dem Rufen der Equipagen, die sehr zahlreich waren, als bei einer in Vergleich weit geringern Gesellschaft in Europa vorzukommen pflegt. Auch bei dieser Gelegenheit vernahm man selbst unter den Kutschern keinen Fluch, kein zorniges Wort.

(Die Handschuhe.) Die Sitte, die Hand mit Handschuhen zu bedecken, hat unter allen Nationen der Erde seit undenklicher Zeit geherrscht und findet sich bei dem rohen Tartaren, der sich durch dieselben vor der Kälte zu schützen sucht, wie bei dem hochgebildeten Europäer, bei dem ihr Gebrauch ein Zeichen des Luxus ist. Im Mittelalter waren die Handschuhe ein kostbarer Artikel des Anzugs, da man dieselben häufig mit Stickereien verzierte und mit Edelsteinen besetzte. In der Ritterzeit pflegte der Krieger, welcher die Gunst einer Dame gewonnen hatte, den Handschuh derselben an seinem Helme zu tragen, und bekanntlich war das Hinwerfen des Handschuhes die gewöhnlichste Art einer Ausforderung zum Zweikampfe. Diese letztere Sitte bestand bereits im Jahre 1245. —

### Generalcorrespondenz.

In der Türkei scheinen besonders die Frauen sich nach europäischer Civilisation oder wenigstens nach europäischer Freiheit zu sehnen; man ersieht dies aus zwei strengen Fermans, die das geistliche Oberhaupt der Türken kürzlich erlassen hat. In dem ersten rügt er in starken Worten, daß es leider unter den Frauen



Sitte geworden sei, nicht bloß die Nasen, sondern sogar die Lippen den Blicken der Vorübergehenden sehen zu lassen; dann empfiehlt er den Männern streng darauf zu sehen, daß die Frauen von der alten Sitte nicht abweichen, sondern sorgfältig das Gesicht mit dem Schleier verhüllen. In dem zweiten Heman tadelt er noch strenger die eingerissene Unanständigkeit, daß die Frauen in die Läden ungläubiger Handelsleute gehen, die er hart anläßt, weil sie nicht nur Gegenstände, die nur Erfindungen des Teufels sein könnten, auslegten, um die gläubigen Frauen zu verlocken, sondern sogar hübsche junge Männer hinter ihre Ladentische stellten, damit die Frauen der Gläubigen noch mehr versucht werden möchten, diese Läden zu besuchen. —

Der berühmte Sänger Rubini tritt freiwillig, nachdem er sich ein großes Vermögen erworben hat, von der Bühne in das Privatleben zurück, will sich aber vorher noch in den vorzüglichsten Städten Europas hören lassen. — Nach Nachrichten aus Mailand ist die berühmte Catalani auf ihrer prachtvollen Villa am Ufer des Comer Sees am 20. Juni in ihrem einundsechzigsten Jahre gestorben. —

Die Runkelrübe greift immer weiter um sich; man macht aus ihr bekanntlich Zucker und aus den Ueberresten Kaffee. Einem Franzosen ist es gelungen, aus dem Saft der Runkelrübe auch eine Art Milch herzustellen, so daß in mehreren kleinen Pariser Kaffeehäusern die Tassen, in denen man den Leuten Kaffee mit Zucker und Milch verkauft, eigentlich nichts enthalten als ein Gebräu vom Saft der Runkelrübe. —

Niclas Becker, der Dichter des Rheinliedes, hat das Ziel seines Ehrgeizes erreicht, nach dem er längst gestrebt; er hat die einträgliche und nicht eben beschwerliche Stelle eines Gerichtsschreibers in Köln erhalten. —

Man kannte bisher kein Mittel, die Pastellmalereien zu fixiren; diese so duftigen Malereien waren wegen ihrer sehr leichten Zerflöckbarkeit sehr schwer zu transportiren und aufzubewahren; die geringste Berührung, das leichteste Reiben veränderte sie; man konnte sie mit keinem Firniß überziehen, ohne daß sie ihren Glanz und ihre Frische verloren. Ein Liebhaber solcher Malereien, der Marquis von Barennes, hat endlich ein eben so einfaches als sinnreiches Mittel erfunden, der Pastellmalerei dieselbe Dauer wie der Delmalerei zu geben, ohne auf irgend eine Weise ihren besondern Eigenschaften zu schaden; er kam nämlich auf die glückliche Idee, sie auf der linken Seite zu fixiren, dadurch nämlich, daß er die hintere Seite des Papiers mit einer Auflösung von weißem Gummiack in Alcohol bestrich. Diese Auflösung durchdringt das Papier schnell und bis in die kleinsten Theilchen der Malerei auf der andern Seite; der Alcohol verdunstet bald, so daß in einem Augenblicke der so leichte Pastellstaub, der jenem der Schmetterlingsflügel gleicht, an dem Papiere fest anhängt, daß demnach die Malerei gerollt, gerieben, fortgetragen werden kann, ohne daß sie sich verwischt oder verreibt. Wir glauben, Manchem einen Gefallen zu erzeigen, indem wir das Verfahren mittheilen:

man löset zehn Grammen gewöhnlichen Gummiack in hundert und zwanzig Grammen Alcohol auf und entfärbt dann die Flüssigkeit durch thierische Kohle. Nachdem man die Flüssigkeit filtrirt hat, bestreicht man damit, mit einem Pinsel, die Rückseite der Gemälde und Alles ist geschehen. —

In Batavia lebt ein reicher Kaufmann, der sein höchstes Glück sorgfältig unter sichern und ergebenen Freunden und in einer luxuriösen Einrichtung des Hauses bewahrt, wie man sie selten sieht. Sein größter Schatz ist die reiche Hülk oder Tabakspfeife, die er sich in Delhi hat fertigen lassen. Da dieselbe der Gegenstand der allgemeinen Neugierde ist, so hat er sie endlich in seinem Palaste ausgestellt. Sie liegt auf einem kostbaren Tische von massivem mit Gold ausgelegtem Ebenholze. Der Kopf ist von in Facetten geschliffenem Bergkrystall und auf vier etwas vorspringenden Ecken befindet sich in Rubinen von der größten Schönheit der Name des Besizers, Mourat; die Röhre, durch welche der Rauch im Wasser geht, ist von massivem Golde, über und über mit Diamanten besetzt. Das zehn Klafter lange Schlangenrohr ist mit Goldgeflecht übersponnen und mit Türkisen, Amethysten und Topazen von Ceylon besetzt. Diese Tabakspfeife, die kostbarste in der Welt, die hundertfunfzigtausend Thaler kostet, wird jeden Tag nach dem Mittagessen dem reichen Mourat unter großen Ceremonien von mehreren Dienern überbracht. —

In welchem ungeheuren Werthe man vor einigen Jahren die Zeichnungen Hogarths hielt, mag man aus folgenden Angaben erkennen. In einer Auction wurde ein Abdruck eines von Hogarth gestochenen Entréebilletts mit 100 Thalern und ein anderer, auf dem sich ein charakteristischer Kopf befand, gar mit 270 Thalern bezahlt. —

Eine Gesangschule, welche unter dem Titel *Donze leçons de chant moderne pour voix de Tenor ou Soprano* von Rubini bei B. Schott's Söhnen in Mainz erschienen ist, verdient den gesangliebenden Lesern der Modenzeitung empfohlen zu werden. Der Ruhm Rubini's, als der beste und geschmackvollste Tenorsänger unserer Zeit, ist zu allgemein, als daß man nicht sofort fühlen sollte, daß, wenn er als Lehrer auftritt, ganz Vortreffliches geboten werde. Seine größte Aufmerksamkeit in dem Werke ist auf den Vortrag gerichtet, den auf theatralische Weise auszubilden durch sehr praktische Andeutungen und Mittel gestrebt wird. Selbst ausgebildeten Sängern werden diese zwölf Uebungen wegen vieles darin enthaltenen Modernen, namentlich wegen der neuen geschmackvollen Verzierungen und Cadenzen äußerst willkommen sein. B.



# Allgemeine Mode-Zeitung

N<sup>o</sup> 32.

Der äußerst billige Preis dieser wöchentlichen Zeitschrift, für den Jahrgang zu 104 Quartbogen, mit 64 Kupfern oder circa 600 Abbildungen der neuesten Pariser, Londoner und Wiener Moden, schnell nach deren Erscheinen, ist 6 Thlr.; mit 116 Kupfern und



1841.

Stahlstichen, die Moden u. als Doppelkupfer: Portraits berühmter Menschen, Abbildungen von neuen Meubles, Fenster-Gardinen, Gartenverzierungen, Equipagen etc. enthaltend, 8 Thlr. Alle Buchhandlungen, Zeitungs Expeditionen und Postämter nehmen Bestellungen an.

Redakteur: Dr. A. Diezmann. Verlag von Baumgärtner's Buchhandlung in Leipzig.

Motto: Von dem Neuen das Neueste; von dem Guten das Beste.

## Die Familie Lambert.

(Beschluß.)

Bald darauf stand Zigé auf und setzte sich an das Feuer. Das Blut stieg wieder in seine Wangen, sein Blick wurde lebhafter, seine Stimme kräftiger; er empfand jene Ueberreizung, welche oft den letzten Krisen vorhergeht und die den Brustkranken das Aussehen einer plötzlichen Wiedergenesung giebt. — „Sie haben Dir Dein Gewehr genommen,“ sagte er zu Flourian; „aber da ist noch das meinige.“ Nach einer Pause setzte er sodann hinzu: „Vater, ich muß Euch etwas sagen.“

— „Sprich, mein Sohn,“ antwortete der alte Lambert, indem er sich nach ihm hinneigte, in einem unbefchreiblich zärtlichen und schmerzlichen Tone.

„Es fällt mir etwas ein,“ fuhr Zigé fort; „aber ich fürchte, Ihr werdet nicht darein willigen.“

— „Sprich, sprich mein Sohn,“ fuhr Meste Ziste fort; „kann ich Dir etwas abschlagen? Was ist Dir eingefallen?“

„Nun,“ antwortete er mit fester Stimme, „ich weiß, daß ich krank, daß ich verloren bin. Ehe ich sterbe, möchte ich gern noch ein gutes Werk vollbringen, — den Herrn Baron erschießen.“

— „Nein,“ antwortete kalt der Vater; „ich bin entschlossen, daß er nur von meiner Hand stirbt.“

„Ihr habt auch daran gedacht?“

— „Seit einem halben Jahre denke ich an nichts weiter,“ antwortete Meste Ziste.

„Auch ich,“ fiel dann Flourian ein, „und deshalb wollte ich heute wieder mit dem Gewehre Zigé's in den Wald gehen.“

— „Du hättest ihn vielleicht mit einem Schusse gefehlt,“ sagte Meste Ziste; „ich habe schon meine Maßregeln getroffen.“

Als er dies sagte, nahm er aus einem Schranke ein Paar lange Pistolen von großem Kaliber, wie man sie vor hundert Jahren in den Satteltaschen trug.

„Der Baron geht heute durch den Wald,“ setzte Flourian hinzu; „ich weiß, wo er vorüber kommt; auch wird er allein sein.“

— „So wollen wir alle Drei auf ihn lauern,“ sagte Zigé, indem er eine der Pistolen nahm. „Jedem eine Waffe!“

### 3.

Denselben Abend lauerten die drei Lamberts in dem Dickichte am Anfange des Gehäues, wo Zigé vor einem halben Jahre für todt liegen geblieben war. Die noch grünen Wachholdergesträuche, die da wuchsen, verbargen sie gänzlich. Aufmerksam und unbeweglich, wechselten sie nur selten und leise einige Worte mit einander. Kein Bedenken, keine Reue zeigte sich in den Herzen der drei Männer; sie glaubten in ihrem Rechte zu sein. Sie meinten, das Gesetz würde sie nicht geschützt, an dem Barone nicht gerächt haben, wenn sie



ihn als Mörder angeklagt hätten. Ihrer Ansicht nach wollten sie dadurch, daß sie diesen Mann tödteten, mit Gefahr ihres Lebens eine große That der Gerechtigkeit vollbringen.

„Er kommt nicht,“ sagte Meste Tiste in schrecklicher Ungebuld. „Der Tag neigt sich; bald wird es finster sein.“

Es folgte eine Pause. Jigé, der am Boden saß und den Kopf an einen Baumstamm lehnte, glich einer Leiche. Seine Kräfte schwanden schnell; er schien nahe daran zu sein, den schrecklichen Gefühlen dieser Lage zu unterliegen.

„Da geht André, der Kohlenbrenner, vorüber; er hat uns gesehen,“ sagte Flourian.

— „Was schadet es?“ fiel rasch der Alte ein; „es haben uns auch Andere gesehen, das ganze Dorf weiß, daß wir hier sind.“

„Still!“ murmelte Jigé, indem er sich aufrichtete; „da unten wurde gepfiffen.“

— „Er ist es!“ sprachen leise Flourian und Meste Tiste.

Alle drei griffen nach ihren Waffen; der alte Bauer streckte den Kopf aus dem Dickichte hervor. Es zeigte sich ein Mann am Ende eines der schmalen Wege, die durch den Wald führten. Meste Tiste erkannte den Baron an dem grauen Filzhute und der hohen Gestalt im grünen Jagdrocke, an dem die Metallknöpfe bisweilen in den letzten Strahlen der Sonne bligten. Jigé und Flourian schlichen sich bis an den Rand des Weges.

„Jetzt bleibt er stehen!“ sprach Flourian; „er hat gesprochen.“

— „Nein, nein,“ fiel der Vater ein; „er ist allein da. . . Wartet, bis er gerade vor uns ist.“

Es folgte eine entsetzliche Pause, dann erschütterte ein dreifacher Knall die Luft und hallte eine Minute lang von Echo zu Echo in der Waldestiefe hin.

Der Baron taumelte und stürzte mit dem Gesichte auf die Erde nieder; eine Kugel hatte ihn in den Kopf getroffen; er war todt. In demselben Augenblicke ließ sich ein gellender Schrei hinter ihm hören und die Frau von Saint Guily erschien unter den Bäumen. Zuerst eilte sie nach ihrem Gemahle zu, als sie aber die drei Männer erblickte, die bei ihrem Anblicke unbeweglich und von Entsetzen ergriffen stehen geblieben waren, sank sie auf ihre Knie nieder und rief mit der Stimme der Verzweiflung um Hilfe.

„Sie muß schweigen,“ sprach Meste Tiste, indem

er sein Pistol wieder lud. Dann ging er auf sie zu und sagte: „Frau Baronin, verrichten Sie Ihr Gebet und empfehlen Sie Ihre Seele Gott.“

Die Frau von Saint Guily wollte sprechen, aber ihre erbleichenden und zitternden Lippen vermochten keinen Ton zu bilden. Sie blieb auf ihren Knien liegen, ließ den Kopf auf die Hände sinken und war bereits dem Tode nahe. Die beiden Brüder wollten sie retten, der Vater aber, klüger und hartherziger, gebot ihnen Schweigen.

„Schweig!“ sagte er, indem er Flourian heftig bei Seite drängte; „sie würde uns alle drei auf das Schaffot bringen.“

Indem er diese Worte sprach, setzte er der Baronin das Pistol auf die Brust und schoß. Die Unglückliche sank rücklings nieder, tödtlich verwundet. Einen Augenblick hatte sie grauenhaft mit dem Tode zu ringen, dann verschied sie.

„Nun können wir gehen,“ sagte der alte Bauer, indem er in wahn sinnähnlicher Aufregung seine Waffe schwang; „Alles ist vorüber.“

Sie entfernten sich. Flourian unterstützte seinen Bruder, der sich kaum auf den Füßen halten konnte. Als sie am Waldrande ankamen, fühlte sich Jigé unwohler. Ein kalter Schweiß bedeckte seine Stirn, sein Athem war schwach und ungleich; er legte sich am Fuße eines Baumes nieder.

„Ich will hier ausruhen,“ sagte er, „schlafen.“

Sein Vater und sein Bruder knieten neben ihm nieder; sie versuchten ihn wieder zu ermuntern, aber er wurde von Augenblick zu Augenblick schwächer und bald äußerte sich das Leben in ihm nur noch in einem schwachen Röcheln.

Ungefähr um Mitternacht trugen Meste Tiste und Flourian den leblosen Körper des armen Jigé in ihr Haus. . . Als sie ihn auf das Bett gelegt hatten, faltete der Vater die Hände, bog sich über den Leichnam und sprach: „nun bist Du todt, mein Kind, aber der, welcher Dich ermordet hat, ist auch leblos wie Du. Sein Geist ist in der Hölle, der Deinige aber ist bei dem lieben Gott.“

Einige Tage später untersuchte die Justiz wegen des doppelten Mordes, der in dem Walde von Saint Guily begangen worden war; aber die Thäter waren selbst durch die sorgfältigsten Nachforschungen nicht zu ermitteln. Alle Leute im Dorfe wußten, daß die drei Lambert bewaffnet in den Wald gegangen waren, daß sie da dem Barone aufgelauert, ihn erschossen und auch



seine Gemahlin ermordet hatten; aber Niemand klagte sie an, Niemand verrieth sie. Nur das Verbrechen war gewiß; einen Thäter vermochte man nicht zu ermitteln.

Messe Tiste starb noch in demselben Jahre und Flourian verließ das Haus der Lambert. Das Kaiserreich begann; er wurde Soldat; vielleicht hätte er wie andere eine glänzende Laufbahn gemacht, denn er besaß jene seltene Kaltblütigkeit, jene blinde Uaerschrockenheit, jene Todesverachtung, welche im Kriege zum höchsten Glück führen; aber er konnte weder lesen noch schreiben und sein Verstand war zu beschränkt, als daß er das Versäumte hätte nachholen können. Er war nur Sergent, als er 1814 in der Schlacht an der Brücke von Montereau blieb.

### Lucie.

Erzählung von Mad. Charles Reybaud.

(Fortf. aus Nr. 31. des Bilder-Magazin.)

„Der Gemahl meiner Tante,“ begann Lucie von Neuem, „war der Marquis von Placy.“ Albert hörte diesen Namen an ohne zu erschrecken, ohne ihn zu kennen; Lucie athmete deshalb tief auf, als sei ihr eine schwere Last abgenommen, und fuhr dann ruhiger fort: „meine Tante, die Marquise von Placy, war eine schöne, noch junge, geistreiche Frau von lebhaftem Temperamente. Sie liebte ihren Gemahl mit Zärtlichkeit, mit Eifersucht, glaube ich, und vielleicht war sie nicht immer so glücklich als es die Welt glaubte. Anfangs wollte mich meine Tante unter ihren Augen erziehen lassen, aber ihre bereits sehr angegriffene Gesundheit machte es nothwendig, daß sie beinahe den ganzen Winter im Süden verbrachte; das Klima von Paris würde ihr den Tod gegeben haben. Sie entschloß sich deshalb, mich einer Frau von großen Verdiensten anzuvertrauen, in deren Institute sie selbst und meine Mutter erzogen worden waren. Ich ging also aus dem Hause meiner Tante in ein anderes über, wo ich die Pflege, die Liebe fand, die mich immer umgeben hatten, und wo ich ebenfalls glücklich war. Ach, Albert, ich kann nicht ohne Nührung an meine ersten so ruhigen, so schönen Jahre voll Hoffnung und Sicherheit denken, an jene Zeit, wo ich von so viel Liebe geschirmt war. Mein erster Kummer war die Abreise meiner Tante nach einem Landgute in der Provence, das sie gekauft hatte; sie sollte da zwei ganze Jahre zubringen; die Aerzte hatten ihr diesen Aufenthalt in

einer trockenen und warmen Luft verordnet, weil sie hofften, dadurch die Fortschritte der Brustkrankheit aufhalten zu können, die schon lange an ihr zehrte. Sie reisete ab. Ich wünschte sehnlichst, sie möchte mich mit sich nehmen; ich bat sie in allen meinen Briefen um die Erlaubniß zu ihr kommen zu dürfen, aber erst nach einem Jahre gab sie mir diese Erlaubniß. Mein Oheim, der Marquis von Placy, holte mich in Paris ab und, ich muß es gestehen, er bewies mir damals eine so liebevolle, so väterliche Zärtlichkeit, daß ich ihn fast eben so lieb gewann, wie ich meine Tante liebte.

Ich werde mein ganzes Leben lang unsere Ankunft in dem Schlosse Bes nicht vergessen; es war an einem schönen Sommerabende zwischen neun und zehn Uhr; meine Tante kam mir auf der Bortreppe entgegen. Mein Gott, wie blaß, wie hinfällig, wie hager war sie geworden! doch war sie noch immer schön. Es ist mir noch immer als sähe ich sie langsam daherkommen mit dem langen schwarzen aufgelöseten Haar, von einem Schleier verhüllt, den sie in der Eile übergeworfen hatte.

„Mein Kind!“ rief sie; „mein liebes Kind! Bist Du endlich da? Nun sollst Du mich nicht mehr verlassen.“

— „Ja, ja, ich werde immer hier bei Ihnen bleiben!“ entgegnete ich, indem ich ihr die kalten bleichen Hände küßte, „wir werden uns nun für die Zukunft nicht wieder trennen.“

„Die Zukunft!“ flüsterte sie mit einem Schauer, über den ich erschrak, „ach die Zukunft! Komm, Kind, führe mich wieder in mein Zimmer. Für Dich, meine Lucie, wird sie lang sein, ich aber wage kaum morgen zu sagen.“ Sie stützte sich auf mich und ließ den Arm eines jungen Mädchens los, das sie führte, indem sie mir mit klagender Stimme sagte: „komm Lucie, mich friert, ich befinde mich unwohl hier.“

Das junge Mädchen, das ich da zum erstenmale sah, war Eleonore; seit einigen Monaten war sie die Gesellschafterin meiner Tante; mein Oheim hatte mir es vorher gesagt, ich wußte, daß ich sie in dem Schlosse finden würde, daß sie meine Gouvernante sein sollte. Da man mir aber nichts von ihrem Alter und von ihrem Aussehen gesagt hatte, so meinte ich, es müsse, wie die erste Gouvernante, die meine Tante mir gegeben hatte, eine schon bejahrte Jungfrau von steifer Haltung und widerwärtiger Häßlichkeit sein. Ihr Aussehen überraschte mich deshalb; Eleonore war damals zweiundzwanzig Jahre alt und schön, blendend schön.



Als die Tante mit mir allein im Zimmer war, fing sie an zu weinen. Ich sah ein, daß sie Kummer habe, daß sie viel litt, aber ich wagte nicht, sie zu fragen, sondern weinte mit ihr, indem ich ihre Hände in den meinigen hielt. Endlich beruhigte sie sich ein wenig und ich mußte ihr ausführlich meine Reise erzählen. Als ich ihr bemerkte, wie gut mein Oheim gegen mich gewesen sei, heiterte sich ihr Gesicht freudig auf.

„Desto besser, Lucie,“ sagte sie; „er liebt Dich, er liebt Dich noch immer. Gott gebe, daß diese Zuneigung nicht erlösche.“

Bei diesen Worten erst verstand ich sie.

„Ach, gute Tante,“ sagte ich, „er liebt Sie ja auch.“

— „Doch ist er nicht da, er hat mich noch nicht umarmt. Ich habe ihn noch nicht gesehen,“ sagte sie bitter, indem sie ihr von Thränen überströmtes Gesicht auf meine Achsel stützte.

Während sie dies sagte, trat der Oheim herein.

„Nun, Julie, es geht Dir besser, nicht wahr?“ fragte er kalt, indem er sie auf die Stirn küßte. Als er bemerkte, daß sie weinte, setzte er trocken und fast gereizt hinzu:

„Was bedeuten diese Thränen, dieses verdrießliche Wesen? Wahrhaftig, ich verstehe Dich nicht. Versetzt Dich meine Rückkehr in diese Traurigkeit? So solltest Du sie wenigstens besser verbergen.“

Meine Tante antwortete nicht, erhob aber auf ihren Gemahl einen matten Blick und deutete ihm an, daß sie leide. Dann stand sie plötzlich auf, umschlang mich und sagte in einem langen Schmerzensschrei: „Ach Lucie, mein Gott! ich glaube, ich sterbe.“ Sie sank in eine so lange dauernde Ohnmacht, daß wir wirklich glaubten, sie würde nicht wieder in das Leben zurückkehren. Welche Nacht, welche schreckliche Nacht! Meine Tante, die in meinen Armen lag, schien jeden Augenblick den letzten Athem auszuhauen zu müssen. Der Marquis wachte bestürzt an diesem Schmerzenslager; Eleonore, die in einer Ecke des Zimmers kniete, weinte, während sie die Sterbegebete betete. Gegen Morgen schien jedoch meine Tante aus dieser schrecklichen Krise herauszutreten; der Tod entfernte sich wieder von ihr. Nach einigen Tagen hatten sich meine Unruhe und mein Schmerz beruhiget; ich glaubte, die Gefahr sei auf immer entfernt und meine Tante würde trotz ihrer Kränklichkeit noch lange leben. Ich besaß jene Sicherheit, jene glückliche Sorglosigkeit der ersten Jugend, welche

der Zukunft so viel Glanz verleihen. Doch aber betäubte mich der Anblick der Schmerzen, die man mir verbarg und die ich errieth. Niemand um mich her war glücklich.

Meine Tante litt nicht sehr mehr, aber sie befand sich in einem Zustande der Mattigkeit, deren unvermeidliches und nahes Ende mir nur meine Unerfahrenheit verbergen konnte. Die arme Frau hing sehr am Leben, die bis dahin immer geduldige und sanfte Seele strebte sich gegen das schreckliche Urtheil, das Gott über sie gefällt hatte. Man hätte wohl sagen können, sie sah mit einem gewissen Reide Alles, was sie in dieser Welt am meisten geliebt hatte, sie überleben, vielleicht sich bald über ihren Tod trösten. Ihre Stimmung wurde launenhaft und ich war die einzige Person, deren Pflege sie gern duldete. Wie viel hätte Eleonore von ihrer Ungerechtigkeit und von der meinigen zu leiden! Arme Eleonore! Sie kennen sie, Albert; es ist ein beschränkter Geist, ein heftiger eigensinniger Charakter, ein ungestümes, aber auch der äußersten Aufopferung fähiges Herz. Meine Tante sah nur ihre Fehler, sie haßte sie deshalb und ich, ich theilte bis zu einem gewissen Grade ihr Vorurtheil.

In den ersten Monaten meines Aufenthaltes in Bes war Eleonore für mich weder eine Gesellschafterin noch eine Freundin; ich behandelte sie mit kalter Artigkeit, die sie fern von mir hielt und jede Vertraulichkeit unmöglich machte. Sie litt bei diesem Benehmen mit ergebener Geduld, die ich noch heute bewundere, denn ich weiß, wie stolz, wie uneigennützig sie ist, und ich bin auch überzeugt, daß ihr Verhalten keine Berechnung leitete. Gegen meinen Onkel allein war sie nicht so nachgiebig und ich bemerkte mehr als einmal, daß sie eine gewisse Herrschaft über ihn ausübte; nur gegen ihn ließ sie ihrem stolzen und entschlossenen Charakter freies Spiel, was noch heute ein Gegenstand von Verwunderung für mich ist, die ich das kalte imponirende Wesen meines Oheims so sehr fürchtete.

Sechs Monate ungefähr vergingen; meine arme Tante schien nicht kränker zu sein; sie stand jeden Tag auf; der Kreis von Beschäftigungen, den ich mir um sie geschaffen, blieb immer derselbe, es schien mir unmöglich zu sein, daß sie so sterben könne. Eines Morgens saß sie an ihrem Fenster; die Sonne schien wohlthuend warm; ich hatte auf ihren Schooß einen Strauß Rosen gelegt, deren Duft sie sehr liebte. Mit einemmale schauderte sie, sank in ihrem Lehnstuhle zurück und konnte mit erlöschender Stimme nur noch sagen:



„Lucie, rufe Leute . . und Deinen Dheim . . er soll kommen . . ich will mit ihm sprechen. Ich habe vielleicht zu lange gezögert.“

Man eilte herbei; meine Tante lag unbeweglich, schon kalt da und bewegte die Lippen, ohne aber ein vernehmliches Wort über dieselben zu bringen. Endlich machte sie eine Bewegung; sie streckte die Hände aus, um die ihres Gemahls zu berühren. „Paul,“ sagte sie, „Du weißt, ich habe nichts. Durch den Ehecontract habe ich Dir Alles gegeben . . dieses Kind bleibt arm, . . aber Du bist ein rechtlicher Mann, Du wirst ihr mein Vermögen zurückgeben. Ich empfehle Dir Lucien, Paul . . Lebe wohl, ich verzeihe.“ Nach diesen Worten sank sie wieder zurück, dann wendete sie ihre bereits starren Augen noch einmal nach mir und starb.“

## 7.

Bei dieser lebhaften schmerzlichen Erinnerung erlosch die Stimme Luciens in dem tiefen Schluchzen, das sie an sich halten wollte. „Das war das erste Unglück, welches mich betraf,“ sagte sie; „es war schrecklich; ich sah das einzige Wesen sterben, das mir wirklich theuer war, und ich blickte um mich mit Schrecken und Furcht, da ich nicht wußte, wohin ich fliehen sollte. Eine schmerzliche Langeweile quälte mich; ich wußte nicht, was ich in den langen Tagen thun sollte. Bisweilen vergaß ich, daß meine Tante todt war, ging bis an die Thüre ihres Zimmers und dachte dann erst daran, daß sie dasselbe seit mehreren Tagen schon verlassen habe, um ach! nicht wieder zu kommen. Ein andermal war es mir, als höre ich jene schwache Stimme, die so oft mich aus meinem Schlafe geweckt hatte; ich richtete mich rasch empor und horchte; dann gedachte ich des Kirchhofes des Dorfes, wo meine Tante unter der Erde schlief. Allmählig beruhigte sich jedoch meine Sehnsucht nach ihr; der Schmerz, der anfänglich meine ganze Seele erfüllt hatte, machte einem Gefühle ruhiger Traurigkeit Platz und ich fing an um mich zu sehen. Eleonore hatte eingesehen, daß nur die Zeit mich trösten könne, und deshalb meinen Schmerz durch seine eigene Stärke sich erschöpfen lassen. Wenn ich sie wirklich brauchte, suchte ich sie auf. Eleonore hatte keine große Trauer bei dem Tode einer Person empfinden können, die gegen sie nie Theilnahme gezeigt; ich sah dies so vollkommen ein, daß mir jede Aeußerung von Schmerz von ihrer Seite als eine gehässige Heuchelei erschienen sein würde; aber sie benahm sich

mit aller Schicklichkeit und Würde. Mein Dheim schien einige Tage lang betrübt zu sein, aber man konnte doch auch leicht sehen, daß er sich schon längere Zeit an den Gedanken einer ewigen Trennung gewöhnt hatte und daß der Schlag, der ihn betroffen, eben weil er längst erwartet worden war, mindern Eindruck gemacht habe. Der Marquis von Placy war ein noch nicht alter Mann; er war sehr schön gewesen und hatte die meisten seiner Vorzüge in seinem fünfundsiebzehnten Jahre noch behalten. Dennoch bin ich überzeugt, daß meine Tante nicht geglaubt hatte, er werde sich wieder verheirathen; man erwartete allgemein, er würde mich adoptiren, das Vermögen seiner Frau mir als Mitgift geben und sein eigenes mir bei seinem Tode hinterlassen. Man konnte dies um so mehr glauben, da er keine nähern Verwandten hatte als mich; mein Vater war ein naher Vetter von ihm gewesen; ich führte seinen eigenen Namen und war deshalb dem Rechte nach seine einzige Erbin. Ohne Zweifel hegte er anfangs auch keine andern Pläne und meine Zukunft war demnach bestimmt, da er nicht davon sprach, mich von sich zu entfernen. Ich war damals siebenzehn Jahre alt und der Augenblick war gekommen, mich in die Welt einzuführen. Mein Dheim nahm sich vor, mich in dem nächsten Winter wieder nach Paris zu bringen und mich an die Spitze seines Hauswesens zu stellen. Eleonore sollte als Gesellschafterin bei mir bleiben.

Sobald seine tiefe Trauer vorüber war, empfing er viel Gesellschaft in dem Schlosse Bes; die Notabilitäten der Umgegend und der benachbarten Städte fanden hier eine glänzende Gastfreundschaft; selbst von Paris kam man zum Besuch zu uns. Bes ist eine schöne Besitzung am Ufer der Sorgue eine Viertelstunde von Vacluse, in der malerischsten Gegend von ganz Frankreich. Das Schloß ist alt und fest, hat noch seine Thürme, seine breiten Gräben, seine gewölbten Terrassen; die innere Einrichtung dagegen ist ganz modern. Ach, ja, es war ein reizender Aufenthalt und wenn man mich das schöne Burgfräulein von Bes nannte, war ich stolz und zufrieden. Ich hatte mich daran gewöhnt, dieses Schloß so wie das ganze Vermögen für mein Erbe anzusehen, und erregte, ohne es zu wissen und zu wollen, den Neid um mich her. Man nannte mich launenhaft, zu lebhaft, eitel wie eine reiche Erbin.

(Fortsetzung folgt.)



## Miscellen.

(Mlle. Rachel und Wellington.) Unter den Personen der englischen Aristocratie, von denen Mlle. Rachel eingeladen wurde, war auch der Herzog von Wellington. Der alte englische Achilles hat es noch immer gern, wenn die Leute von ihm reden; er giebt gern den Ton an und protegirt die Künste. Er lud deshalb eines Tages Mlle. Rachel ein, bei ihm in Gegenwart einiger Personen aus der Elite der hohen Gesellschaft etwas zu declamiren. Die junge Künstlerin ließ sich nicht lange bitten und erschien zur bestimmten Zeit in dem Salon des edeln Herzogs, begleitet von ihrem Vater und dem Grafen D., der ihren Ehrencavalier spielt.

„Seltsam,“ sagte der Graf, nachdem er die Gesellschaft gemustert hatte, „von allen anwesenden Personen versteht keine einzige Französisch, den Herrn vom Hause ausgenommen.“

Diese Bemerkung mußte der Mlle. Rachel natürlich sehr verdrüßlich sein; sie declamirte einige Tiraden, welche unmäßig beklatscht wurden, die Künstlerin schlug jedoch diesen Beifall nach dem wahren Werthe an. Als sie geendigt hatte, trat der Herzog von Wellington zu ihr.

„Da ist doch wenigstens Einer, der mich beurtheilen konnte,“ dachte Mlle. Rachel; „sein Beifall ist von Gewicht.“

— „Sie haben den tiefsten Eindruck hervorgebracht, Mlle.,“ sagte der Herzog zu ihr, „die größte Sensation gemacht, die leider! nur ich nicht theilen konnte, da ich seit längerer Zeit fast ganz taub bin.“

(Die Sirene.) Zu Ende des Februars d. J., erzählt ein französisches Blatt, erschien ein gewisser Engländer, Hobson, in Rom in einem Gasthause an der Porta del Popolo und machte in dem Diario di Roma bekannt, er würde der Stadt einen sehr seltsamen, sehr seltenen Gegenstand, mit einem Worte eine Sirene zeigen. Alles, was Rom an Gelehrten besitzt, eilte in das Ausstellunglocal Hobsons und merkwürdig! Jeder war überrascht, denn der Engländer hielt, was er in seiner Ankündigung versprach: ein reizendes Wesen, halb Weib, halb Fisch, lag in einem ziemlich großen Bassin; der Kopf hatte langes schwarzes Haar, in welchem Seegewächse zu wachsen schienen; das Gesicht war sehr angenehm und vollkommen regelmäßig, statt des Halses hatte sie aber ein Schuppenband und der Körper endigte in einem Fischschwanz, der auf dem Wasser schwamm.

Das sonderbare Geschöpf sprach nicht; von Zeit zu Zeit öffnete es bloß den Mund, als wolle es etwas sagen, aber dann tauchte es schnell wieder unter das Wasser. Man kann sich denken, daß eine solche Schaustellung die allgemeine Neugierde im höchsten Grade reizte. Don Miguel, der Fürst Borghese, Don Sebastiano d'Alvar, Grand von Spanien, ließen sich das Geschöpf besonders zeigen und überzeugten sich, daß es lebe und sich wohl befinde. Das Volk theilte die Neugierde der Großen und Fremden, war aber noch enthusiastischer und wollte in das geheime Leben Zevolaris (so hatte Hobson das Meer mädchen genannt) eindringen.

Daher kam es, daß einer der Aufwärter in dem Gasthause sich in den Saal des Engländers schlich und sich da versteckte. Er sah Hobson bald ankommen und die arme Zevolar an dem Haarnach sich ziehn. Sie war ganz naß und aus ihren Augen rollten Thränen; sie ging und der Fischtheil ihres Körpers schleppte nach. Sie warf sich nieder und rief ganz deutlich und vernehmlich in englischer Sprache: „Erbarmen, um Gottes Willen, Erbarmen!“ Der Aufwärter, welcher die englische Sprache nicht verstand, glaubte, das Meer mädchen rede in der Seesprache. Er sah aber auch, daß Hobson die arme Sirene schlug, worauf dieselbe wieder rief: „Erbarmen, um Gottes Willen Erbarmen, ich will gehorchen!“ Der Aufwärter konnte diesen Anblick nicht länger ertragen, benutzte einen Augenblick, als der Engländer sich entfernt hatte, um hinauszuschlüpfen und erzählte, was er gesehen hatte. Seine Erzählung verbreitete sich bald in der Stadt und machte die Behörde aufmerksam. Man schickte den Dr. Amariti ab, welcher die angebliche Meer göttin untersuchte. Er fand, daß die Sirene ein armes Mädchen von etwa zwanzig Jahren war, deren Verstand in Folge der übeln Behandlung, die sie erfahren, gelitten hatte. Er fand, daß der Fischtheil ihres Körpers und das Schuppenband am Halse mit rother Seide an die Haut der Armen angenähet waren, und erblickte an dem Körper der Unglücklichen überdieß noch Spuren von Mißhandlungen, die sie von dem grausamen Hobson erfahren. Dieser wurde verhaftet. In dem Verhöre erklärte er, daß er seine Sirene am Ufer der Themse gefunden und ihr einen Fischtheil angeheftet habe, um sie für Geld sehen zu lassen. Auf die Frage des Richters an das Mädchen, ob Hobson sie gezwungen habe, ihre schreckliche Rolle zu spielen, antwortete sie: „ich will nicht mehr in das Wasser.. mich friert in dem Wasser..“ Alle Anwesenden schauderten und der Richter fragte sie weiter, warum sie die Personen nicht um Hilfe angerufen habe, die sich eingefunden, um sie zu betrachten. Sie hätte schreien, sich beklagen sollen. — „Rein,“ antwortete sie, „wenn ich den Mund öffnete, zog er den Strick.“ — „Welchen Strick?“ — Das Mädchen zeigte auf ihren Hals und sagte: „hier war er befestiget, das Schuppenband bedeckte ihn. Wenn ich den Mund öffnete, zog er ihn an; hätte ich sprechen wollen, würde er mich in dem Wasser erwürgt haben.“ Der grausame Engländer wurde zu lebenslänglichem Gefängniß verurtheilt.

(England und Amerika.) Die bekannte amerikanische Schriftstellerin, Miss Sedgwick, besuchte im vorigen Jahre England und beschrieb ihren Aufenthalt daselbst; dabei sagt sie unter anderm: „ohne Uebertreibung, ich glaube, das Fleisch, das bei dem Diner eines reichen Kaufmannes in New-York auf die Tafel kommt, reicht für ein halbes Duzend Diners in England aus, und wahrscheinlich würden mit dem, was bei dem Souper des Herrn S. in New-York kurz vor meiner Abreise von dort aufgetragen wurde, alle Abendgesellschaften in London in einer ganzen Saison bestritten werden können. Die jungen Herren tranken dabei mehr Champagner als ich hier gesehen habe. Einem



Engländer müssen unsere Gesellschaften wie Kinderbälle vorkommen. Selbst bei der gestrigen sehr großen Gesellschaft hier in London sah ich nur wenige junge Leute, ganz junge gar nicht, und im Ganzen scheint sich in England mehr körperliche Schönheit zu finden, als bei uns. Unsere jungen Mädchen mit den zarten Bügen und der nymphentartigen Gestalt sind allerdings in ihrer ersten Frische lieblicher als die englischen, aber die englischen reifen völlig entwickelten Damen lassen die unserigen weit hinter sich zurück. Die Gesellschaften hier in England sind sicherlich weit ruhiger als die unserigen, wahrscheinlich in Folge der verschiedenen Materialien, aus denen sie zusammengesetzt sind. Die Abendgesellschaften bei uns in New-York bestehen zum fünfundsiebzigsten Theil aus Knaben und jungen Mädchen und die übrigen fünfundsingzig Theile sind die Papas und Mamas derselben, nebst andern bejahrtern Männern und Frauen. Die Lebenslust einer solchen Menge ganz junger Leute macht sich in Tönen Luft, wenn sie auch noch so gut erzogen sind, und daher schreibt sich denn das allgemeine laute Sprechen, das Schreien und Lachen in unsern Gesellschaften.“

(Eine Verwechslung.) Als das große Werk des Baron Denon über Aegypten allgemein besprochen wurde und das Haus des Fürsten Talleyrand der Sammelplatz der ausgezeichnetsten Personen beiderlei Geschlechts in Paris war, wurde Denon eines Tages von dem Fürsten zur Tafel geladen, und dieser ersuchte deshalb vorher die Fürstin, einige Seiten in dem Buche zu lesen, damit sie dem Verfasser etwas Angenehmes darüber sagen könne. Er trug auch seinem Bibliothekar auf, das Werk an dem Morgen des Tages, an welchem der Baron in dem Hause speisen sollte, in das Zimmer der Fürstin zu senden; unglücklicher Weise befahl er aber auch, einer jungen Dame, die mit in dem Hause wohnte, Robinson Crusoe's Abenteuer zu geben. Es erfolgte eine Verwechslung: die junge Dame erhielt das Werk des Baron Denon und Robinson Crusoe wurde der Fürstin gebracht, welche das Buch schnell durchblätterte. Der Baron erhielt bei Tafel den Ehrenplatz und die Fürstin hatte kaum die Suppe gegessen, als sie, eingedenk des Wunsches ihres Gemahls, anmuthig lächelte und Denon für das Vergnügen dankte, das ihr das Lesen seines Werkes bereitet habe. Der Verfasser war entzückt und sprach es aus, wie sehr er sich geschmeichelt fühle, aber man denke sich sein Erstaunen und den Schrecken des Fürsten Talleyrand, als die Fürstin bald darauf hinzu sagte: „ja, Herr Baron, Ihr Werk hat mich sehr erfreut, aber sagen Sie mir, was ist denn aus dem armen Freitag geworden, für den ich mich so sehr interessiert habe?“ — Napoleon, der davon hörte, lachte so viel darüber, wie kaum bei irgend einer andern Gelegenheit, und fragte von der Zeit an und lange Denon jedesmal, wenn er ihn sah: „wie geht es dem armen Freitag?“

(Noch eine Bemerkung Talleyrands.) Der Fürst von Talleyrand, ein vollendeter Gutschmecker, machte einmal bei Tafel die Bemerkung, um ein vollkommenes Diner geben zu kön-

nen, müsse man einen französischen Koch zu den Suppen, Entrees und Zwischengerichten haben, einen englischen zum Braten und einen Italiener für das Desert; wo diese drei Köche nicht zusammen arbeiteten, würde an einem Diner stets etwas zu tadeln sein. Leider, setzte er hinzu, hat uns die Revolution die Mittel entzogen, diese Künstler im Dienst zu haben, und wie essen jetzt, weil es die Natur verlangt, während wir sonst aßen, weil es ein Vergnügen war zu essen. — Ursprünglich war es auch Talleyrand, der die Bemerkung machte, der Kaffee müsse, wenn er gut sein solle, schwarz sein wie der Teufel, heiß wie die Hölle und süß wie die Liebe.

(Eine unglückliche Zahl.) Die Zeitung von Marseille erzählte kürzlich eine hübsche Anekdote von einem der ersten Kaufleute der Stadt. Dieser Kaufmann hatte einen Geschäftsfreund an der afrikanischen Küste und als Jemand aus seiner Familie mehrmals und lebhaft den Wunsch äußerte, einen Affen zu besitzen, schrieb er jenem Geschäftsfreunde, er würde ihm einen Gefallen erzeigen, wenn er ihm zwei oder drei Affen aus Afrika senden wolle und zwar von den schönsten und bewundernswürdigsten Arten, die zu erhalten wären. Der Zufall nun wollte es, daß der Kaufmann als er das ou (oder) zwischen 2 und 3 schrieb, das o in dem Worte sehr groß, das u dagegen sehr klein machte. „Wie große Dinge aus kleinen Ursachen hervorgehen!“ Einige Monate vergingen und endlich kam ein Hafendiener in voller Eile zu dem alten Handeltsherrn, um ihm anzuzeigen, daß seine Menagerie angekommen sei. „Meine Menagerie!“ wiederholte der Kaufmann. „Ja, eine Menagerie, eine ganze Ladung von Affen ist für Sie angelangt.“ Der Kaufmann wollte die Anzeige nicht glauben, bis ihm ein Schreiben von seinem Handelsfreunde in Afrika übergeben wurde. In diesem Briefe entschuldigte sich der afrikanische Handelsmann, ein Mann von der gewissenhaftesten Pünktlichkeit, im vollen Ernste, daß es ihm nicht möglich gewesen wäre, trotz aller Mühe, die er sich gegeben, mehr als 160 Affen aufzutreiben, statt der bestellten 203, versprach aber sobald als möglich die noch fehlenden nachzuschicken. Was der Kaufmann dabei empfand, läßt sich wohl errathen, als er selbst an den Hafen ging und sich mit eigenen Augen von dem Dasein seiner 160 Affen überzeugte, die alle bequem untergebracht waren und ihm die Zähne entgegenstreckten. Es war für ihn einer der Augenblicke, in welchem der Mensch nicht weiß, ob er lachen oder weinen soll.

### Generalcorrespondenz.

Bei Gelegenheit der eben beendigten Wahlen zum Parliamente in England, bei welcher ungeheuere Summen zur Bestechung der Wähler ausgegeben wurden, hat man eine neue Berechnung angestellt über das Vermögen der reichsten Männer der beiden politischen Parteien in England, der Tories und der Whigs. Darnach hat unter den Tories der Herzog von Nor-



thumberland eine jährliche Einnahme von 1 Mill. 400,000 Thlr.,  
 der Herzog von Buckleugh ebenfalls von 1 Mill. 400,000 Thlr.  
 Der Herzog von Wellington eine von 350,000 Thlr.  
 Der Herzog von Richmond eine von 210,000 =  
 Der Herzog von Leeds eine von 350,000 =  
 Der Herzog von Beaufort eine von 105,000 =  
 Der Herzog von Manchester eine von 70,000 =  
 Der Herzog von Rutland eine von 700,000 =  
 Der Herzog von St. Albans eine von 175,000 =  
 Der Herzog von Buckingham eine von 420,000 =  
 Der Herzog von Marlborough eine von 70,000 =  
 Der Herzog von Dorset eine von 108,000 =  
 Der Herzog von Newcastle eine von 420,000 =  
 Der Marquis von Hereford (der Vater Lord Harmouths  
 und des so viel besprochenen Lord Seymour in Paris) eine von  
 540,000 Thlr.

Der Graf von Bilton, Sohn des Marquis von Westminster,  
 der Whig ist, eine Einnahme von 280,000 Thlrn.

Lord Francis Egerton eine Einnahme von 700,000 Thlr.

Sir Francis Burdet eine Einnahme von 280,000 Thlr.

Arkwright (der nicht vom Adel ist, der Sohn eines Barbiers,  
 des Erfinders der Spinnmaschinen) eine Einnahme von 1 Mill.  
 400,000 Thlrn.

Von den Whigs dagegen hat der Herzog von Sutherland  
 eine jährliche Einnahme von 1 Mill. 400,000 Thlr.

Der Herzog von Devonshire eine von 700,000 Thlrn.

Der Herzog von Cleveland eine von 1 Mill. 400,000 Thlr.

Der Herzog von Somerset eine von 140,000 Thlr.

Der Herzog von Norfolk eine von 280,000 =

Der Marquis von Westminster eine von 1 Mill. 400,000  
 Thlr., wird aber nach Ablauf seiner Verpachtungen und durch Stei-  
 gerung derselben ein jährliches Einkommen von 2 Mill. 555,000  
 Thlrn. erhalten.

Der Marquis von Anglesea hat eine Einnahme von 560,000  
 Thlrn.

Lord Portmann eine von 700,000 Thlrn., die sich aber nach  
 Ablauf der von ihm verpachteten Besitzungen auf die ungeheuer  
 Summe von 2 Mill. 800,000 Thlr. steigern wird.

John Lloyd, der reichste Bankier unter den Whigs, besitzt  
 ein Vermögen von 35 Mill. Thlrn. —

Der Baron Salomon von Rothschild gab vor einiger Zeit  
 eine große Gesellschaft, bei welcher die Gäste Frühstück, Diner  
 und Souper erhielten. —

In der Jesuitenkirche zu Rom wird gegenwärtig ein neuer  
 prachtvoller Altar gebaut, zu dem man den vortrefflichsten Mar-  
 mor verwendet und dessen Kosten, gegen 40,000 Thlr., durch  
 Subscription aufgebracht werden. —

Die berühmte Mad. Lafarge hat ihre Muse im Gefäng-  
 nisse dazu benutzt, ihre „Memoiren“ zu schreiben, die in den  
 nächsten Tagen drei Bände stark in Paris erscheinen werden.

Die vornehmsten Damen aus Tulle und der Umgegend, welche  
 noch immer enthusiastisch für die „Märtyrin“ eingenommen sind,  
 haben persönlich seit einiger Zeit die Schlösser und Städte be-  
 sucht, um Unterzeichnungen auf jenes Werk der Gefangenen zu  
 sammeln. —

Die Nachricht von dem Tode der Mad. Catalani war vor-  
 eilig; man hat Briefe erhalten, nach denen sich die große Sän-  
 gerin noch vollkommen wohl befindet. —

Eine Infantin von Spanien, die Tochter des Infanten  
 Francisco de Paula, hat sich bekanntlich mit dem polnischen Gra-  
 fen Gorowsky vermählt. Ihr Vater giebt ihr, wie französische  
 Zeitungen berichten, jährlich 12,000 Fres., unter der Bedingung,  
 daß sie sich weder in Spanien, noch in Frankreich, noch in Ita-  
 lien aufhalte. —

Von Alexander Dumas, dem bekannten französischen Schrift-  
 steller, der krauses wolliges Haar und eine Gesichtsbildung wie  
 ein Mulatte hat, wird in Paris folgende komische Anekdote er-  
 zählt. Ein Engländer hatte einem angesehenen Manne in Paris  
 einen jungen Americaner empfohlen. Dieser besand sich eben zum  
 Frühstück bei dem Pariser, als Alexander Dumas zum Besuche  
 eintrat und auch zum Frühstücke gezogen wurde. Als bald ver-  
 stummte der bisher gesprächige Americaner, aß und trank nicht  
 mehr, entfernte sich bald unter dem Vorwande bringender Ge-  
 schäfte und erschien seitdem nicht mehr bei dem Hausherrn. Die-  
 ser hatte einige Zeit nachher Gelegenheit, mit dem Engländer zu  
 sprechen, welcher ihm den jungen Americaner empfohlen hatte,  
 und beschwerte sich über das sonderbare und unhöfliche Betragen  
 des letztern. Dieses Betragen, erwiederte der Engländer, will  
 ich Ihnen erklären; er hat sich schriftlich gegen mich darüber ge-  
 äußert. Sie haben mit ihm einen Mulatten zu Tisch gezogen  
 und Sie wissen, daß ein Nordamericaner es für einen unaus-  
 löschlichen Schimpf hält, mit einem farbigen Menschen an einem  
 Tische zu sitzen. Erst nach einigem Besinnen fiel es dem Pariser  
 ein, daß Alex. Dumas ihn an jenem Tage besucht hatte und dies  
 sei also der vermeintliche Mulatte sei, der den Americaner zur  
 schleunigen Flucht bewogen. —

Der berühmte englische Luftschiffer, Green, machte kürzlich in  
 London seine 27ste Luftfahrt, bei welcher er seine Kunst in der  
 Leitung des Luftballons auf glänzende Weise geltend zu machen  
 wußte, weil etwas an demselben in Unordnung gekommen war.  
 Als er herabsteigen wollte, erkannte er, daß er einmal gerade auf  
 einen Kirchthurm fallen würde und er ließ deshalb den Ballon  
 weiter gehen; das zweite mal, als er ihn sinken lassen wollte,  
 ergab es sich, daß er in einen Wald gerathen würde und es ge-  
 lang ihm nochmals, den Ballon weiter gehen zu lassen, so daß  
 er endlich mit seinen Reisefährten wohlbehalten in einem Klee-  
 felde wieder auf die Erde kam. —



# Allgemeine Mode-Zeitung

N<sup>o</sup> 33.

Der äußerst billige Preis dieser wöchentlichen Zeitschrift, für den Jahrgang zu 104 Quartbogen, mit 64 Kupfern oder circa 600 Abbildungen der neuesten Pariser, Londoner und Wiener Moden, schnell nach deren Erscheinen, ist 6 Thlr.; mit 116 Kupfern und



1841.

Stahlfichen, die Moden u. als Doppelkupfer: Portraits berühmter Menschen, Abbildungen von neuen Meubles, Fenster-Sarbinen, Gartenverzierungen, Equipagen u. enthalten, 8 Thlr. Alle Buchhandlungen, Zeitungs Expeditionen und Postämter nehmen Bestellungen an.

Redakteur: **Dr. A. Diezmann.**

Verlag von **Baumgärtner's Buchhandlung** in Leipzig.

Motto: Von dem Neuen das Neueste; von dem Guten das Beste.

## Lucie.

Erzählung von Mad. Charles Reybaud.

(Fortsetzung.)

Unsere Nachbarn waren einige Landbesitzer, welche das ganze Jahr hindurch auf ihren Gütern lebten, meist Leute, die uns nicht verziehen, daß wir reicher waren als sie. Keiner fühlte Wohlwollen gegen mich. Die Männer hielten mich für zu stolz, weil sie mit Recht glaubten, ich würde keinen von ihnen zum Manne nehmen, und die Damen liebten mich nicht, weil sie sich einbildeten, ich spottete über ihren Anzug und ihr Benehmen. Im Grunde hatten auch sie nicht Unrecht.

Unter den Personen, welche sich häufig in dem Schlosse Bes einfanden, war auch eine bejahrte unverheirathete Dame aus ziemlich guter Familie. Sie war häßlich, fast arm, aber so einschmeichelnd und so unermüdetlich in ihrem Entgegenkommen, daß sie trotz ihrer persönlichen Unannehmlichkeiten und ihrer gedrückten Lage eine gewisse Rolle in der Gesellschaft der Gegend spielte. Sie hatte sich überall Zutritt zu verschaffen gewußt; sie war neugierig, schlau, schwatzhaft und ruhelos, mischte sich deshalb in eines Jeden Angelegenheiten und verbrachte ihre Zeit damit, daß sie das, was sie wußte, muthmaßte und erfand, von Einem zu dem Andern trug. Man hieß sie deshalb allgemein die kleine Zeitung. Sie war indeß nicht gerade böswillig und ich habe ihr das unerfessliche Leiden, daß sie mir, ohne es zu wollen, zufügte, längst verziehen.

Meine Tante war seit beinahe einem Jahre todt; der Winter kam und mein Oheim sprach von der Rückreise nach Paris. Seit einiger Zeit war eine gewisse Veränderung in seiner Lebensweise vorgegangen; der Aufenthalt in Bes sagte ihm weniger zu und er reiste häufig nach Marseille. Gegen mich benahm er sich nicht ein Mal wie das andere, häufig verlegen; er zeigte mir nicht mehr dieselbe Zuneigung und ich bemerkte leicht, daß ihn etwas vorzugsweise beschäftigte, ohne aber zu errathen, was es war. Die arme Eleonore fühlte ebenfalls die Folgen dieser Veränderung; mein Oheim, der sonst immer gut gegen sie gewesen war, behandelte sie sehr seltsam; es war, als hinderten wir beide ihn, als sei unsere Anwesenheit für ihn ein Gegenstand der Verlegenheit und der Last. Während der östern und langdauernden Abwesenheit meines Oheims empfingen wir Niemanden in dem Schlosse und führten dann wirklich ein sehr trauriges Leben. Es wäre recht leicht gewesen, daß der Marquis uns wenigstens einmal mitgenommen hätte; Marseille ist nur 20 Stunden von Bes entfernt und ich hätte diese kleine Reise gern gemacht; aber er schien gar nicht einmal daran zu denken. Eleonore sah alles dies mit Aerger; sie versuchte mit meinem Oheim darüber zu sprechen, er antwortete ihr aber in so kurzem, bestimmtem Tone, daß sie sich weinend entfernte.

Eines Abends, zwei Tage vor Weihnachten, waren wir ganz allein in dem Schlosse; mein Oheim war abgereiset und hatte uns angekündigt, er würde erst den



Tag nach dem Neujahre aus Marseille zurückkommen. Eleonore und ich saßen traurig am Kamine und erschrafen, als an der Thüre gepocht wurde. Es kam ein Besuch, die kleine Zeitung, Fräulein von Sainte Luce, die uns für die Nacht um Aufnahme bat.

„Ach,“ sagte sie, indem sie sich nieder setzte und sich neugierig und geschäftig umsah, wie sie es zu thun pflegte, „da bin ich denn endlich. Ich sehnte mich recht, Sie einmal zu sehen. Einen ganzen Monat lang bin ich nicht bei Ihnen gewesen. Nun, was giebt es Neues?“

— „Gar nichts, von der Welt nichts,“ antwortete Eleonore; „wir müssen Sie fragen, was in der Welt vorgeht.“

Das Fräulein von Sainte Luce richtete sich gerade auf, strich mit ihrer knochendürren Hand über ihr Kinn und sagte geheimnißvoll:

„Man spricht von nichts weiter, als von dem, was ich Ihnen erzählen will. (Das war eine ihrer Lieblingsredensarten). Es ist eine seltsame Sache und ich würde sie gar nicht für wahr halten, wenn ich sie nicht aus guter Quelle hätte. Ich komme von einem meiner Verwandten, der kürzlich erst in Marseille war. Wissen Sie, was man dort sagt? Man sagt, der Herr Marquis von Placy wolle sich mit einem Mädchen von siebzehn Jahren verheirathen, das schön ist wie der Tag und fast so reich als er selbst.“

— „Das ist unmöglich!“ fiel ich ein; „mein Oheim ist nicht zum Narren geworden, und das müßte er sein, wenn er sich in seinem fünfundvierzigsten Jahre mit einem Kinde verheirathen wollte.“

„Die Männer sind alle nicht bei Verstande, wenn sie verliebt sind,“ antwortete das alte Fräulein achselzuckend. „Ihr Herr Oheim soll sehr verliebt sein und allerhand Streiche begehen.“

Eleonore konnte nicht länger an sich halten. „Alles das ist nicht wahr!“ sagte sie; „es sind Klatschereien, Vermuthungen, die man aus der Luft gegriffen hat. Ich glaube kein Wort davon. Der Herr von Placy wird nicht daran denken, sich wieder zu verheirathen.“

„Nein, nein, er wird es nicht thun,“ sagte ich meiner Seite lebhaft, „und wenn er es wollte, würde ich ihn daran zu hindern wissen.“

Diese Worte drückten nur einen unklugen Wunsch aus, keineswegs eine Drohung. Das Fräulein von Sainte Luce verstand den Sinn derselben nicht recht.

„Ah, ah,“ sagte sie, indem sie ihre langen Fin-

ger auf mein Haupt legte; „was wollten Sie thun, kleines Strudelköpfschen? Ihr Herr Oheim würde sich sehr fürchten, wenn er Ihre Gesinnung kannte.“

Ich antwortete auf diese spottenden Worte nichts und brach das Gespräch ab; das Fräulein konnte aber wohl errathen, daß ich traurig und besorgt war. Später, als wir allein waren, sagte ich zu Eleonore:

„Was uns die Zeitung da erzählt, hat keinen Schatten von Wahrscheinlichkeit; man wird ihr ein Märchen aufgebunden haben.“

— „Wer weiß!“ antwortete mir Eleonore; „Sie wissen nicht, welcher heftigen Leidenschaften Ihr Herr Oheim fähig ist. Sie kennen ihn nicht, wie ich ihn kenne.“

### S.

Einige Tage später kam mein Oheim nach Bes zurück, ohne mir seine Ankunft gemeldet zu haben. Ich war allein als er erschien. Eleonore war krank und hatte ihr Zimmer seit einer Woche nicht verlassen. Der Marquis redete mich mit sorgenvollem Ernst an und ich empfand, als ich ihn so wiedersah, ein peinliches Gefühl, denn ich konnte nicht vergessen, was das Fräulein von Sainte Luce erzählt hatte. Die Ungewißheit, in welcher ich mich befand, dauerte jedoch nicht lange; der Marquis nahm mich sogleich mit in sein Zimmer und sagte mir in dem Tone eines Mannes, der sich in Voraus gegen jeden Einwurf gerüstet hat:

„Lucie, die Pläne die ich entworfen hatte, haben sich geändert; ich werde mich wieder verheirathen und wünsche, daß Du, mein Kind, verständig über die neue Stellung nachdenkst, in welche Du kommen wirst.“

Ich blieb einen Augenblick sprachlos stehen, aber ich schwöre es, Albert, es regte sich in meinem Herzen kein Haß, kein Gefühl der Rache. Ich entschloß mich schnell und antwortete:

„Wenn diese neue Verheirathung Sie glücklich macht, werde ich sie mit Freude sehen, lieber Oheim, und mich bestreben, die Freundschaft Ihrer Gemahlin zu erwerben . . .“

— „Ich heirathe ein junges, sehr junges Mädchen,“ sprach er; „sie besitzt eine schöne Mitgift und gehört nicht zu den Töchtern, welche die Aeltern so bald als möglich versorgt sehen. Ich bin auf viele Schwierigkeiten gestoßen und habe viele Zugeständnisse machen müssen. Die Mutter ist besorgt wegen der Umgebungen, die ihre Tochter bei ihrem Eintritte hier fin-



den könnte; sie fürchtet, Du würdest ungern und mit Widerwillen diese junge Frau sehen, die sich gleichsam an Deinen Platz stellt, kurz sie verlangt, daß vor der Verbindung Deine Stellung bestimmt würde.“

— „Sie wollen mich auch verheirathen, Dheim?“ rief ich erschrocken.

„Davon sagte ich kein Wort,“ antwortete er kalt; „Du bist kaum achtzehn Jahre alt; es eilt nicht. Du wirst, bis sich eine passende Partie für Dich findet, in das Haus zurückkehren, in welchem Du erzogen wurdest; Eleonore wird Dich dahin begleiten, wenn sie nicht vorzieht, wieder zu den ihrigen zu gehen. Es soll ihr in jedem Falle an nichts fehlen.“

Ich fing an bitter zu weinen, nicht wegen des Vermögens und der Stellung in der Welt, auf die ich gerechnet hatte, sondern weil eine lange Gewohnheit der Liebe und der Dankbarkeit so plötzlich zerrissen wurde. Dieser Mann, der mich zwölf Jahre lang wie seine Tochter behandelt hatte, den ich wie einen Vater zu lieben und zu ehren gewöhnt war, vertrieb mich aus seinem Hause. . . Einen Augenblick war ich versucht, mich auf die Knie vor ihm nieder zu werfen und ihn zu bitten, mir auch ferner einen Platz, und sei er noch so gering, in dem Hause zu gestatten, in welchem ich mein ganzes Leben bei ihm zu verbringen gehofft. Aber ein Gefühl meiner Würde hielt mich davon zurück; ich ging indem ich ihm sagte, ich erwarte seine Befehle und würde schon am nächsten Tage zur Abreise bereit sein. Darauf begab ich mich zu Eleonoren und erzählte ihr Alles. Bei den ersten Worten wurde sie blaß vor Zorn und Unwillen.

„Ich mag seine Wohlthaten nicht,“ sagte sie heftig; „ich werde gehen, aber vorher soll er mich noch einmal anhören müssen. . . Diese Heirath ist unmöglich! Nein, nein, er wird sie nicht vollziehen. Ihr Dheim wird einsehen, daß es eine Thorheit wäre. . . Er wird sich und Sie nicht unglücklich machen wollen. . . Lassen Sie mich mit ihm sprechen, Lucie. . . Ich werde zu ihm gehen, allein. . .“

Sie stand auf; ich versuchte vergebens sie zurückzuhalten. Ich war erschrocken, denn ich kannte den heftigen, leidenschaftlichen Character Eleonorens, wie das gebieterische, jähzornige Wesen meines Dheims und fürchtete einen heftigen Austritt. Ich wartete deshalb mit unbeschreiblicher Angst auf die Rückkunft Eleonorens. Sie kam nicht. Ich ging bis an die Thüre des Zimmers und hörte meinen Dheim gereizt, im Tone des

Zornes sprechen, so daß ich erschrak. Einen Augenblick darauf kam Eleonore weinend zurück.

„Er verstößt uns,“ sagte sie zu mir; „man verlangt es; er hat es versprochen. Sehen Sie, Lucie, und wenn es sich um unser Leben handelte, er würde es opfern, sobald es seinem Glücke im Wege stünde.“

Dies geschah am Nachmittage; zur Zeit des Essens erschien Niemand an der Tafel. Eleonore hatte sich in ihr Zimmer begeben; ich blieb allein bis zum Abende. Ich war in mein Schicksal ergeben und beschäftigte mich ruhig mit den Vorbereitungen zu meiner Abreise. Zwar war ich traurig, aber ich fühlte weder Zorn noch Rache, war gerechter als Eleonore und verzeh es meinem Dheime, daß er sein Glück anderswo als in meiner Liebe und meiner Pflege gesucht, daß er geglaubt hatte, in einer neuen Familie glücklicher zu sein.

Gegen neun Uhr erschien der Bediente meines Dheims in dem Salon, in den auch Eleonore gekommen war, und sagte mit besorgter Miene:

„Der Herr Marquis befindet sich unwohl, doch will er noch diese Nacht wieder nach Marseille abreisen; er hat für Schlag vier Uhr Postpferde bestellen lassen.“

— „Die Vorbereitungen zu seiner Verheirathung erfordern vielleicht seine Anwesenheit,“ entgegnete ich ruhig.

„Alles ist bereits abgemacht; wissen Sie, daß übermorgen. . .?“

Ich war bestürzt, denn ich hatte nicht geglaubt, daß diese Heirath schon so nahe sei, sondern gehofft, mein Dheim würde mir Zeit lassen, mich zu sammeln, und mich von einer Begebenheit, welche mein ganzes Schicksal veränderte, nicht zuletzt benachrichtigen.

„So müssen wir morgen abreisen,“ sagte ich zu Eleonoren? Sie antwortete nicht und ging hinaus. Bald darauf begab ich mich in mein Zimmer. Ich hatte den Muth nicht, zu meinem Dheime zu gehen und Abschied von ihm zu nehmen, blieb aber stehen, als ich an seiner Thüre vorüber gehen sollte. In diesem Augenblicke vergaß ich, mit welcher Gleichgiltigkeit und Härte er mich von sich entfernte, ich gedachte nur seiner frühern Liebe zu mir und mein Herz wurde mir schwer bei dem Gedanken an unsere Trennung. Ich hätte bereitwillig viele Jahre von meinem Leben darum gegeben, wenn es mir gestattet gewesen wäre, zum letzten Male den zu küssen, den ich so lange wie einen Vater geliebt hatte. Mitten in der Nacht hörte ich Leute in den Corridors des Schlosses hin- und hergehen; die



Domestiken riefen einander erschrocken; einen Augenblick darauf wurde an meine Thüre geklopft und mein Kammermädchen trat herein, um mir zu sagen:

„Es hat sich mit dem Herrn Marquis verschlimmert. Der Herr Marquis stirbt!“

Ich eilte weinend zu meinem Dheim hinunter; Eleonore befand sich bereits bei ihm. Mein Gott, welcher schreckliche Anblick! Ein plötzliches, entsetzliches Uebel hatte meinen Dheim befallen; er lag da auf seinem Bette mit zurückgesunkenem Kopfe und offenen starren Augen; eine bläuliche Blässe bedeckte sein Gesicht und seine Arme wurden von Zuckungen hin und her geworfen.

„Ich glaube, der Herr Marquis ist vom Schlage getroffen worden,“ sagte der Bediente zu mir; „es muß schnell Hilfe gesucht werden.“

— „Setzen Sie sich zu Pferd!“ rief ich; „holen Sie einen Arzt; verlieren Sie keinen Augenblick. Mehrere Boten mögen zu gleicher Zeit nach verschiedenen Richtungen abgehen, damit wir Hilfe auf der einen Seite finden, wenn sie uns auf der andern abgeht.“

Ich bin überzeugt, daß Eleonore in diesem Augenblicke es tief bereuete, den Zorn meines Dheims gereizt zu haben, denn der plötzliche Anfall konnte wohl die Folge seiner Aufregung sein; sie stand bei Seite, bleich, entsetzt, außer sich. Ich blieb an diesem Sterbebette, abwechselnd von der Furcht und von der Hoffnung bewegt, bald die Gefahr erblickend, bald durch die Ruhe des Kranken beruhiget, der allmählig in einen tiefen Schlaf versank. In dieser Angst verging die Nacht. Gegen Morgen verschied mein Dheim, ohne einen Augenblick wieder zum Bewußtsein gekommen zu sein.

Von dem ersten Tage nach diesem traurigen Ereignisse habe ich nur eine unklare und schmerzliche Erinnerung. Ein so schreckliches, so plötzliches Unglück hatte mich fast ganz vernichtet. Ich ließ die Advokaten sich mit der unermesslichen Hinterlassenschaft des Verstorbenen beschäftigen, mochte Niemanden sehen und schloß mich mit Eleonoren ein, die gleich mir in tiefe Trauer versunken war. Aus dieser düstern Apathie wurde ich durch einen schrecklichen Schlag herausgerissen. Eines Tages erschienen Männer der Justiz im Schlosse; der königliche Procurator selbst leitete die sorgfältigste Nachforschung, in deren Folge ich verhaftet wurde! Man beschuldigte mich, meinen Dheim vergiftet zu haben!

Während Lucie diese Worte sprach, senkte sie das Haupt und setzte hinzu:

„Albert, jetzt verstehen Sie mich . . . jetzt erkennen Sie den ganzen Schrecken meiner Lage; Sie wissen Alles.“

— „Vollende,“ entgegnete er, indem er auf seine Knie niedersank, „vollende, armer Engel. Ja, so will ich Dich anhören. Ja, das Unglück, das Dich betroffen hat, ist unermesslich, aber . . . es kann uns nicht trennen.“

„Albert,“ fuhr sie fort, „wissen Sie, daß ich vor einem Gerichte erschienen bin, daß ich das Schaffot vor mir gesehen habe? . . . Ach, was wäre aus mir geworden ohne die Freundschaft, ohne die Aufopferung Eleonorens!“

— „Es gehörten ja aber Beweise dazu, um Sie anzuklagen, Sie zu verurtheilen!“ fiel der Graf ein.

„Man hatte Beweise.“

— „Vollenden Sie, vollenden Sie, Lucie!“ sprach er mit unsicherer Stimme.

## 9.

Das Gerücht, erzählte Lucie weiter, hatte mich für schuldig erklärt, und ein unerhörtes Zusammentreffen von Umständen schien gegen mich zu zeugen. Das Fräulein von Sainte Luce hatte überall die unglücklichen Worte wiederholt, die mir ent schlüpft waren, als sie mir die erste Nachricht von der beabsichtigten Verheirathung meines Dheims mittheilte, und man legte ihnen einen Sinn unter, der den schändlichsten Vorbedacht von meiner Seite voraussetzen ließ. Alle Leute um mich her wußten, daß mir während der langen Krankheit meiner Tante eine kleine Apotheke zur Verfügung gestanden hatte, welche so gefährliche Stoffe enthielt, daß sie nur mir den Schlüssel dazu anvertraute. Meine Tante nahm wie fast alle Kranken, die große Schmerzen leiden, viel Opium; ich mußte ihr die Gaben zubereiten und wachte über den Gebrauch dieses schrecklichen Mittels. Nach dem Tode meiner Tante blieb das Kästchen, welches jene Stoffe enthielt, in meinen Händen. Der plötzliche Tod meines Dheims ließ eine Vergiftung vermuthen und da mir dieser Tod die Stellung und das Vermögen wiedergeben mußte, die mir beinahe entrisen waren, so bezeichnete mich die allgemeine Stimme laut als die Mörderin. Man muß gestehen, daß diese Beschuldigung auf den ersten Anschein große Wahrscheinlichkeit für sich hatte. Die Leiche meines unglücklichen Dheims wurde ausgegraben;



die Aerzte stäteten einander widersprechende Berichte ab; die Einen sagten, er sei vom Schlage getroffen gestorben, während die Andern Spuren von Gift gefunden haben wollten. Die Justiz setzte ihre Arbeiten unterdessen fort und ich befand mich in dem Gefängnisse zu A. Ach, Albert, begreifen Sie meine Lage? Ein junges Mädchen, die bisher die Achtung und Liebe Aller genossen hat, deren Leben rein und friedlich an dem Plage vergangen war, den ihr die Vorsehung in ihrer Güte angewiesen hatte, mit einemmale in einen Abgrund von Unglück und Schande gestürzt! Anfangs vermochte das Gefühl meiner Unschuld nicht mich aufzurichten; die Last der entsetzlichen Anklage drückte mich nieder. In dieser schrecklichen Noth kam mir Jemand zu Hilfe, Jemand, dessen Liebe sich nie verläugnet hat, die einzige Person in der Welt, die ach! an meiner Unschuld nicht zweifelte, meine arme Eleonore. Wenn Sie wüßten, wie groß ihre Aufopferung gewesen ist! Sie wich vor keinem Opfer zurück; sie unterstützte mich, sie rettete mir das Leben. Ich werde Ihnen den traurigen Prozeß nicht in allen seinen Einzelheiten schildern, noch meine Angst, mein Entsetzen beschreiben, als ich vor meinen Richtern, vor der Menge erschien, welche eine grausame Neugierde herbeigelockt hatte und den Debatten beiwohnte. Ich besaß weder die nöthige Kraft noch Geistesgegenwart, um mich zu vertheidigen, und antwortete auf die gegen mich vorgebrachten Beschuldigungen nur durch Betheuerung meiner Unschuld. Das Fräulein von Sainte Luce und eine Menge anderer Zeugen wurden abgehört, aber ihre unbestimmten und unklaren Aussagen klärten die Justiz nicht auf. Auch Eleonore erschien und erklärte die meisten Ereignisse, welche in jener schrecklichen Nacht vorgekommen waren; nur ein einziger Umstand, der wichtigste, konnte nicht aufgeheilt werden; weder sie noch ich wußten, was aus einem Schächtelchen mit Morphine geworden, dessen Dasein in dem Arzneikästchen von mehreren Zeugen und durch mein eigenes Geständniß dargethan war. Dieses Schächtelchen war verschwunden, wahrscheinlich bei den ersten Nachforschungen im Schlosse, die in Folge des Gerüchtes von einer Anklage wegen Vergiftung stattgefunden hatten, in guter Absicht von einer unklugen Hand entfernt worden. Die Mädchen, die in meinem Dienste gestanden hatten, waren mir sehr zugethan, vielleicht hatte eine derselben . . . aber die Wahrheit war nicht zu ermitteln. Ich war in eine Abspannung versunken, die mir das Aussehen von Ruhe gab; man wunderte sich über meinen Muth, über meine Unem-

psfindlichkeit während diesen schrecklichen Verhandlungen und die öffentliche Meinung verurtheilte mich im Voraus. Diese Agonie dauerte vier Tage; nach Ablauf derselben wurde ich wegen Mangels an Beweisen freigesprochen, aber diese Freisprechung gab mir meinen unbescholtenen Ruf nicht wieder; ich blieb in den Augen der Menschen auf ewig gebrandmarkt.

Ich wünschte deshalb mich an einen Ort zu begeben, wo mein Name unbekannt sei, wo ich mit Eleonore ruhig und allein leben könnte. Einen Augenblick dachte ich daran, über das Meer zu schiffen und mich an das andere Ende der Welt zu flüchten; aber die Liebe zum Vaterlande hielt mich zurück; ich suchte in Frankreich die Zuflucht, wo ich mich mein ganzes Leben lang verbergen wollte. Als ich durch die hiesige Gegend reisete, glaubte ich gefunden zu haben, was ich suchte. Die Gegend athmet Ruhe, die Natur ist von einförmiger und friedlicher Schönheit und die Phantasie sucht nichts jenseits des ruhigen Horizontes. Ich blieb also hier. Das große Vermögen, das mir das schrecklichste Unglück gegeben hatte, zog ich zusammen und es wurde mir leicht. Da aber ein reiches Mädchen immer die Begehrlichkeit erregt und da es Leute giebt, die sich durch eine glänzende Mitgift weithin locken lassen, so nahm ich mir vor, glauben zu lassen, ich sei verheirathet. Ich lebte hier vier Jahre ruhig, wenn nicht glücklich; ich begann zu vergessen, was ich sonst gewesen war; Lucie von Placy existirte nicht mehr, nur Mad. Bialart war übrig geblieben, die arme Frau, deren Leben in dieser Einsamkeit unbeachtet verfließen sollte. Gott wollte es nicht . . . Das ist die ganze Wahrheit, Albert; Sie wissen nun, welche unübersteigliche Schranke uns trennt. Mein Leben, das durch eine Anklage auf immer gebrandmarkt ist, kann nicht mit Ihrem fleckenlosen Leben verbunden werden. Sie würden, wenn Sie mir auch Ihren Namen gäben, die Schande nicht von mir nehmen, sondern mit mir in dieselbe verfallen. . . Ich liebe Sie so sehr, Albert, daß ich diesen Beweis Ihrer Liebe, Ihrer Hingebung von mir weisen kann. . . Sie sehen nun selbst, daß geschieden sein muß. . ."

Sie war aufgestanden. Albert hielt sie zurück.

„Lucie,“ sagte er liebevoll, „glauben Sie, meine Liebe sei so furchtsam, so feig, daß Ihr Unglück sie besiegt habe? Glauben Sie, ich würde Sie abreißen lassen, Ihnen entsagen, da ich weiß, daß Sie mich lieben? Glauben Sie, ich würde Sie kalt, ich weiß nicht welchen, eingebildeten Bedenklichkeiten opfern? Sehen



Sie nicht ein, daß Ihr Geheimniß noch immer nur Ihnen angehört, da Sie es nur mir mitgetheilt haben? Erkennen Sie nicht, daß Ihre Stellung in der Welt fast ohne alle Schwierigkeit wiederherzustellen ist? Sie sagten eben, Lucie von Placy existirt nicht mehr, nur Mad. Bialart ist übrig geblieben. Nun so werde ich mich mit der Mad. Bialart verheirathen.“

„Und Ihre Mutter, Albert?“

— „Auch sie soll nichts erfahren. Ich fürchte zwar nichts von ihrem Gerechtigkeitsgeföhle, aber Ihr Geheimniß darf nur mir angehören. Schließen wir die Vergangenheit hinter uns; Ihr Leben datire von dem Tage an, da Sie hier erschienen. Lucie, sehen Sie nicht eine lange glückliche Zukunft vor sich?“

„Ach,“ sprach sie, indem sie ihr Haupt weinend auf seine Achsel legte, „wie glücklich bin ich schon jetzt!“

(Beschluß folgt.)

### Miscellen.

(Zollheit eines Engländers.) Ein Engländer aus einer angesehenen Familie machte vor Kurzem seinem Leben selbst ein Ende, nachdem er mehrere Jahre hindurch der seltsamsten Manie geföhnt hatte. Seit zwanzig Jahren ließ er sich jedes halbes Jahr einen neuen Sarg machen, den er anversuchte, aber nie nach seinem Geschmack fand. Wann der Tischler ihm das Bestellte brachte, so mäkelte der Engländer daran, wie ein Stuger an dem neuen Frack. Er legte sich in den Sarg hinein, aber er paßte ihm nie; bald war er zu lang, bald zu weit, bald drückte er ihn an den Achseln, bald fand er irgend einen andern Tadel. Kurz es hatten zwölf Tischler für den wunderlichen Engländer gearbeitet, ohne ihn befriedigen zu können. Dem letzten erst gelang es besser und der Engländer zeigte seinen Freunden an, daß er nun gern aus dem Leben scheide. Er lud seine Freunde zu sich, nachdem er Gift genommen hatte, legte sich vor ihnen in den Sarg und starb darin.

(Der Herr von Rothschild.) Der Herr von Rothschild kann sich nicht damit befreunden, daß seine Bekannten auf seinem Landgute jagen und alle Fasänen, Hasen und Rebhühner, die sie erlegten, mit sich nehmen. Er hat es demnach streng verboten, irgend etwas von dem erlegten Wildpret ohne seine besondere Bewilligung wegzuschaffen, während er durchaus nichts dagegen hat, daß man so viel schießt, als man treffen kann. Troß dem Verbote wollte ein Freund des Herrn Rothschild für seine Frau einen Fasan mitnehmen, den er geschossen hatte. Da er nun nicht wußte, wo er die Beute verbergen sollte, so hing er dieselbe endlich in dem Kamine auf. Sobald es Nacht geworden, wollte er den Fasan in seinem Nachtsack verbergen. Früh am an-

bern Morgen kam der Baron Rothschild in das Zimmer seines Gastes, um Abschied von ihm zu nehmen, eigentlich aber, um zu sehen, ob der Freund mit leerer Jagdtasche gehe. Ein Jagdhund folgte ihm, der kaum in das Zimmer getreten war, als er das Wildpret witterte und in dem Zimmer umhersuchte. Als sich Rothschild darüber verwunderte, äußerte der Freund, es möge wohl in seinen Kleidungsstücken etwas von dem Geruche des Wildprets zurückgeblieben sein, das er am vorigen Tage erlegt habe. Der Hund ließ nicht ab mit Suchen und zog endlich aus dem Nachtsack des Freundes den schönsten Fasan. „Erlauben Sie, Herr Baron,“ sagte der Freund, „da ich weiß, daß Sie alles Wildpret, welches man bei Ihnen schießt, auf dem Markte verkaufen lassen, dieser Fasan hier aber mir besonders gefiel, so beehle ich ihn zurück, um ihn am Fuße zu zeichnen und auf diese Weise auf dem Markte wieder zu erkennen. Leben Sie wohl, Herr Baron.“

(Bestrafter Geiz.) Ein Advokat in Toulouse zeichnet sich durch seine Galanterie aus, ist aber dabei sehr geizig. Vor einiger Zeit war er in Paris und lud drei ihm bekannte Damen ein, mit ihm bei einem Restaurateur zu essen. Ehe sie sich an den Tisch setzten, nahm er den Kellner bei Seite und sagte zu ihm: „Wenn ich Chambertin verlange, so bringen Sie mir ganz gewöhnlichen Wein.“ Es geschah so, wie es verabredet war. Nachdem man geessen und getrunken hatte, verlangte der Advokat die Rechnung, wunderte sich aber nicht wenig, daß ihm Chambertin angeföhrt war, ob er gleich keinen getrunken hatte. „Es muß ein Irrthum vorwalten,“ sagte er, „indem er auf die Weinpreise zeigte.“ „Keineswegs,“ erwiderte der Kellner; „haben Sie nicht drei Flaschen Chambertin verlangt?“ Der Advokat winkte vergebens; der Kellner that nicht, als verstehe er ihn. „Hat der Herr nicht Chambertin verlangt?“ fragte er die Damen. Diese bestätigten, was sie gehört hatten, und der Advokat sah sich genöthigt, wenn er seine Verabredung mit dem Kellner nicht laut werden lassen wollte, den schlechten Wein, welchen er getrunken hatte, für Chambertin zu bezahlen.

(Sclavenameisen.) Eine höchst bemerkenswerthe Thatsache ist die Reizung gewisser Arten von Ameisen, die Arbeiter anderer Arten mit Gewalt zu entführen und sie zu zwingen, für ihre Gesellschaft zu arbeiten, oder sie völlig wie Sclaven zu benutzen. So viel wir wissen, sind diese Ameisenräuber stets roth, oder doch blaß; die Sclaven dagegen, wie die unglücklichen Einwohner von Afrika, schwarz, und die Südamerikaner haben diesen Umstand benützt, um zu behaupten, die Sclaverei sei in der Natur begründet. Die Zeit, in welcher diese Sclaven weggeführt werden, umfaßt etwa zehn Wochen, und beginnt nie eher, als bis die männlichen und weiblichen Ameisen aus ihrem Puppenzustande heraustraten. Wenn die rothen Ameisen einen solchen Raubzug beginnen wollen, schicken sie erst einige Kundschafter aus, damit dieselben ermitteln, wo eine Colonie von schwarzen zu finden ist. Die Kundschafter kehren, nachdem sie gefunden,



was sie suchten, in das Nest zurück und statten Bericht ab. Bald darauf bricht das Heer der rothen Ameisen auf; voran zieht eine Wache, die zu bestimmten Zeiten abgelöst wird und nur aus acht bis zehn Ameisen besteht. Sind sie in der Nähe der Colonie der Schwarzen angekommen, so zerstreuen sie sich und suchen in dem Grafe umher. Endlich entdecken sie die Colonie, und die vordersten der Angreifenden werden von den wachhaltenden Schwarzen angefallen, wohl gar umgebracht. Im Innern des Nestes wird Lärm gemacht, die Schwarzen kommen zu Tausenden heraus, die Rothen dringen an, und es beginnt ein heftiger Kampf, der aber immer mit der Niederlage der Schwarzen endigt, welche sich in das Innerste ihrer Wohnung zurückziehen. Es folgt nun eine Scene des Plünderns und Raubens. Die rothen Ameisen reißen die Seiten der Colonie der Schwarzen auf und dringen in das Innere der Citadelle hinein. Nach wenigen Minuten kommt eine jede der rothen wieder heraus und trägt in ihrem Munde die Puppe eines schwarzen Arbeiters, welche sie, trotz der Wachsamkeit und des Muthes ihrer natürlichen Hüter, erlangt hat. Die rothen Ameisen kehren in vollkommener Ordnung zu ihrem Neste zurück, und nehmen ihre lebendige Last mit sich dahin. In dem Neste werden die Puppen von den rothen genau so behandelt, als wären sie ihre eigenen, und die Arbeiter verrichten, sobald sie ausgekrochen sind, die verschiedenen Pflichten mit dem größten Eifer und, wie es scheint, mit aller Bereitwilligkeit; sie bessern das Nest aus, graben Gänge, sammeln Nahrung, füttern die Larven, tragen die Puppen in den Sonnenschein vor das Nest hinaus, kurz verrichten Alles, was das Wohl der Colonie zu erfordern scheint.

(Ausdauernde Arbeit.) Wenn wir die Lebensbeschreibungen ausgezeichneten Männer lesen, so finden wir, daß sie eben so berühmt sind durch ihre ausdauernde Arbeit. Demosthenes, Julius Cäsar, Heinrich IV. von Frankreich, Lord Bacon, Newton, Franklin, Washington, Wellington, Napoleon, so verschieden sie auch sonst waren, sind alle als ausdauernde Arbeiter berühmt. Wir lesen, wie früh sie aufstanden, wie spät sie aufblieben, wie viele Stunden sie im Felde, im Cabinet, im Rathe verbrachten, kurz wie außerordentlich angestrengt sie arbeiteten.

(Ein besonderes Volk in Frankreich.) In der Umgegend von Poitou finden sich die sogenannten Colliberts, welche unter dieser Benennung seit der frühesten Zeit ein besonderes Volk ausgemacht haben. In der Feudalzeit waren sie niemals Leibeigene oder Vasallen, wohl hauptsächlich, weil sie keine festen Wohnungen hatten, sondern fast ausschließlich in ihren Bötten lebten. Man glaubt allgemein, daß dieses merkwürdige Volk der Ueberrest eines eingebornen Stammes sei, welcher von den Römern in die sumpfigen Einöden getrieben wurde, die sich in Menge an diesem Theile der Küste befinden; daß man es ferner nicht der Mühe werth hielt, sie dahin zu verfolgen. Daher ist es denn gekommen, daß die Colliberts zu jeder Zeit frei gewesen sind. Sie lebten stets unter einander, heiratheten nie unter ihre Nachbarn,

und vermischten sich auch auf keine andere Weise mit denselben. Sie erhalten sich vom Fischfange, und die meisten ihrer Familien leben und sterben in ihren Bötten. Einige Wenige haben sich Hütten am Strande gebaut. Die Bewohner der Umgegend halten diese Colliberts noch jetzt für Heiden, und glauben besonders, daß sie den Regen verehren. Sie scheinen jedoch wenigstens seit einigen Generationen wirklich Christen zu sein, ob sie gleich völlig unwissend und voll von Aberglauben sind. Es kann nicht Wunder nehmen, daß ein solches Volk allmählig ausstirbt. Ihre Zahl nimmt wirklich von Jahr zu Jahr ab und binnen Kurzem wird man keine Spur mehr von ihnen finden.

(Handel mit Luxusperden in London.) Die Zeit, in welcher vorzugsweise in London Luxusperde verkauft werden, ist die zwischen April und Juli. In dem berühmten Auctionslocal von Tattersall werden oft täglich hundert Stück, das übrige Jahr hindurch jede Woche achtzig Stück verkauft, und zwar Pferde von 10—12,000 Thaler, so wie Füllen von 2—3000 Thalern.

(Paris vor hundert Jahren.) Ein sicilianischer Edelmann entwirft folgende Schilderung von Paris zur Zeit Ludwigs XIV.: Man kann Paris ohne Uebertreibung ein großes Wirthshaus nennen. Ueberall trifft man Kaffee- Bier- und Weinschenken, die sich eines zahlreichen Besuchs erfreuen. Zu jeder Stunde des Tages dampfen die Kochöfen und wird gegessen. Der Luxus in Paris überschreitet alle Grenzen und von seinem Ueberflusse könnten sich drei Städte bereichern. Von allen Seiten strahlen uns glänzende Buden entgegen, wo alles feil ist, was man braucht und nicht braucht. Jedermann will vornehm leben und der arme Adelige ist auf seinen reichen Nachbar eifersüchtig und will eben so großen Aufwand machen als dieser. Bänder und Spiegel sind Dinge, welche kein Franzose entbehren kann; ohne diesen Tand ist ihm das Leben eine Pein. — Die Mode ist der Dämon dieser Nation, in der die Männer so eitel und gefallsüchtig sind als die Weiber; und wenn diese nie ohne Taschenspiegel ausgehen, so stellen sich jene mitten auf der Straße hin und kämmen ihre Perücken. Es giebt nicht leicht ein übermüthigeres, verwegenes Volk als diese Pariser; sie thun sich ordentlich was zu Gute auf ihre Gebrechen und bilden sich ein, sie allein brauchten nicht Wort zu halten, ohne daß es ihnen zur Unehre gereichte. Bescheidenheit, Besonnenheit, gefegtes Benehmen, müßige und alte Leute würde man vergebens bei ihnen suchen; dafür findet man Höflichkeit, Artigkeit, schonendes Benehmen und Galanterie. Man trete in die erste beste Bude und man läßt sich durch die einschmeichelnden Nebenarten tausend Dinge aufschwätzen, an die man gar nicht gedacht hatte, bis man zum Einkauf der Gegenstände kommt, die man eigentlich haben will. Lehrer unterrichten hier zu Lande in der Höflichkeit und ein hübsches Mädchen erbot sich neulich gegen mich, mir Complimente zu verkaufen. Die Frauen ziehen ihre Schooßhündchen allem andern vor; sie haben das Commando über ihre Männer und gehorchen Niemandem, handhaben



die Toilettenkünste mit seltener Meisterschaft, schmücken sich mit außerordentlicher Grazie, nehmen zu jeder Stunde Besuch an und sind unendlich viel Gefallen an Gespräch und Unterhaltung. Ihre Gunst verschenken sie leicht an Bewerber, selten aber sind sie beständig oder leidenschaftlich in der Liebe. Ich habe keinen einzigen eifersüchtigen Ehemann getroffen. Während der Fasten geht man eben so fleißig des Morgens in die Kirche als Abends in das Schauspiel. Die jungen Leute kommen selten von den Ballspielplätzen weg; die Alten vertreiben sich die Zeit mit Kartens- oder Würfelspiel oder mit Plaudern über Tagesneuigkeiten. Am liebsten trinkt man Kaffee, weil man glaubt, er stimme heiter und lustig. Eine Dame erhielt jüngst die Nachricht, daß ihr Mann in der Schlacht geblieben sei. „Ich Unglückliche!“ rief sie aus; „schnell, schnell, eine Tasse Kaffee!“ Die Damen reiten auf Eseln.

### Generalcorrespondenz.

In den „zoologischen Gärten“ in London werden mehrere Schlangen gehalten, unter andern auch eine ungeheure Boa Constrictor, die über zwanzig Fuß lang ist und über zwei Centner wiegt. Die Aufseher baden sie bisweilen und bemühen sich, sie zahm zu machen; nicht selten gehen sie in den Käfig hinein, um ihn zu reinigen, während die ungeheuere Boa zusammengerollt in einer Ecke liegt. Vor einigen Tagen, als einer der Aufseher, Blackburn mit Namen, den Schlangen ihre gewöhnliche Nahrung gab, welche in lebendigen Kaninchen besteht, richtete sich die Boa mit einemmale auf und faßte den Arm des Wärters. Der Mann wich sogleich zurück, nahm aber einen Theil des Körpers der Schlange mit, die, als sie sich gezogen fühlte, den Körper des Wärters mit ihren ungeheuren Ringeln umwickelte. Blackburn war allein; ohne seine Geistesgegenwart und seine außerordentliche Stärke wäre er offenbar verloren gewesen; er drückte den Hals der Schlange mit aller Kraft zusammen und so gelang es ihm, sich loszumachen und die Thüre des Käfigs schnell zu verschließen. Als er zu den andern Wärtern kam, war er ganz bleich und fiel in Ohnmacht, da ihn die Umarmung der Schlange fast erstickt hatte. Eine Boa von solcher Größe kann, wenn sie ihre ganze Kraft aufbietet, einem Büffel, den sie umschlingt, alle Knochen zerdrücken. —

In Rouen ging vor einigen Tagen auf den dortigen Boulevard eine Dame spazieren. Ein junger Unbekannter von elegantem Aeußern betrachtete sie lange, ging ihr entgegen, blieb dann stehen, sah sie wieder an, that von neuem einen Schritt; dies dauerte einige Minuten. Besorgt brauchte die Dame nicht zu sein, denn es war gerade Markt; sie setzte denn auch ihren Spaziergang fort, ohne auf das zu achten, was um sie her vorging. Mit einemmale änderte sich die Scene; der junge Mann wurde mit einemmale lebhafter und in dem Augenblicke, als sie die Dame

am wenigsten vermuthete, faßte er sie am Arme, steckte ihr ein Billet zu und sagte: „Madame, ich ertrage es nicht länger, nehmen Sie das Billet an oder ich sterbe.“ Bei dieser Bewegung wich die Dame zurück und erblaßte, bald aber erhobte sie sich von ihrem Schrecken, nahm das Billet und zerriff es vor den Augen des jungen Mannes, der zu ihren Füßen fiel, ein Pistol aus dem Busen zog und rief: „nehmen Sie, Madame, nehmen Sie diese Waffe und vernichten Sie mein Leben, das mir jetzt eine unerträgliche Last ist. Ich konnte nur leben mit Ihrer Liebe, ohne diese muß ich sterben.“ Ein Vorübergehender, der diesen Auftritt bemerkte, schlug dem jungen Manne sogleich das Pistol aus der Hand, unterstützte dann die Dame, die einer Ohnmacht nahe war, und führte sie in das nächste Haus, während man den jungen Mann fest nahm, der, wie es sich ergab, ein seinem Aufenthalte entfloherener Wahnsinniger war. —

Die jetzigen großen Pariser Verkaufsläden, heißt es in einem Auffage im „Morgenblatte“, blenden mit ihren ungeheuren Spiegel Fenstern, hinter denen ein so reicher Waarenvorrath ausgelegt ist, daß alle Millionaire-Launen Befriedigung finden können. Darin bemerkt man ein hastiges Rennen und Treiben; Handlungsdiener und Ladenjungfern, Käufer und Kaufstüchtige kreuzen sich in allen Richtungen. „Wünschen Sie etwas? Was wünschen Sie?“ hört man von allen Seiten rufen. Von den vielen Commis hat jeder nur eine gewisse Anzahl von Artikeln, deren Verkauf ihm ausschließlich angeht; verlangt der Käufer bei ihm Gegenstände, die nicht in sein Fach schlagen, so wird er an den betreffenden Commis gewiesen. 3. B. in der großen Seidenhandlung der Mad. Delille sind besondere Säle zur Auswahl von Ballkleidern und Toiletten für Abendgesellschaften offen. In diesen Sälen ist das Tageslicht völlig ausgeschlossen und sie sind den ganzen Tag über mit Gas erleuchtet, damit die Damen sich von der Wirkung schillernder Seidenzeuge, Atlasse und anderer Stoffe bei künstlicher Beleuchtung überzeugen können. Man legt in diesen großen Handlungen mit der unermüdblichsten Geduld alles vor, was man zu haben wünscht und nicht wünscht, bis man gegen seinen Willen etwas kauft. Auch der kleine Gewerckmann weiß seine Bude nett auszuräumen. —

Musik. Die Gesangliebenden unter unsern Leserinnen machen wir auf die von Josephine Lang componirten Lieder aufmerksam, von denen kürzlich Op. 9 und 10 bei Fr. Kistner in Leipzig erschienen sind. Eigenthümlich und lieblich sind diese Liedercompositionen sämmtlich, einige darunter aber wirklich reizend. Dabei ist der Preis eines Heftes (2/3 Thlr.) niedrig und die Ausstattung brillant. —



# Allgemeine Modes-Zeitung

N<sup>o</sup> 34.

Der äußerst billige Preis dieser wöchentlichen Zeitschrift, für den Jahrgang zu 104 Quartbogen, mit 64 Kupfern oder circa 600 Abbildungen der neuesten Pariser, Londoner und Wiener Moden, schnell nach deren Erscheinen, ist 6 Thlr.; mit 116 Kupfern und



1841.

Stahlschnitten, die Moden u. als Doppelkupfer: Portraits berühmter Menschen, Abbildungen von neuen Meubles, Fenster-Gardinen, Gartenverzierungen, Equipagen zc. enthaltend, 8 Thlr. Alle Buchhandlungen, Zeitungsverreditionen und Postämter nehmen Bestellungen an.

Redakteur: Dr. A. Diezmann.

Verlag von Baumgärtner's Buchhandlung in Leipzig.

Motto: Von dem Neuen das Neueste; von dem Guten das Beste.

## Lucie.

Erzählung von Mad. Charles Reybaud.

(Beschluß.)

Sie sprachen noch lange von ihren Plänen; die Stunden verflogen schnell. Schon warf ein heller Sonnenstrahl leuchtende Streifen durch die noch zugezogenen Vorhänge gleich einer Glorie um die bleiche Stirn Luciens. Mit einem Male hörte man ein leises Geräusch vor der Thüre; es war die Gesellschafterin, die besorgt und unruhig zurückkam. Lucie eilte ihr entgegen und sprach:

„Meine liebe Eleonore! Ach, wie undankbar ist man, wenn man glücklich ist! . . Ich vergaß Dich in meinem Glücke, während Du mich in den so bösen Tagen nicht verlassen hast! — Eleonore, laß uns Gott danken. Er giebt mir mehr als er mir genommen hat.“

Noch denselben Tag zeigte Albert seiner Mutter die Wahl an, welche er getroffen hatte. Die gute Dame, welche sich über nichts verwunderte, fand es ganz einfach und natürlich, daß ihr Sohn eine junge hübsche Frau mit einem Vermögen von einer Million heirathen wollte. Sie that einige Fragen über die Familie Luciens und als Albert ihr gesagt hatte, Mad. Bialart gehöre einer guten bürgerlichen Familie an, antwortete sie:

„Das reicht hin. Es liegt wenig daran, daß sie nicht vom Adel ist, da sie doch ihren Namen ablegen und den Deinigen annehmen muß.“

Am Abende desselben Tages unterhielten sich die

Wirthin von der „liebenswürdigen Thorheit“ und Miß Diana über die große Neuigkeit, welche das ganze Dorf P. in Aufruhr brachte.

„Das ist ein Ereigniß!“ rief Frau Babilon; „ich habe es dem Fräulein wohl gesagt, daß etwas im Werke sei, aber Sie wollten mir es nicht glauben. Ohne Zweifel kennen der Graf und Mad. Bialart einander schon längst.“

— „Nein, nein,“ unterbrach sie Miß Diana lebhaft; „ein solche Annahme ist ganz thöricht. Wo soll er denn diese Frau schon gesehen haben? Der Zufall hat beide zusammengeführt.“

„Der Zufall und auch einigermaßen der Wille des Fräuleins,“ entgegnete die Wirthin mit gutmüthigem Spotte; „hätten das Fräulein keine Lampe verlangt, die weißes Licht giebt, keinen Sessel, keine Teppiche, so würde ich die Mad. Bialart um alles die nicht gebeten haben; der Herr Graf würde es nicht für nöthig gehalten haben, ihr einen Besuch zu machen, um ihr zu danken, und das Fräulein sehen ein, daß, wenn er sie nicht kennen gelernt hätte, er sie auch nicht würde haben heirathen können.“

„Das sehe ich allerdings ein,“ entgegnete Miß Diana in ironischem Tone. Dann rief sie aber aus, da sie nicht länger an sich halten konnte: „diese Heirath ist eine Schande für unsere Familie! Was wird man in der Gesellschaft sagen, wenn mein Vetter seine Frau vorstellt! wenn der Graf von Guercy gestehen muß, er sei, nachdem er alle großen Städte gesehen,



alle Höfe Europas besucht, alle schönen und adeligen Erbinnen gemustert, in einem schlechten lothringischen Dorfe geblieben, um eine bürgerliche Frau zu heirathen! Ja, sie gehört einer Bürgerfamilie an; es sind gewiß redliche Leute, das ist das Wenigste! Meine Tante hat mir das mit einer unglaublichen Ruhe erzählt. Aber wer weiß, ob man sich nicht dennoch irrt, denn es kennt ja kein Mensch in der Welt diese Frau. Woher kam sie, als sie zuerst in diesem Dorfe erschien? Es steckt dahinter ein Geheimniß."

— „Ich weiß es wahrhaftig nicht und Niemand in V. weiß etwas davon," fiel die Wirthin ein. „Da Mad. Bialart keine Briefe empfängt, so kann man auch aus dem Poststempel nicht ersehen, wo die Leute leben, welche sie kennen. Ein einziges Mal vor vier oder sechs Wochen, fragte eine Fremde, eine alte Dame, ob nicht hier in der Gegend zwei Damen wohnten, die sie genau beschrieb. Sie legte uns eine Menge Fragen vor; ohne Zweifel hatte sie Mad. Bialart vorher gekannt und würde sich gefreut haben, sie wiederzufinden; aber die Post von Nancy ließ ihr nicht Zeit, ihr einen Besuch zu machen."

„Ach," seufzete Miß Diana, „wenn sie doch wieder käme!"

### 10.

Wenn man viel gelitten hat, wenn man unter der Last eines langen Unglücks zusammengesunken ist und es folgen auf eine düstere, traurige Zeit plötzlich bessere Tage, so öffnet sich die Seele dem Glücke nur mit Mißtrauen und in die süßesten Freuden mischt sich lange ein gewisses Erstaunen. Auch Lucie empfand dies. Anfangs gab sie sich nur zitternd und besorgt der glühenden Hoffnung hin, welche das Herz Alberts erfüllten. Die Trauung sollte in V. erfolgen, in dem kleinen Hause, welches Lucie unter so schmerzlichen Erwartungen sich eingerichtet hatte, in dem sie hatte sterben wollen. Dann wollten sie einige Jahre reisen.

Miß Diana sah alle diese Vorbereitungen mit einem Anschein von Ruhe und Gleichgiltigkeit; ihr Stolz gab ihr die Kraft, sich zu verstellen, aber im Grunde ihres Herzens fühlte sie den stechendsten Schmerz einer entsetzlichen Eifersucht, die Dual eines Hasses, der sich jetzt sogar auf Albert erstreckte. Ihre stärksten, leidenschaftlichsten Gefühle waren auf das grausamste verletzt worden, der Stolz, das Gefühl ihrer Ueberlegenheit, und sie konnte der Frau nicht verzeihen, welche den Sieg über ihre stolze Schönheit davon getragen hatte,

besonders aber konnte sie es Albert nicht vergeben, daß er die unbekanntes Mad. Bialart der Miß Diana Nevil, der altadeligen Erbin vorgezogen, die sich gleich bei ihrem Eintritte in die Welt von so allseitiger und eifriger Huldigung umgeben gesehen hatte.

Eines Tages, als sich der Graf mit seiner Mutter bei Lucien befand, trat die Wirthin ganz erschrocken in das Zimmer, in welchem Miß Diana arbeitete.

„Etwas Neues! Etwas Neues!" rief sie ihr entgegen; „ich weiß eine Geschichte, die Ihnen viele Freude machen wird! Unten befindet sich die alte Dame, die, wie ich Ihnen neulich erzählte, einmal mit der Post von Nancy hier durchfuhr. Sie fragt Jedermann nach der Wohnung der Mad. Bialart, des Fräuleins von Placy, wie sie sagt. . . Martha wird sie hinführen, ich habe es ihr bereits aufgetragen. . . Wenn Sie wie zufällig herunter kommen wollten. . ."

Die alte Dame, das Fräulein von Sainte Euce, befand sich wirklich noch in dem Speisezimmer, erkundigte sich bei den Anwesenden und suchte zu ermitteln, ob sie nicht etwa durch falsche Angaben getäuscht worden sei. Der Name Mad. Bialart störte ihre Muthmaßungen ganz und gar. Sie ging gerade auf Miß Diana zu, sobald sie dieselbe bemerkt hatte, und redete sie mit ihrer heisern Stimme an:

„Meine schöne Dame, wenn Sie hier in der Gegend bekannt sind, müssen Sie auch zwei Mädchen kennen, die sich, wie man mir gesagt hat, seit vier Jahren hier niedergelassen haben sollen. . ."

— „Ich kenne eine Dame, Madame Lucie Bialart, und deren Gesellschafterin, Eleonore," sagte Miß Diana.

„Ganz richtig! Aber warum der Name Bialart? Ist Lucie verheirathet?"

— „Offenbar ist sie es gewesen und ist jetzt Wittwe, denn sie wird sich wieder verheirathen. Sie wird die Gattin des Grafen von Guercy, eine Ehre, die sie gewiß nicht erwarten konnte," erwiderte Miß Diana in einem Tone, der die bitterste Verachtung aussprach.

Das alte Fräulein sah in diesen Worten eine Anspielung auf die Vergangenheit; sie glaubte, Miß Diana wisse Alles.

„Ich weiß, was Sie sagen wollen, meine schöne Dame," entgegnete sie, indem sie langsam und bedächtig eine Prise Tabak nahm und Diana gerade in das Gesicht sah, um sich an der Wirkung zu ergötzen, welche ihre Worte hervorbringen mußten; „ich war täglich in dem Schlosse zu Bes, daselbst gleichsam zu Hause.



Der arme Marquis von Placy hatte mich sehr gern; ich sah Fräulein Lucie häufig, ich wußte Alles, was in dem Hause vorging, und hatte selbst gewisse Redensarten gehört. Ich habe mit zeugen müssen und vielleicht hat gerade meine Zeugenaussage das Fräulein von Placy gerettet."

"Ach!" sagte Miß Diana, welche das Fräulein von Saint Luce höchlich verwundert und ohne dieselbe vollständig zu verstehen ansah; „ach, Sie haben dies gesehen!"

— „Wie ich Ihnen sage, und ich war nach dem Prozesse so angegriffen, daß ich krank wurde; Sie können sich denken, meine schöne Dame, nach einem solchen Schauspiel! Ein junges Mädchen von achtzehn Jahren auf der Bank der Angeklagten, dann der Richter, die Geschworenen, die Advokaten in den schwarzen Gewändern und draußen die Volksmenge, welche laut rief und die Gistmischerin sehen wollte; ja, die Leute aus dem Volke nannten sie Gistmischerin. Es war ein schreckliches Schauspiel. Aber die Unschuld siegte, das arme Kind wurde einstimmig freigesprochen. . . , alle braven Leute haben ihr ihre Achtung wiedergeschenkt und ich scheue mich nicht, daher zu kommen und sie zu besuchen. Es wurde mir freilich schwer, ihren Aufenthalt zu ermitteln. Man wußte in unserer Gegend nicht, wohin sie sich gewendet, von ihrem Geschäftsführer aber erfuhr ich, daß sie ein Gut in Lothringen gekauft habe. Einer meiner Neffen ist jetzt als Einnehmer in dem Departement der Maas angestellt worden; ich bin hierhergekommen, um ihm behilflich zu sein, seine Caution zusammenzubringen, und dachte an Fräulein Lucie. Man spricht von nichts als von ihrem großen Vermögen und sie wird mir gewiß gern einige und dreißigtausend Francs leihen. Das ist Alles und ich scheue mich nicht, mit Jedermann davon zu sprechen, weil ich, Gott sei Dank, nichts zu verheimlichen brauche."

Während dieses unaufhaltsamen Wortstromes war Miß Diana unbeweglich, athemlos, in begieriger Aufmerksamkeit und mit stierem Blick stehen geblieben. Hinter ihr stand die Wirthin mit weit aufgerissenen Augen und offenem Munde, die ganz vergaß, daß der Braten verbrannte und daß man sie in der Küche wiederholt und laut rief.

„Sind Sie aber auch Ihrer Sache gewiß, daß Sie sich nicht irren?" fragte endlich Miß Diana. „Sind Sie überzeugt, daß das junge als Gistmischerin vor Gericht gestellte Mädchen Mad. Bialart ist?"

— „Ich gehe eben, um mich zu überzeugen," antwortete das Fräulein von Sainte Luce, etwas verdrießlich darüber, daß man ihren Scharfblick in Zweifel zog.

„Ich begleite Sie," entgegnete Miß Diana; „kommen Sie . . ."

— „Ich folge Ihnen," setzte die Wirthin hinzu. „Gott im Himmel! Wie wird sich alles das aufklären?"

Der kleine Kreis in dem Salon der Mad. Bialart hatte sich an diesem Tage durch den Pfarrer von P. erweitert. Man unterhielt sich heiter und angenehm an dem Kamine, in welchem die helle Flamme des Buchenholzes knisterte, denn die Herbsttage hatten sich bereits eingefunden. Der Graf und Lucie entwarfen die Route einer Reise nach Italien, und aus den häufigen Anhaltspunkten, die sie machen wollten, aus der gewissenhaften Aufmerksamkeit, mit welcher sie alle Merkwürdigkeiten dieses durch die Neugierde so vieler Reisenden erforschten Landes aufzusuchen gedachten, konnte man abnehmen, daß Jahre vergehen würden, ehe sie zurückkämen. Die Gräfin von Guercy führte mit dem Pfarrer ein religiöses und politisches Gespräch über die verschiedenen Secten, die in den Vereinigten Staaten von Nordamerica geduldet werden, und die Gesellschafterin Luciens war abseits an einem Fenster mit einer weiblichen Arbeit beschäftigt. Mit einem Male wurde die Thüre des Zimmers geöffnet und man vernahm eine Stimme, welche zu dem Bedienten sagte:

„Melden Sie Fräulein Agathe von Sainte Luce und Miß Diana Nevil an."

Bei diesem Namen richtete sich Lucie gerade auf, ihr Blick wurde stier und ihre bleichen Lippen zitterten; dann brachen ihre Knie zusammen und sie sank wieder auf den Stuhl, indem sie murmelte:

„Fräulein von Sainte Luce. Ach, Albert, ich bin verloren!"

Albert war in einer gleichsam instinctmäßigen Bewegung vor sie getreten, als wollte er sie verbergen oder vertheidigen; er war ebenfalls bleich geworden und zitterte. Die Gesellschafterin drehte sich mit einem halb unterdrückten Schrei um und schien gleichsam vom Blitz getroffen zu sein. Die Gräfin von Guercy sah sich einigermassen verwundert um.

„Liebe Madam! Welches Glück! Sie wiedergefunden zu haben!" sprach das Fräulein von Sainte Luce, indem sie Lucien mit offenen Armen entgegenging; die düstere Bestürzung aber, mit der man sie empfing, hielt sie zurück und sie setzte hinzu: „Störe ich Sie?"



In diesem Falle bitte ich tausendmal um Verzeihung und entferne mich wieder.“

— „Noch nicht, mein Fräulein,“ fiel Miß Diana ein, indem sie dieselbe zurückhielt; „Sie müssen erst hier, in Gegenwart der Gräfin von Guercy und des Sohnes derselben, wiederholen, was Sie mir erzählt haben; Sie müssen diesen enthüllen, was Sie wissen; Sie müssen erklären, wer diese Person ist, die sich Madame Bialart nennt und die eigentlich Lucie von Placy heißt . . .“

— „Ich? Was soll ich sagen? Ich weiß nichts,“ entgegnete das alte Fräulein erschrocken, in großer Verlegenheit und nach der Thüre zurückweichend. Miß Diana warf ihr einen verächtlichen Blick zu.

— „Ach!“ sagte sie; „Sie fürchten sich, fürchten sich, die Wahrheit zu sagen. So werde ich sprechen. . . Herr Graf, diese Person, der Sie Ihren Namen geben wollen, hat unter einer Anklage, die sie auf das Schafot bringen konnte, vor Gericht gestanden . . .“

„Ich wußte es! . . .“ unterbrach sie der Graf, indem er auf Miß Diana einen Blick warf, über welchem sie erbleichte. Dann ging er zu seiner Mutter, der Gräfin, und setzte hinzu: „verzeihe mir, liebe Mutter, daß ich nicht Vertrauen genug in Dich setzte, daß ich an Deinem Seelenadel, an Deiner Gerechtigkeitsliebe zweifelte, daß ich Dir ein schreckliches Unglück verbarg, das ein unschuldiges Leben betroffen hat. . . Liebe Mutter, Du weißt jetzt Alles und wirfst diesen Engel nicht von Dir weisen. . . Kommen Sie, Lucie, kommen Sie zu meiner Mutter; hier, zwischen uns beiden, ist Ihr Platz . . .“

„Meine Tochter,“ sprach die Gräfin mit Thränen in den Augen, „ich brauche keine besondere Erklärung, um an Ihre Unschuld zu glauben. Ich kenne Sie wohl, ich weiß, daß Sie das edelste, das reinsten Herz sind. Ja, kommen Sie her zu mir.“

Lucie trat schnell zu ihr, wie von einer unwiderstehlichen Macht gezogen, und ließ sich vor der Gräfin auf ihre Knie nieder.

„Ich danke Ihnen, ich danke Ihnen,“ sprach sie mit einem unbeschreiblichen Tone der Dankbarkeit, des Schmerzes und des festen Entschlusses; „ach, ich danke Ihnen. Die Worte, welche Sie eben aussprachen, wird mein Herz auf ewig bewahren als mächtigen Trost. Jetzt weiß ich, was ich Ihrem edeln Vertrauen, Ihrem Edelmuthe und der Aufopferung Albert's, aber auch was ich mir schuldig bin. Ich werde das Opfer nicht annehmen, das Sie beide mir bringen wollen. Mein Entschluß ist unwiderruflich gefaßt; — ich werde nie-

mals die Gattin des Herrn Grafen von Guercy werden. Der jetzige Augenblick ist der unserer Trennung, des letzten und ewigen Abschiedes.“

— „Lucie, ach Lucie! es ist nicht möglich!“ rief Albert aus, dem die Thränen in die Augen traten.

„Albert,“ entgegnete sie, indem sie ihr Gesicht abwandte, wir wollen unsere Kräfte und unsern Muth nicht in einem nutzlosen Kampfe erschöpfen; beugen wir uns vielmehr unter dem unerbittlichen Gesetze der Nothwendigkeit. Ich zweifle nicht an Ihrer Liebe, an Ihrer Hingebung; ich weiß, daß Sie mir ohne Bedenken Ihre Stellung in der Welt, einen Theil des Ansehens, in dem Sie stehen, zum Opfer bringen würden; ich aber müßte dieses Opfer immer mit Reue und Gewissenspein sehen. Die Frau, der Sie Ihren Namen geben, muß über allen Tadel, selbst über jeden Argwohn erhaben sein und ich bin auf ewig gebrandmarkt, nichts kann mir die Schande abnehmen, die auf mir lastet. Sie sehen, daß ich Sie verlassen muß, Albert.“

Sie richtete sich auf, warf einen langen Blick um sich, gleich als suche sie die Stütze, die sie in ihrem Unglücke zu finden gewohnt war, und fuhr dann in klagender Stimme fort:

„Eleonore!“

— „Hier bin ich,“ antwortete die Gesellschafterin, welche auf der Schwelle der Thüre erschien.

Niemand hatte bemerkt, daß sie in dem Augenblicke hinausgegangen war, als Diana in großer Aufregung von der Geschichte Luciens gegen den Grafen gesprochen hatte. Sie trat wankend vor, warf sich vor Lucien auf die Knie nieder, wendete sich dann an die Anwesenden, die Zuschauer bei dieser schmerzlichen, tief ergreifenden Scene, und sagte in einem bestimmten, abgebrochenen Tone, der sogar fast etwas Gebieterisches hatte:

„Es müssen Zeugen das, was ich sagen werde, hören; die Erklärung, die ich abgeben will, muß öffentlich sein. Lassen Sie Alle, Alle hereintreten!“ Dann wendete sie sich an den Geistlichen und setzte hinzu: „es ist dies das Geständniß, die Beichte einer Sterbenden . . .“

Auf dem Gesichte Aller malte sich eine ängstliche Ueberraschung; Aller Blicke waren auf Eleonoren gerichtet mit einem Ausdrucke des Schreckens, des Entsetzens, denn ihr Gesicht war bleich wie das einer Leiche und ein krampfhaftes Zucken schüttelte alle Glieder ihres Körpers. Sie richtete sich knieend auf, faltete die Hände in der Stellung einer Verurtheilten, welche Ab-



bitte thut, und sprach mit fester Stimme: „ich erkläre hier vor Gott und allen denen, die mich hören, daß Lucie von Placy unschuldig ist an dem Verbrechen, dessen sie beschuldigt wurde, denn ich, ich allein habe den Marquis von Placy vergiftet...“

Lucie, die sich über die Knieende gebeugt hatte, fuhr in einer Bewegung des Entsetzens auf und zurück; Alle sprachen ihre Bewunderung durch einen Ausruf aus, dann trat eine so tiefe Stille ein, daß man gleich einem schwachen Rauschen das Athmen in der beengten, bedrückten Brust aller Anwesenden hörte.

„Ja,“ fuhr Eleonore unterdeß fort, „ich habe den Mann vergiftet, der mich verführt hatte, den ich liebte; ... ich habe ihn vergiftet aus Eifersucht, ... und hatte den Muth nicht, mein Verbrechen zu gestehen, als eine Unschuldige angeklagt und vor Gericht gestellt wurde; ... ich war feig genug, mein Leben auf Kosten ihrer Ehre zu retten, .. aber, ich schwöre es vor Gott, wenn sie verurtheilt worden wäre, ich würde sie das Schafot nicht haben besteigen lassen. .. Lucie, Lucie, wirst Du einer Elenden verzeihen! Heute mußte ich mein Leben hingeben... Lucie, zum letzten Male Deine Hand — zum Zeichen der Versöhnung!“

Als sie diese Worte sprach, verstärkten sich die Krämpfe, die sie so schüttelten, daß sie zu Boden sank. Man hob sie auf und trug sie auf ein Bett. Lucie neigte sich weinend über sie und sprach:

„Eleonore, ja, ich verzeihe Dir, und Gott wird Dir auch vergeben.. Aber die menschliche Gerechtigkeit? ... Unglückliche! Wie sollen wir Dich jetzt retten?“

— „Du willst mich retten?“ flüsterte Eleonore; „Warum? Ich fürchte nichts.“

„Ach!“ sprach Lucie in Verzweiflung, „Du verstehst mich nicht... Dieses Geständniß vor so vielen Zeugen!.. Du mußt Dich verbergen, fliehen, heute noch, sogleich. Dein Leben steht auf dem Spiele. Morgen vielleicht schon werden die Diener der Gerechtigkeit hier sein...“

Eleonore machte eine Bewegung, zeigte auf ein Schächtelchen, das sie im Busen verborgen hatte, und flüsterte kaum hörbar:

„Sie werden zu spät kommen, Lucie; ich habe den Rest genommen.“

## M i s c e l l e n .

(Columbus, ein Landsmann Napoleons.) In allen Lebensbeschreibungen des Columbus, die bis jetzt erschienen sind, liest man, dieser kühne Seefahrer sei 1441 in dem Staate Genua geboren (Corsica gehörte damals zu Genua), kein Biograph aber hat mit Bestimmtheit den Geburtsort anzugeben vermocht. Genua und Savona stritten sich um die Ehre, den großen Mann zu ihren Söhnen zu zählen. Cogoreo und Nervi bewiesen, daß sie Familien hatten, welche Columbus (Colombo) hießen. Endlich ist Succaro als Geburtsort des großen Seefahrers bezeichnet worden und Rapione fand wirklich dort Spuren von der Familie des Columbus, wenn auch von ihm selbst nichts. Bekanntlich vernichteten die Engländer während ihrer kurzen Herrschaft auf Corsica die Register und Acten, welche den Civilstand des Landes ausmachten, und Herr de Serre erhielt den Auftrag, diese Acten nach offiziellen Documenten und mündlichen Aussagen so viel als möglich wiederherzustellen. Bei der Vergleichung der Kirchenbücher ging man so weit als möglich zurück und ein ehemaliger Präfect von Corsica, Herr Giubega, dem ich das Verdienst der Entdeckung nicht entziehen will, fand zu seiner großen Bewunderung in den Registern der Stadt Calvi den Geburtschein von Christoph Columbus. Es ist die Wahrheit, obgleich jetzt zum ersten Male öffentlich davon gesprochen wird: Christoph Columbus ist in Calvi auf Corsica geboren, ist folglich ein Landsmann Napoleons. Die Beweise davon befinden sich in den Händen des Herrn Giubega, der leider zu lange zögert, dieselben zu veröffentlichen. (Revue de Paris v. 1. Aug. 1841.)

(Eine Eberjagd auf Corsica.) Wenn man auf den Gebirgswegen bis in die überwaldeten dunklen Thäler von Asco geht, kann man einer eigenthümlichen Jagd beiwohnen, die von den wilden Bewohnern dieses Theiles von Corsica leidenschaftlich geliebt wird. Die Bewohner eines Dorfes unternehmen eine Jagd auf Wildschweine. Jeder begiebt sich auf seinen Posten; man umstellt einen ziemlich großen Raum, geht von da aus nach einem gemeinschaftlichen Mittelpunkte zu und verengt so allmählig den Kreis. Wird ein Eber aufgetrieben, so knallt ein Flintenschuß, dem bald mehrere andere folgen, und das wilde Thier wendet sich gegen einen der Jäger, die es verwundet haben. Dann zeigt sich die Unerschrockenheit dieses Mannes. Er wirft sein abgeschossenes Gewehr weg, wickelt seinen Mantel von grobem Tuche um den linken Arm und faßt mit der rechten Hand kräftig seinen Dolch. Der Eber erscheint. Der Jäger hält ihm den Arm entgegen und stößt ihm denselben mit dem darum gewickelten Mantel in den Rachen, während er ihm zu gleicher Zeit den Dolch in den Leib bohrt. Aber das Anrennen des Thieres, seine Schnelligkeit und seine Last geben eine so gewaltige Erschütterung, daß der Jäger fast immer zugleich mit dem Eber zu Boden stürzt. Man kann dann schwer erkennen, welches von diesen beiden mit Staub und Blut bedeckten Wesen der Verwundete, welches der Sieger ist. Kaum aber sind einige Minuten vergangen, so zuckt



nur noch eins am Boden. Der andere erhebt sich triumphirend. Man umringt den Jäger, beglückwünscht ihn und die Beute wird in das Dorf getragen, wo man sie mit allgemeinem Jubel empfängt.

(Garrick als Geist.) Der große Schauspieler Garrick wollte nach seiner Rückkehr aus Frankreich im Jahre 1765 einen alten Freund besuchen, der in der Nähe von London auf dem Lande wohnte, fand aber die Familie daselbst, besonders die reizende Tochter, in der tiefsten Trauer; sein Freund war gestorben und das Vermögen desselben, auf das die ganze Familie gerechnet hatte, auf betrügerische Weise in andere Hände gekommen. Der Schauspieler nahm an der Trauer der Familie den herzlichsten Antheil, bald aber kam er auf einen seltsamen Gedanken. Er erkundigte sich genau nach dem Verstorbenen und erfuhr, daß er sechzig Jahre alt und gebrechlich gewesen, daß er fortwährend gekranket und eine alte Perrücke getragen habe, auch immer vom Husten gequält worden sei. Garrick war Meister in der Nachahmung anderer Personen; er ließ sich die Kleidungsstücke des Alten geben, legte sie an und rief den alten Bedienten, der eben das Theegeschirr in den Saal trug und bei der ihm so wohl bekannten Stimme des verstorbenen Herrn so erschrak, daß er todtenbleich wurde und Alles fallen ließ. Die Familie errieth sogleich was geschah und eilte hinaus, um den großen Schauspieler zu sehen; als sie aber die große gebrochene Gestalt sah, die auf das Treppengeländer und einen Stock gestützt die Treppe herunter kam, fiel Allen die außerordentliche Aehnlichkeit so sehr auf, daß das Lachen sogleich verschwand und der Furcht und dem Entsetzen Platz machte. Garrick begab sich nun zu dem Erbräuber, einem verschwenderischen Neffen des Verstorbenen, der ein großes Haus machte und auf dem besten Wege war, die Verlassenschaft des Oheims bald durchzubringen. Es war Abend, als er mit einem Male auf seltsame Weise an seine Thüre klopfen hörte. Er erwartete um diese Stunde Niemanden und öffnete nicht sogleich, bis ein wiederholtes Klopfen ihn dazu vermochte. Garrick oder vielmehr der Geist des alten Oheims stand unbeweglich auf den Stock gestützt, auf der Schwelle und blickte stier vor sich hin. William, der Neffe, wurde von Entsetzen ergriffen; er wich zurück und vermochte kein Wort zu sprechen; seine Zähne klapperten und die Füße begannen ihm den Dienst zu versagen. Garrick ahnte aus diesem Eindrucke, den sein Erscheinen hervorbrachte, einen glücklichen Ausgang seines Unternehmens. Nach einigen Minuten sprach er sobann in langsamen hohlen Tönen: „William, William, was hast Du gethan? Du hast die Erben meines Gutes beraubt. Du hast gewagt, meinem letzten Willen ungehorsam zu sein und mein Vermögen denen zu entziehen, für welche ich es bestimmt hatte. Höre aufmerksam auf die Worte, die ich zu Dir sprechen darf und laß sie Dir zur heilsamen Warnung dienen. Dein Gewissen muß Dir sagen, was Du zu thun hast. Wenn Du morgen Deine böse That nicht wieder gut gemacht hast, werde ich um dieselbe Stunde wieder erscheinen und Dich abholen zu einer langen Reise.“ Er begleitete diese Worte

mit einer schrecklichen Geberde, entfernte sich darauf langsam und verschwand in dem Dunkel. Der Betrüger hatte geglaubt, sein letztes Stündlein habe geschlagen; er war auf seine Knie gesunken, hatte in dieser Stellung die entsetzliche Rede angehört und schägte sich glücklich, mit der Herausgabe des unrechten Gutes davon zu kommen. Er stand auf, als das Gespenst sich entfernt hatte, verschloß die Thüre, suchte alle Papiere, aus denen das Erbe bestand, zusammen, siegelte sie ein und machte sich sogleich auf den Weg, um sie den rechtmäßigen Erben zu übergeben. Garrick war unterdeß in aller Eile zu seinen Freunden zurückgekehrt, hatte den Anzug abgelegt und Platz im Kreise der Familie genommen. Er erzählte noch von seinem Besuche bei dem Neffen, als ein Bedienter diesen selbst anmeldete. „Ich glaube,“ sprach er, „irrigerweise, das Vermögen des Oheims gehöre mir an, und ich habe mir dasselbe deshalb angeeignet. Jetzt bin ich besser unterrichtet, ich bringe Ihnen zurück, was Ihnen gehört, und bitte bloß, das Vergangene zu vergessen.“ Garrick hatte sich unterdeß entfernt und die Kleider des alten Oheims wieder angelegt. Als William sich entfernen wollte, trat er ihm entgegen und sagte: „ich sehe, daß meine Warnung nicht vergebens gewesen ist und daß wir die große Reise nun nicht mit einander zu machen haben.“ Der Dieb stand verblüfft da; er erkannte jetzt, in welcher Schlinge er sich hatte fangen lassen; aber es war zu spät und er konnte nichts weiter thun, als sich so eilig als möglich zu entfernen, um dem allgemeinen Spotte und Gelächter zu entgehen.

(Sonstige Delikatessen.) Der Geschmack unserer Vorfahren scheint so roh gewesen zu sein als ihre Sitten; so erzählt ein Engländer: Die Eigenthümlichkeit nicht bloß des englischen, sondern überhaupt des europäischen Geschmacks in dem Mittelalter war eine Vorliebe für grobe, selbst ekelhafte Speisen. Aus welchem andern Grunde ließe es sich sonst erklären, daß das Fleisch des Wallfisches, des Seehundes, Seewolfs, Meerschweines und anderer solcher Seegeschöpfe auf den Tafeln von Fürsten und vornehmen Leuten erschien, welche dasselbe für die größten Delikatessen hielten? Eine Vorstellung von der Menge Wallfischfleisches, das man verzehrte, wird man sich machen können, wenn man hört, daß Heinrich III. in der Fasten 1248 befohl, für sich hundert Pfund des besten Wallfisches und zwei Meerschweine zu kaufen, und daß 1265 für die Gräfin von Leicester und den römischen König zwei Centner solchen Fleisches nebst einer Menge Meerschweine u. gekauft wurden. — Die Ankunft eines mit Gewürzen beladenen Schiffes war damals ein Ereigniß von solcher Wichtigkeit und wahrscheinlich ein so seltenes, daß der König seine Bedürfnisse davon zu befriedigen pflegte, ehe die Ladung gelandet wurde.

(Die Jugend Guizots, des gegenwärtigen französischen Ministers.) Am 8. April 1794, drei Tage nach dem blutigen Siege Robespierres über Danton, Camille Desmoulins und die Männer des Ausschusses der Gnade, wurde in Rismes das Schaffot für einen ausgezeichneten Advokaten erbaut,



der ebenfalls in dem Verdachte stand, dem Willen des schrecklichen Triumvirats sich zu widersetzen, und die Verzweiflung lehrte ein in dem Hause einer der würdigsten Familien des Landes. Eine Frau flehete in Thränen zu Gott um Stärke, den entsetzlichen Schlag zu ertragen; denn der Nachrichten sollte sie eben zur Wittve und ihre zwei Kinder zu Waisen machen. Das älteste, damals kaum sieben Jahre alt, trug in seinem Gesichte bereits die Spuren einer frühzeitigen Verstandesreife. Das Unglück ist eine Art Treibhaus, der Mensch bildet sich in demselben schnell aus. Dieses Kind, das keine Kindheit hatte, war Franz Robert Wilhelm Guizot. Als Protestant am 4. October 1787 unter der Herrschaft von Gesezen geboren, welche die Vereinigung seiner Aeltern nicht für gesetzlich anerkannten und ihm einen Namen wie einen Rang in der Gesellschaft versagten, gab die Revolution dem jungen Guizot mit einem und demselben Schlage, mit dem sie ihm den Vater entriß, seine Stellung in der Welt.

(Die Kenntnisse der alten Aegypter.) Wenn die alten Aegypter in manchen Zweigen geringere Kenntnisse besaßen als wir, so sind sie in andern uns sicherlich gleichgekommen, haben uns vielleicht gar in manchen übertroffen; sie verfertigten Glas, Brenngläser und Linsen; einige ihrer zarten Cameen müßten sie mit Hilfe des Mikroskops geschnitten haben; sie wußten, daß der Mond aus Wasser und Land bestehe, daß ein Mondentag gleich funfzehn Erdtagen sei u. c., was alles die Benutzung guter Instrumente verräth. Sie machten Gold trinkbar, was erst neuerlich ein französischer Chemiker wieder entdeckt hat. Ihre Arbeiten in Gold und in Uhrwerken, wodurch sie den Thronen eine Bewegung gaben, müssen höchst sinnreich gewesen sein. Sie verstanden die Kunst, kupferne Werkzeuge so zu härten, daß sie den härtesten Granit schnitten, welche Kunst verloren gegangen ist. Es haben sich solche Werkzeuge erhalten, deren Schärfe noch unverletzt ist, trotzdem daß sie offenbar viel gebraucht wurden. Mit unsern Werkzeugen ließen sich Inschriften, gleich denen, die sie arbeiteten, nicht mit solcher Schärfe darstellen. Welche mechanischen Vorrichtungen besaßen sie, ungeheure Steinplatten hoch empor zu heben? Selbst die englischen Ingenieure versichern, sie vermöchten dies nicht nachzuthun. Daß sie den Grundsatz kannten, auf dem das Bohren der artesischen Brunnen beruhet, davon hat man sich neuerlich in der großen Dase überzeugt. Daß ihnen der Grundsatz der Eisenbahnen bekannt war, unterliegt keinem Zweifel; sie hatten nämlich künstliche gerade Straßen von gleichem Niveau mit Furchen (die eingeeßt wurden), um ungeheure Steinblöcke, ganze Steintempel und colossale Statuen aus großen Entfernungen leicht zu transportiren, sogar Ueberreste von Eisen hat man neuerdings noch in diesen Furchen gefunden. Herr Krago hat nachgewiesen, daß sie selbst die Dampfkraft kannten, die sie in den Höhlenmysterien ihrer heidnischen Freimaurerei (der ältesten in der Welt) anwendeten. Die Kunststücke ihrer natürlichen Magie übertrafen alles, was man jetzt in diesen Zweigen kennt.

## Generalcorrespondenz.

Auf Corsica besteht noch, wenigstens in vielen Häusern, die aus der alten rohen Zeit sich herschreibende Sitte, daß nur die Männer sich an den Tisch setzen und von den Frauen im Hause, welche dabei ihre schönsten Kleidungsstücke anlegen müssen, bedient werden. Die Frau findet überhaupt bei den Corsen noch nicht die achtungsvolle Behandlung, die sie verdient. Sie steht noch in einer so untergeordneten Stellung, daß es fast beispiellos ist, sich einer Frau oder eines Mädchens wegen zu streiten oder gar zu schlagen. Zanken sich zwei Frauen selbst miteinander öffentlich, so stellen sich alle männlichen Bewohner des Dorfes um sie herum. Der Vater, die Brüder, der Mann einer jeden sehen dem Zanke zu, ohne Theil an demselben zu nehmen oder sich hinein zu mischen, damit „ihre Würde als Männer darunter nicht leide.“ Kommt es zu Thätlichkeiten, so nimmt jeder Mann seine Frau am Arme und führt sie nach Hause. Abends kommen diese Männer wieder zusammen, sprechen mit einander und erwähnen den Streit ihrer Frauen gar nicht. — Der Reisende, der dieses erzählt, erwähnt noch einen andern Characterzug der Corsen, der sich bei keinem andern Volke Europas findet. Es war einmal eine sehr einträgliche Stelle vacant, die des Henkers, und auf dieser Insel, auf welcher jeden Tag ein Mord geschieht, wo Menschenblut aus Rache und falschem Ehrgefühl täglich vergossen wird, wo jede Familie über den Tod eines Feindes nachsinnt, auf dieser Insel fand man auch nicht einen Mann, der für Geld tödten wollte. Kein einziger Corse wollte Nachrichten sein und man mußte einen aus Frankreich kommen lassen, wo sich zu jedem erledigten Nachrichtenbedienste 80 bis 100 Bewerber finden. —

In England ist vor kurzem eine aus englischem Samen in Australien gezogene Rübe angekommen, welche die größte sein dürfte, die jemals gewachsen ist, indem sie noch bei der Ankunft in England, nachdem sie zusammengetrocknet war, 84 Pfund wog. Als man sie in Australien aus der Erde nahm, wog sie 92 Pf., so fruchtbar ist dort der Boden. —

Auf der Insel Lewis hat man, wie schottische Zeitungen erzählen, ziemlich tief im Sande mehrere Schachfiguren gefunden, die meist Könige, Bischöfe und Ritter zu Roß und zu Fuß vorstellen, trefflich gearbeitet sind und der Tracht nach, in welcher sie dargestellt sind, aus einer sehr entlegenen Zeit sich herschreiben, was sonach ein neues Zeugniß wäre von dem außerordentlich hohem Alter des Schachspieles. —

In Paris werden täglich im Durchschnitte 20,000 Briefe ausgegeben, die aus der Stadt selbst sind, sowie 35,000 aus der Provinz und etwa 20,000 Depeschen aus den Departements, im Ganzen also täglich 75,000 Stück, oder jährlich über 26 Millionen. Von Paris gehen dagegen täglich nach den Departements 65,000 Briefe, 78,000 Journalnummern und 2500 Depeschen ab. —

Ein englisches fashionables Journal entwirft folgende Schilderung von einem vollkommenen Muster eines Mannes der neuesten Fashion: der Mann von Fashion darf nichts bewundern, sich über nichts verwundern und über nichts freuen, am allerwe-



nigsten Ueberraschung über etwas zu erkennen geben. Laut zu lachen wäre für ihn ein Capitalverbrechen; wagt er ein Lächeln, so darf dies nur höchst selten geschehen; ein Lächeln zur Unzeit könnte seine Unwissenheit verrathen. Ein Mann wie er darf sich von dem, was Andere rührt oder betrübt, durchaus nicht rühren und betrüben lassen. Jedes Gefühl, das er mit den übrigen Sterblichen theilt, ist ihm untersagt; vergießt er eine Thräne, so kann sie nur durch den Tod seines Jagdhundes veranlaßt werden. Etwas anderes als seinen Hund zu beweinen, vielleicht etwa einen Freund, wie lächerlich! —

Man beklagt sich in ganz Europa allgemein über die Kälte und die Feuchtigkeit und wundert sich, wo die Sommerwärme bleibt. Wir haben es erfahren: jenseits des atlantischen Meeres, in den Vereinigten Staaten ist die Hitze kaum zu ertragen und die Trockenheit hat den höchsten Grad erreicht. In Neu-Drleans sind mehrere Personen in Folge der übermäßig großen Hitze gestorben. —

Man sieht es immer mehr ein, daß die theatralische Laufbahn die glänzendste ist, die man in unsern Tagen wählen kann, und keine Familie scheut sich mehr, ihre Kinder dieselbe betreten zu lassen. In dem Theater San Carlo in Neapel debutirte kürzlich in Mercadantes „Giuramento“ die Tochter eines französischen Generals und Pairs und zwar mit großem Erfolge. —

Der gewaltige Sturm am 18. Juli, der in einem großen Theile von Europa wüthete, hat unter andern auch die Lutherische bei Liebenstein umgebrochen, welche die Stelle bezeichnete, an welcher Luther am 4. Mai 1521, als er vom Wormser Reichstage nach Wittenberg zurückreiste, von fünf verummumten Rittern angehalten und auf die Wartburg gebracht wurde. Die Trümmer des merkwürdigen Baumes wurden mit besondern Feierlichkeiten aufbewahrt und ein von jungen Bäumen umpflanztes Plätzchen, in dessen Mitte eine Bank den Wanderer zum Sitzen einladet, bezeichnet für künftige Zeiten den Ort, wo jener Zeuge des Jahres 1521 stand. —

Die deutsche Oper ist aus England nach Mainz zurückgekehrt, nachdem sie in London 60, in Liverpool 12 und in Manchester 12 Vorstellungen gegeben hatte. Der artistische Erfolg in der Hauptstadt Englands war allgemein günstig, der pecuniäre dagegen nur für die ersten Sänger, wie z. B. Staudigl, keineswegs aber für den Unternehmer Schumann. Der abnehmende Reiz der Neuheit, die Concurrenz der Italiener und der Dem. Rachel, die größeren Ausgaben für das Drusylane Theater (in frühern Jahren hatte die Gesellschaft ein kleineres Theater inne) u. wirkten ungünstig. Der Director wird sich schwerlich bewegen fühlen, noch einmal mit einer Gesellschaft nach England zu gehen. —

Nicht blos im Innern von Rußland, erzählt Kohl in seinem trefflichen Werke über Petersburg, sieht man die Buchhändler mit kleinen einspännigen Wagen die Bücher, wie Kartoffeln verpackt, von Landgut zu Landgut und von Städtchen zu Städt-

chen verfahren und die Producte der Feder nach Gewichte und äußerem Ansehen verhandeln, sondern auch in den Straßen Petersburgs selbst treiben sich beständig nomadisirende Fußgänger mit Büchern umher. In langen Riemen zusammengeschnürt, haben sie große Massen von Büchern umgehungen. Ihre Taschen und Gürtel sind mit Heften ausgestopft. Diese Leute lassen sich auf jede vortheilhafte Handelsbedingung ein. Sie verkaufen neue und alte Bücher und kaufen auch neue und alte ein. Sie vertauschen und verkaufen gegen Geld alles wie man will und wie sie es nützlich finden. Man findet bei ihnen oft die besten Bücher zu einem Spottpreise, während sie für ein schlechtes eigensinnig einen hohen Preis verlangen. —

Van Amburg, von dem man lange nichts gehört hat, giebt jetzt mit seinen wilden Thieren Vorstellungen in den englischen Städten. Zuletzt war er in Lewkesbury und in der Nacht um zwei Uhr, als alles in dem Orte schlief, fiel es dem Elephanten mit einem Male ein, seinen Stall zu öffnen und in den Straßen umherzuspazieren, ohne sich im mindesten um die erschrockene Polizei zu kümmern. Vor einem Hause riß er mit einem Zuge einen sehr großen Weinstock aus zum Schrecken der Dame, welche in dem ersten Stockwerke wohnte; ein wenig weiter hin nahm er von einem Bäcker, der bereits aufgemacht hatte, eine Menge Kuchen weg, die er verzehrte; dann gelangte er an eine Brauerei und schien dort seinen Durst löschen zu wollen; der Eingang in dieselbe war aber so eng, daß er nicht hindurch konnte, und er begnügte sich, einige Obstbäume auszureißen, die vor dem Hause standen. Die Polizei weckte endlich den Wärter des Thieres, der den nächtlichen Ruhestörer ohne Mühe in den Stall zurückführte. —

Das Vieliebchen für 1842 (Leipzig in Baumgärtner's Buchhandlung) ist bereits erschienen und zwar verjüngt, zum ersten Male mit Erzählungen von Bernd von Guseck, dessen frisches lebendiges Darstellungstalent ihm bereits früher zahlreiche Freunde im lesenden Publicum erworben hat. Das beliebte Taschenbuch ist diesmal mit noch größerer Eleganz ausgestattet als bisher und zeichnet sich namentlich aus durch wahrhaft vortreffliche Stahlstiche von dem Engländer Cox, und von Wahlknecht, Koterba in Wien u. nach Zeichnungen von Fanny Corbeaux (der berühmten englischen Malerin), von Ammerling und dem großen Meister Retzsch. Die Erzählungen, drei an der Zahl: „Schwert und Rose“, „das Bildfangsrecht“ und „der Schleier der Zukunft“ versehen den Leser in die verschiedensten Zeiten und Gegenden; namentlich gewährt die erstere bei dem gegenwärtigen Kampfe der Kandidaten ein doppeltes Interesse, so daß sich mit Sicherheit erwarten läßt, das schöne Taschenbuch werde sich nicht blos seine frühern Freunde erhalten, sondern noch viele neue gewinnen.



# Allgemeine Roden-Zeitung

N<sup>o</sup> 35.

Der äußerst billige Preis dieser wöchentlichen Zeitschrift, für den Jahrgang zu 104 Quartbogen, mit 64 Kupfern oder circa 600 Abbildungen der neuesten Pariser, Londoner und Wiener Moden, schnell nach deren Erscheinen, ist 6 Thlr.; mit 116 Kupfern und



1841.

Stahlschnitten, die Roden u. als Doppelkupfer: Portraits berühmter Menschen, Abbildungen von neuen Meubles, Fenster-Gardinen, Gartenverzierungen, Equipagen zc. enthaltend, 8 Thlr. Alle Buchhandlungen, Zeitungserpeditionen und Postämter nehmen Bestellungen an.

Redakteur: Dr. A. Diezmann.

Verlag von Baumgärtner's Buchhandlung in Leipzig.

Motto: Von dem Neuen das Neueste; von dem Guten das Beste.

## Der Herr von Maison-Rouge.

(Selbstbiographie.)

„Mein Vater, der immer bei dem Heere gelebt hatte, führte stets den Ausspruch im Munde, jeder Edelmann, der so gelehrt sei, um an den König schreiben zu können, könne Marschall von Frankreich werden. Er übergab mich also einem Pfarrer, der mich im Rechtschreiben unterrichtete, mir etwas Lateinisch beibrachte und mir erlaubte, die großen Schriftsteller des vorigen Jahrhunderts zu lesen. Uebrigens beschränkte sich meine Erziehung auf Reiten, Fechten und militairische Uebungen. Unsere Vorzüge nützen uns aber nichts, wenn wir sie nicht in das beste Licht zu stellen wissen. Die jungen Leute in meiner Provinz waren nicht gebildeter als ich, sie besaßen aber das Talent, ihre wenigen Kenntnisse geltend zu machen, während eine gewisse Schüchternheit mich zurückhielt und mir die Gesellschaft der Damen peinlicher als angenehm machte. Dabei besaß ich einen wahren Beruf zum Kriege. Der Marschall von Noailles nahm mich als Junker mit sich, als ich noch nicht achtzehn Jahre zählte, und seit diesem Tage habe ich das Bandelier nicht abgelegt. Da es der Vergangenheit angehört, kann ich es wohl ohne Eitelkeit sagen, daß ich um diese Zeit ein sehr hübscher Bursche war. Die Fürsten gleichen den Frauen, die sich durch die Augen bestechen lassen; der König Ludwig XIV. bemerkte mich bei einer Musterung und fragte den Herrn Marschall nach meinem Namen. Er

erinnerte sich, vortheilhaft von meinem Vater reden gehört zu haben, und sagte, er würde mich in den Stand setzen, mir eine Compagnie kaufen zu können.

Das Ende der letzten Regierung wurde bekanntlich durch Unfälle bezeichnet. Meine Feldzüge waren unglücklich. Das Waffenglück war gegen uns und wir konnten trotz allen Wundern der Tapferkeit nichts thun als den Feind verhindern, in das Herz des Reiches einzudringen. Ich wurde verwundet, erwarb mir dabei allerdings den Ruf eines tüchtigen Soldaten, konnte aber nicht besonders hoch steigen. Ich hatte meine Compagnie verkauft und die Hälfte meines geringen Vermögens zur Erlangung der Majorswürde in dem Regimente von Burgund verwendet. Ich sah fast nichts als Soldaten bei mir, die mich außerordentlich liebten und mich Eisenherz nannten, weil ich mich von den Frauen stets fern hielt.

Ein kleines Abenteuer bewies mir indeß, daß ich doch nicht so ganz unempfindlich sei, als ich es selbst glauben wollte. Ich stand mit einem Officiere meines Regimentes, Namens d'Alilly, auf sehr freundschaftlichem Fuße. Er war die Offenheit selbst, reich, hübsch, heiter und besaß sonach alle Eigenschaften, die den Frauen gefallen. Er besuchte alle Gesellschaften in Sedan, wo wir in Garnison standen, und war besonders häufig in der Familie eines gewissen La Rive, eines reichen Mannes, der eine schöne und liebenswürdige Tochter besaß. D'Alilly verliebte sich in das Mädchen, sprach mit mir fortwährend von demselben und wollte



mich in der Familie einführen, was ich aber in Folge meiner Menschenscheu nicht annahm. Da er mich wirklich liebte und das Herz immer auf der Zunge hatte, so sprach er auch in der Familie La Rive häufig von mir und schilderte mich als den vortrefflichsten Menschen. Seine Worte erregten die Neugierde des Fräuleins und sie betrachtete mich aufmerksamer als die Andern, wenn ich mit dem Stabe in die Kirche ging. Die Eitelkeit ist nicht mein Fehler; ich war weit entfernt, mir einzubilden, daß ihre Blicke mir günstig wären, aber ich kann es nicht läugnen, daß die schönen schmachenden Augen mich unruhig machten. Mein Freund Willy erzählte mir überdies eine Bemerkung jenes Mädchens wieder, welche mir das Blut in das Gesicht trieb.

„Ich weiß nicht,“ hatte sie zu ihm gesagt, „ob Ihr Freund auf dem Schlachtfelde so tapfer ist, als Sie versichern; den Damen gegenüber ist er nichts weniger als muthig. Seine angebliche Liebe für die Eitelkeit ist nichts als Feigheit.“

— „Hm!“ antwortete ich, „so spricht eine Dame, die es weiß, welches Unheil sie anrichten kann und die sich für furchtbar hält. Ich fürchte sie und ihres Gleichen nicht, eben weil ich sie vermeide.“

Meine Antwort wurde ihr getreulich überbracht, aber das Fräulein von La Rive wiederholte fortwährend, ich sei ein feiger Mensch und keineswegs ein Philosoph. So standen die Sachen, als Willy an den Hof reisete, um seinem Vetter, dem Herzoge von Chaulnes, seinen Heirathsplan vorzulegen. Während seiner Abwesenheit befand ich mich bei einem Festmahle, das von dem Regimente gegeben wurde, neben einem Officiere, der sich einige beleidigende Ausdrücke über das Fräulein von La Rive erlaubte. Ich erklärte sogleich ernst, daß ich von einer Person, die ich hochachte, nichts Böses hören wolle. Man spottete über meine Galanterie; der Zorn übermannte mich; es kam zu einem heftigen Wortwechsel und von diesem zu einer Ausforderung. Ich führte die Waffen viel besser als mein Gegner, der auf dem Plage blieb. Der Getödtete war Allen als ein roher Mensch bekannt gewesen und man beunruhigte mich wegen meiner That nicht. Das Fräulein von La Rive erfuhr natürlich die Veranlassung zu dem Zweikampfe und ihre Augen sagten mir deutlich genug, wie dankbar sie mir sei; aber um keinen Preis würde ich, wie man zu sagen pflegt, meinem Freunde ins Gehege gegangen sein. Ich lebte deshalb noch eingezogener als je. Willy erzählte mir nach seiner Rückkehr tausend

verbindliche Worte seiner Geliebten über mich und bot Alles auf, um meinen Eigensinn zu bekämpfen. Ich blieb unerschütterlich und würde wahrscheinlich das Fräulein von La Rive niemals in der Nähe gesehen haben, wäre es meinem Freunde, der in Sedan keine Verwandten hatte, nicht eingefallen, mich zu ersuchen, dem Vater seiner Geliebten seine schriftliche Bitte um die Hand des Fräuleins zu überbringen. Ich mußte also einen Besuch in dem Hause machen. Das Fräulein sah mich von dem Fenster aus kommen und an ihrer Wohnung die Klingel ziehen. Ich fand sie allein in dem Empfangszimmer, in dem ich die Ankunft des Vaters erwarten sollte. Sie fragte mich, was mich zu ihnen führe, obwohl sie den Zweck meiner Ankunft recht wohl errieth.

„Mein Besuch betrifft Sie, mein Fräulein,“ antwortete ich.

— „Sie selbst scheinen dabei nicht theilhaftig zu sein,“ entgegnete sie, „da Sie ganz unbefangen erscheinen.“

„Ich weiß recht wohl, daß ich höchst ungeschickt bin, wenn ich für mich selbst bitte, und daß ich nur dann Entschlossenheit besitze, wenn ich für Andere kämpfe.“

— „Das weiß ich wohl, da Sie sogar Ihr Leben meinethwegen gewagt haben. Entschuldigen Sie meine Offenheit: wenn man immer nur für Andere und nie für sich selbst spricht, verliert man oft, was leicht zu erlangen wäre.“

„Dies ist wenigstens heute nicht der Fall. Ich führe ja die Sache meines Freundes, der mir theuer und Ihnen nicht gleichgiltig ist, wie ich vermuthe. Der Erfolg wird also uns beiden angenehm sein.“

— „Es wäre doch nicht unmöglich, daß Sie jetzt mein Verfolger würden, nachdem Sie mein Vertheidiger gewesen sind.“

In diesem Augenblicke erschien der alte La Rive und die Tochter entfernte sich in einer Aufregung und Unruhe, die mir seltsam vorkam. Ich übergab das Schreiben meines Freundes, bei dem sich ein anderes von dem Herzoge von Chaulnes befand, und der Antrag wurde, wie ich es erwartet hatte, günstig aufgenommen. Der Vater fand die Verbindung vollkommen paßlich, überhäufte mich mit Artigkeiten und versprach, die Sache so lebhaft zu betreiben, als es der Herr von Willy nur immer wünschen könnte. Ich eilte, um meinem glücklichen Freund den Erfolg meiner Sen-



zung zu berichten. Wir sprachen noch davon, als man den Herrn von La Rive anmeldete.

„Wir haben doch ein kleines Hinderniß,“ sprach er. „Meine Tochter scheint über den Gedanken an die Heirath zu erschrecken. Sie weint und verlangt eine Bedenkzeit von sechs Monaten, die sie in einem Kloster verbringen will. Das sind Mädchenlaunen; wir werden über dieselben leicht triumphiren und ich komme bloß, um den Herrn von Willy zu ersuchen, sich durch diesen Vorfall nicht abschrecken zu lassen.“

Willy, der wohl geglaubt haben mochte, in dem Herzen des Mädchens besser angeschrieben zu sein, war über diese Nachricht im höchsten Grade bestürzt. Er würde seine Bewerbung lieber ganz aufgegeben als eingewilligt haben, das Widerstreben des Mädchens mit Gewalt zu beseitigen. Er versank in wahre Verzweiflung. Da er gern sprach, so erzählte er seine Noth allen seinen Bekannten und bald kannte die ganze Stadt sein Unglück.

Unterdeß starb der König und der Herr von Argenson erhielt die Leitung der Regierung. Ich bin mit demselben verwandt und man forderte mich auf, nach Paris zu gehen und einen Posten zu übernehmen, den er mir geben wollte. Ich that es, aber auch am Hofe konnte ich das Fräulein von La Rive nicht vergessen; ich sah fortwährend ihr blondes Köpfschen und ihre schwachtenden Augen vor mir; ich wiederholte mir fortwährend die wenigen Worte, welche sie an mich gerichtet hatte, und fand darin trotz meiner Bescheidenheit einen Sinn, der mich beunruhigte. Der seltsame Ausgang meiner Sendung schien meine Muthmaßungen zu bestätigen; aber um alles in der Welt wollte ich nicht, daß man glaube, ich habe meinen Freund verrathen. Dies gab mir die nöthige Kraft wieder und nach zwei Monaten meldete mir Willy zu gleicher Zeit seine Verbindung mit dem Fräulein und seine Abreise nach den Colonieen, wo er ein wichtiges Commando erhalten hatte. Er verließ Frankreich auf sechs Jahre. Seine Frau wollte sich sogleich in Bordeaux einschiffen, um ihren Verwandten den Schmerz des Abschiedes zu ersparen.

Wenige Tage nach der Abreise Willy's traf ich in dem Vorzimmer des Ministers eine Dame, welche auf mich zukam, als ich meinen Namen dem Diener meldete, und zu mir sagte:

„Sie sind wirklich ein seltsamer Mann; Sie schlagen sich für ein hübsches Mädchen; sie liebt Sie; dies ist in der Ordnung, unbegreiflich aber bleibt es, daß Sie

nicht begreifen wollten, Sie könnten von ihr geliebt werden. Ich bin die Freundin des Fräuleins von La Rive; sie schrieb mir alle ihre Gedanken und hundertmal hat sie mir mitgetheilt, daß Sie die einzige Person wären, der sie zu gefallen wünsche.“

Die Dame sprach noch viel, was ich vergessen habe, und nöthigte mich endlich einen Brief von dem Fräulein La Rive zu lesen, den diese kurz vor ihrer Verheirathung geschrieben hatte und in dem ich folgende Stelle fand:

„Wenn ich den geringsten Beruf für das Kloster in mir fühlte, würde ich gern die Welt verlassen haben. Da ich aber keine Neigung dazu verspüre, so denke ich mich auf die mindest traurige Weise aus der Verlegenheit zu ziehen, dadurch nämlich, daß ich einen redlichen Mann heirathe, der mich liebt. Die Abreise des Hrn. von Willy nach den Colonieen bestimmt mich vollends zu diesem Schritte, denn ich werde dann nicht mehr der Gefahr ausgesetzt sein, dem zu begegnen, welcher Reue über meinen Entschluß in mir wecken könnte. Seltsam wird es Ihnen vorkommen, wenn ich Ihnen sage, daß ich überzeugt bin, der Herr von Maison-Rouge habe mich nicht ungern gesehen; er läßt sich aber durch seine Bedenklichkeit bestimmen und macht dadurch zwei Personen unglücklich. Sein Opfer für den Freund ist eine recht schöne Sache; würde aber der Herr von Willy nicht eben so edelmüthig gewesen sein, wenn er die Wahrheit gekannt hätte? Wäre es nicht richtiger und natürlicher, wenn die Rollen gewechselt würden? Die heroischen Gefühle sind so selten, daß man es bedauern muß, sie am unrechten Orte zu sehen. Kommen Sie irgend einmal mit dem Herrn von Maison-Rouge zusammen, so sagen Sie ihm, er möge in Zukunft vor zu großem Zartgefühl sich wohl hüten; sagen Sie ihm, daß ich ihn liebte und daß er mich auf ewig durch seine eigene Schuld von sich trennte. Setzen Sie hinzu, daß ich mich zu trösten wissen, daß ich meine Pflichten erfüllen werde, daß er mich niemals wiedersehen wird.“

— „Nun,“ fragte die Dame, als ich gelesen hatte, „was meinen Sie dazu?“

„Das Geschehene ist nicht zu ändern,“ antwortete ich; „und wir können nichts Besseres thun, als es vergessen.“

— „Sie sind ein marmorkalter Mann.“

Die Dame hat es nicht erfahren, daß ich zwei Jahre lang die schrecklichste Verzweiflung fühlte.



## 2.

Der Herr von Argenson, dem die gewöhnliche und geheime Polizei viel Arbeit machten, brauchte einen Mann, der in der Bastille das Commando führe. Er bot mir diese Stelle an und ersuchte mich, in der Feste die musterhafteste Disciplin zu führen. Ich nahm den Posten an, mehr um der Langeweile zu entgehen, als aus Neigung für diese Tyrannenfunctionen.

Das Personal in dem Gefängniß ist sehr ansehnlich; ich hatte unter mir das ganze Regiment der Kerkermeister und eine Compagnie Invaliden-Garden. Der Gouverneur, Herr von Bernaville, der einzige über mir Stehende, war zu träge, als daß er mich in etwas gehindert hätte; er glaubte Alles gethan zu haben, wenn er die Gefangenen nicht als Menschen behandelte und das Geld, welches der König zum Unterhalte eines jeden gab, um die Hälfte verkürzte. Wir hatten darüber bisweilen Wortwechsel; ich warf ihm seine Habsucht vor und da er wußte, daß ich bei Hofe gut stand, so wagte er nicht, sich mir offen zu widersetzen. So kam die Herrschaft fast ganz in meine Hände und die armen Teufel, die in unsern Händen waren, befanden sich gewiß nicht schlechter dabei.

Eines Tages brachte uns der Polizeilieutenant den Befehl, eine große Anzahl Wohnungen bereit zu halten; es hieß, man würde uns in der Nacht vornehme Personen schicken. Das Haus des spanischen Gesandten wurde umringt. Von Stunde zu Stunde brachte man uns neue Gesichter in wohlbewachten Mietwagen, meist Leute, die mit dem Herzoge und der Herzogin von Maine in Verbindung standen. Ehe die Woche verging, befand sich fast die ganze Verschwörung von Cellamare in der Bastille. Der Gouverneur sagte eines Tages zu mir:

„Wissen Sie, daß wir die beste Gesellschaft und die liebenswürdigsten Damen aus dem Schlosse Sceaux hier haben? Gehen Sie einmal zu dem Fräulein von Launay, der Vertrauten der Herzogin von Maine; sie ist eine Gefangene, wie Sie nicht oft eine andere erhalten werden.“

— „Was soll ich bei der Person? Ich habe keine Lust, ihre Klagen zu hören.“

„Da kennen Sie die Dame nicht; glauben Sie nicht, dieselbe in Thränen zu finden. Sie empfing mich in der heitersten Laune, als sei sie zu ihrer Unterhaltung hier.“

Ich drehte mich auf den Absätzen um, ohne ihm zu antworten. Das, was der Gouverneur anführte,

um mich zu einem Besuche bei dem Fräulein von Launay zu veranlassen, hielt mich von ihr noch mehr zurück. Ich kannte mich freilich selbst nicht recht. Die Milde, mit welcher ich die andern Gefangenen behandelte, machte es mir zum Vorwurfe, daß ich grausam gegen eine Frau verfahren wollte, die es ohne Zweifel mehr als irgend Jemand bedurfte, in ihrem übeln Geschicke getröstet zu werden. Eines Tages faßte ich denn den Muth und begab mich in das Zimmer des Fräuleins. Ich erwartete ein verächtliches hochmüthiges Wesen und eine hochtrabende Sprache zu finden. Meine Antworten waren vorbereitet und ich hatte mich mit aller soldatischen Rauheit gerüstet. Mir sehr fühlte ich mich deshalb überrascht, als ich mich mit der angenehmsten Ungezwungenheit und mit herzlichster Zuvorkommenheit empfangen sah. Zum ersten Male in meinem Leben bemerkte ich, daß ich auch artig sein und ein Gespräch führen könnte.

Wenn ich gesagt habe, daß das Fräulein von Launay eine kleine hagere gelbe Person war, so brauche ich nur noch von ihren Reizen zu sprechen. Ihre Augen sind die lebhaftesten und sprechendsten, die ich jemals gesehen habe. Sie errathen den Gedanken, ehe man ihn noch ausgesprochen hat. Ihre Beredsamkeit bereitet Einen vor, von dem schönsten Munde das in Worten wiederholt zu hören, was sie schon aussprachen. Der liebliche Klang ihrer Stimme, ihre pikanten Gebärden und eine unbeschreibliche Anmuth machen das Fräulein von Launay zu der reizendsten Schönheit, die man sich denken kann. Von ihrem Geiste spreche ich gar nicht, da ich denselben nicht zu begreifen vermag; übrigens hat man ihn bereits so sehr gepriesen und selbst besungen, daß Jedermann weiß, er ist der originellste und liebenswürdigste in unserer Zeit. Der Gouverneur hatte Recht gehabt, die Gefangene klagte nicht. Sie machte so gute Miene zum bösen Spiele, daß ich eine hohe Achtung von ihrem Character faßte.

„Mein Herr,“ sagte sie, „Sie halten meine Ruhe und Zufriedenheit vielleicht für Prahlerei; Sie werden sie indes begreifen, wenn Sie wissen, daß ich immer in der Slaverei gelebt habe. Ich finde hier weit mehr Unabhängigkeit als ich verloren habe. Wenn ich auch meinem Willen nicht folgen darf, so brauche ich doch auch dem Anderer nicht zu gehorchen. Die Unmöglichkeit, meine Wünsche zu befriedigen, hindert ihr Entstehen. So ist es nicht in der Dienstbarkeit, wo zu gleicher Zeit unsern Wünschen sich Alles darbietet und Alles ihnen entgegenwirkt. Ich stehe auf, wenn es mir



beliebt, und schlafe, wenn es mir gefällt. In dem Kerker findet und genießt man recht eigentlich die Freiheit.“

— „Ich will Sie über die Freuden des Gefängnisses nicht enttäuschen. Lieben Sie dieselben so lange als möglich. Ein Wort aber, ein schreckliches, wird hier häufig ausgesprochen.“

„Sie meinen die Langeweile? Diese ist allerdings die am meisten zu fürchtende Geißel. Zum Glück habe ich mein Kammermädchen bei mir, und wenn man von der ersten Strenge etwas nachläßt, wenn man mir Bücher gibt . . .“

Ich versprach Alles zu liefern, was ich vermöchte, um die Langeweile in der Bastille zu vertreiben, und verließ meine Gefangene voll Entzücken. Am andern Tage brachte ich ihr ein Gebetbuch und sie dankte mir so freudig, als hätte ich ihr einen Roman gegeben.

Das Zimmer, welches das Fräulein von Launay bewohnte, war nicht schön. Es hatte buchstäblich nichts als die vier Wände, ein sehr einfaches Bett für sie und ein Feldbett für ihre Dienerin, Blondel. Eine große hölzerne Kiste, in welcher beide ihre Kleidungsstücke u. aufbewahrten, diente ihnen als Tisch, wie sie am Tage die Betten als Sophas benutzten. Ich schickte, ehe sie darum baten, Strohsessel, ein Tischchen und zwei kupferne Leuchter, welche sie mehr erfreuten, als es alle Kronleuchter in Versailles vermocht haben würden, wenn man sie der Dame vor der Gefangenschaft geschenkt hätte. Sie hatte vorher nie das Spiel geliebt; der Geschmack daran kam aber, sobald ich ihr Karten gegeben hatte. Sie spielte mit dem größten Eifer von früh bis Abends mit ihrer Dienerin Piquet. Ein Stuhlrahmen, den ich ihr später bewilligte, vollendete den Kreis ihrer Erholungen.

Ich wiederholte meine Besuche so oft als möglich und verlängerte sie so sehr, als mein Dienst es erlaubte. Dabei erzählte ich ihr meine Kriegsabenteuer, während sie mich allmählig mit hundert Dingen aus ihrem Leben bekannt machte, die sie außerhalb der Bastillemauern nicht erzählt haben würde: mit ihrer Kindheit, ihrem Klosterleben und ihrem Eintritt an dem Hofe der Herzogin von Maine. Wenn sie von den jungen Leuten sprach, die sich in der letztern Zeit um sie beworben hatten, wechselte ich die Farbe und auf meine Stirn trat kalter Schweiß. Erst wenn sie lächelnd hinzugesetzt hatte, nichts in dieser Welt habe ihr gefallen und keine Liebeserinnerung verbittere ihr die Annehmlichkeiten des Gefängnisses, schwand meine Angst wieder, ob ich gleich

mir gar oft sagte, ein Soldat wie ich dürste nichts weiter verlangen, als die Freundschaft einer solchen Dame.

Die andern Gefangenen bemerkten meine Schwäche bald und erlangten von mir, was sie wünschten, wenn sie das Fräulein von Launay rühmten. Ich wunderte mich wirklich über die Bewunderung, die sie überall fand, denn ich selbst kannte meine Liebe zu ihr noch nicht, obgleich die ganze Bastille sie bereits muthmaßete. Der Gouverneur selbst spottete eines Tages über meine häufigen Besuche bei ihr und fragte endlich:

„Was wollen Sie denn eigentlich von ihr?“

Ich habe immer an dem Grundsatz festgehalten, es sei besser zu schweigen als eine Albernheit zu sagen. Diese Frage brachte mich in Verlegenheit und ich schwieg deshalb. Abends aber als ich zur Ruhe ging, gab ich mir selbst die Antwort: „es ist klar und nicht zu läugnen: ich liebe sie.“

### 3.

Es war die Wahrheit, ich liebte das Fräulein von Launay, und diese Entdeckung war wohl geeignet, einen Soldaten in Verlegenheit zu bringen, der vor jeder solchen Schwäche sicher zu sein geglaubt hatte. Ich ging von dieser Zeit an unruhig umher und erschrak vor dem Schalle meiner eigenen Tritte. Ich fühlte mich besiegt und betrachtete meine Fesseln mit bestürztem Blicke, ohne den geringsten Widerstand zu wagen. Aber die Freude kehrte alsbald in mein Herz zurück, wenn ich bedachte, daß die Geliebte ganz in meine Hand gegeben sei, daß ich sie zu jeder Zeit sehen könne und den Schlüssel zu ihrem Zimmer besitze. Es war kein Nebenbuhler zu fürchten und von Eifersucht konnte also nicht die Rede sein. Das Fräulein sah nur mich und schlief unter königlichen Riegeln; ich war deshalb von den Umständen mehr begünstiget als irgend ein Liebender in der Welt.

Ich verbrachte in Gesellschaft meiner Gefangenen einige Wochen sehr angenehm. Vielleicht lacht man mich aus, wenn ich sage, daß ich dem Fräulein niemals etwas von meiner Liebe gesagt habe, aber es war nicht nöthig. Jeder hat seine besondere Art sich auszudrücken; die meinige liegt in den Handlungen. Wie hätte meine Gefangene meine Gefühle nicht errathen sollen? Uebrigens bot mir das Schicksal ein Mittel dar, sie deutlicher zu verstehen zu geben. Eine gewisse Marquise von Real, welche das Fräulein liebte, empfahl mir dringend ihre Freundin. Ich erzählte meiner Gefangenen Alles, was die Marquise gesagt und wie ich



sie durch die Antwort beruhiget hätte: „beurtheilen Sie selbst, ob Ihre Empfehlungen noch nöthig sind. Jedermann spottet hier über mich und behauptet, ich sei in sie verliebt.“

Die Veränderung in dem Tone meiner Stimme entging dem feinem Gehöre des Fräuleins nicht und ihr Blick sagte mir, daß sie meine Absicht wohl verstanden hatte.

„Ihre Art, die Frau von Real zu beruhigen,“ sagte sie, „ist sehr sinnreich. Für einen Mann, der nie sein Regiment verlassen hat, ist es sehr zart.“

(Fortsetzung folgt.)

### Miscellen.

(Die Tauben als Unterhändler.) Madame Tonnard liebte die Tauben, Herr Lebuis die Blumen. Madame Tonnard hatte ihren Taubenschlag nicht weit von dem Lustgarten des Herrn Lebuis in der 5. Etage. Die Tauben der Madame Tonnard kamen aber öfters in den Garten auf Plünderung. Herr Lebuis fing eine dieser Tauben, schrieb ein Billet an Madame Tonnard und band es unter die Flügel der Taube; auf diesem Wege erhielt er auch die Antwort. So entstand nachstehender Briefwechsel. „Madame, ich erlaube mir die Ehre, Sie zu benachrichtigen, daß wenn Sie Ihren Tauben nicht Einhalt thun, meinen kleinen Garten zu plündern, ich sie einfangen, mit braten lassen und sie genießen werde wie gebratene Froschkulen mit grünen Schoten.“

Ihr ergebener Diener

Lebuis.

Antwort der Madame Tonnard: „Mein Herr, Sie sind impertinent, mir zu drohen, meine Tauben zu verzehren; wenn Sie es wagen, meinen Tauben die Köpfe abzureißen, so sind Sie ein alter abgefemter Mörder.“

Ihre Dienerin

Wittwe Tonnard.

Entgegnung des Herrn Lebuis: „Madame Tonnard, Sie sind eine alte dumme Frau, und wenn heute Ihre Tauben wiederkommen, so sind sie morgen verdaut.“

Ich bin nicht Ihr Diener,

Lebuis.

(Ein achtzehn hundert Jahre altes Schmuckkästchen.) In Lyon, auf dem forum vetus der Römer, gräbt man gegenwärtig Grund zu einem neuen Gebäude und man fand dabei mancherlei werthvolle antike Gegenstände, unter andern ein vollständiges Schmuckkästchen, das vor etwa achtzehn hundert Jahren einer vornehmen römischen Dame angehörte. Es finden sich darin: ein Collier von Smaragden mit den dazu passenden Ohrgehängen; ein anderer Schmuck, wahrscheinlich Amethysten, die aber etwas gelitten haben; eine sehr merkwürdige, wenigstens

zwei Ellen lange Kette; Ringe, auf deren einem ein lateinischer Namen und „der Venus geweiht“ gravirt ist; drei Paar Armbänder, einige gedreht wie eine Schnur, andere in der Form eines Collier und das dritte Paar aus dickem Golddraht bestehend, der strickartig zusammengedreht ist; ferner sehr gute Perlen von bedeutender Größe etc. Das Gold der Armbänder und an den andern Schmucksachen war so vollkommen rein, daß es so glänzend geblieben war, als käme es eben erst von dem Juwelier.

(Auch eine Rache.) Mad. D. hatte eine schöne Kage, die der Herr von C., ein Jagdbilettant, eines Tages erschoss. Mad. D. ließ sogleich in ihrem Hause und in den Wohnungen ihrer Freunde alle Arten von Mäusefallen aufstellen. Als sie drei bis vierhundert lebendige Mäuse zusammengebracht hatte, ließ sie dieselben in eine Kiste einschließen und schickte sie an die Frau v. C. Diese, welche nicht wußte, woher sie diese Kiste erhielt, öffnete sie selbst, weil sie vermutete, es möchten sich neue Modeartikel darin befinden, — die Mäuse sprangen heraus und verbreiteten sich in dem ganzen Hause. Unten auf der Kiste endlich befand sich ein an Frau von C. adressirtes Briefchen, das bloß die Worte enthielt:

„Madame, Ihr Gemahl hat meine Kage erschossen, hier schicke ich Ihnen meine Mäuse.“

(Die Wissenschaft und die Philanthropie.) Vor etwa funfzehn Jahren hatten die Wissenschaft und die Philanthropie im Vereine die Gallerte erfunden, d. h. einen neuen Nahrungstoff, den man aus Knochen gezogen haben wollte. Seit funfzehn Jahren nährte man die Kranken in den Hospitälern, die Armen in den Armenhäusern und die Gefangenen in den Gefängnissen mit der berühmten Knochengallerte. Man wollte sie endlich auch in den französischen Casernen einführen, Einer aber sagte vorher: „erlauben Sie, erst wollen wir doch nachsehen, ob diese Nahrung auch wirklich eine Nahrung ist.“ Man wunderte sich über diese seltsame Bemerkung, mußte aber neue Versuche gestatten. Aus dem Berichte über diese Versuche, welcher von den berühmten Namen Magendie, Chevreul und Thenard unterzeichnet ist, geht denn hervor, daß die nährenden Eigenschaften der Knochengallerte gar nicht existiren und daß von zwei Hunden, von denen man einem solche Gallerte, dem Andern aber bloß Wasser gab, der letztere länger lebte als der erstere. Mit einem Worte, seit funfzehn Jahren sind die, welche man in den Hospitälern, Armenhäusern und Gefängnissen mit Gallerte — nährte, buchstäblich verhungert.

(Ludwig XV. als Kind.) Longuet de Sersey, ein Günstling der Frau von Maintenon, war zum Bischof von Soissons ernannt worden und empfing den jungen König Ludwig XV., als derselbe auf der Reise zur Krönung in Rheims begriffen war. Er war ein vollendeter Hofmann und sparte weder Kosten noch Mühe, um seinem erlauchten Gaste zu gefallen, was ihm denn auch so wohl gelang, daß der König auf der Rückreise drei Tage



länger bei ihm blieb. Illuminationen, Feuerwerke, Wagenladungen von Bonbons waren für das königliche Kind und dessen Hof vorbereitet. Der König war damals 12 Jahre alt und obgleich bereits mit der Infantin von Spanien verlobt, doch in jeder Hinsicht noch ein Knabe. Man führte ihn auf den Gartenbalkon an dem bischöflichen Palaste, um ihm die Kinder von Soissons vorzustellen, welche da versammelt waren, als mit einem Male hundert Kaninchen in den Raum getrieben wurden, die natürlich nach jeder Richtung hinsprangen, um sich zu verbergen, während ein Feuerwerk abgebrannt wurde, um die Verwirrung noch zu steigern. Die Kinder vergaßen den König und eilten unter lautem Jubel den Kaninchen nach. Ludwig XV. konnte dieses Schauspiel nicht unergreifen mit ansehen; er entrannte seinen Aufsehern, sprang die große Treppe hinunter, besand sich im Nu unter der lachenden schreienden Kinderschaar und jagte wie alle andern nach den Kaninchen. Erst als er eines der unglücklichen Thiere erhascht hatte, kehrte er mit dem zappelnden Gefangenen zu seinen Begleitern zurück. Alle Kinder, die ebenfalls ein Kaninchen erhascht hatten, wurden später, die Beute an den Ohren haltend, dem Könige vorgestellt, was eine höchst komische Scene gab. Am nächsten Tage entfloh der junge Ludwig seinen Aufsehern wieder und begab sich in die Kathedrale, wo er einen alten Canonicus traf, dem er seinen Wunsch mittheilte, den Thurm zu besteigen. Der alte Mann geleitete ihn zu den Stufen, welche zu den Glocken führen; der König aber eilte voraus und faßte sogleich das Seil einer Glocke, an dem er mit aller Kraft zu ziehen begann, während er schrie „Feuer! Feuer!“ Der Feuerlärm verbreitete sich durch die ganze Stadt und während die bestürzten Einwohner sich umsahen, wo es brenne, suchten die Diener des Königs in der größten Angst und Bestürzung ihren Gebieter. Nach langer Zeit erst fand man ihn auf dem Thurme, wo er mit Lebensgefahr, auf einem morschen Brette stehend, aus Leibeskräften die Glocke zog.

(Selbst auf dem Theater hat die Illusion ein Ende.) Auf der Bühne ist nicht alles Täuschung, die Wirklichkeit verbindet sich bisweilen mit der Dichtung und die Wahrheit tritt an die Stelle der Fabel. Wir machen, sagt das Journal des Débats, große Fortschritte in dieser Art, wie ein Fall beweiset, der kürzlich vor dem Handelsgerichte in Paris vorkam. Früher, wenn ein Festmahl auf der Bühne vorgestellt werden mußte, war alles, Fleisch, Fische, Geflügel, Obst &c. von Pappe, während von gemeinen und vornehmen Leuten die Trunkenheit vorgestellt wurde, ohne daß sie ihre Lippen mit etwas anderm als gefärbtem Wasser benezt hatten. Jetzt ist alles anders; Hühner von Fleisch und Wein dampfen auf den Tellern, die Pasteten sind ächt und der Champagner ist es nicht weniger. Ein Staatsbankett auf der Bühne ist also kein Spas für die Directoren, wenn die Künstler so ernsthaft dabei essen und trinken, wie es der bekannte Lepeintre der jüngere zu thun pflegt. Bei den verschiedenen Aufführungen des Stückes: „eine Nacht im Serail“ hat der erwähnte Künstler nach Angabe des Inspizien-

ten für 30 Zhr. Chocolate &c. verzehrt. Der Inspizient verlangte die Bezahlung dieser Summe von dem Director, der sich dessen weigerte und deshalb vor das Handelsgericht gefordert wurde, welches ihn zur Bezahlung auch wirklich verurtheilte.

(Herr Thiers.) Der ehemalige Conseilpräsident Thiers, der im vorigen Herbst beinahe einen europäischen Krieg entzündete, das Geschrei der Franzosen nach dem Rheine weckte, in diesem Augenblicke aber Deutschland bereiset, wird von der bekannten Gräfin Blessington in folgender Weise geschildert: Thiers ist ein höchst merkwürdiger, lebendiger, unruhiger und beobachtender Mann. Nichts entgeht ihm und aus jeder seiner Bemerkungen spricht ein durchbringender und sicherer Verstand. Ich finde das größte Vergnügen an seiner Unterhaltung, die, frei von jeder pretentiösen Seltsamkeit, dennoch höchst originell ist und den tiefsten Eindruck macht. Mignet, sein unzertrennlicher Freund, hat die größte Aehnlichkeit mit Byron. Thiers scheint berufen zu sein, auf seine Zeitgenossen einzuwirken; er ist ein wahrer Prometheus, dessen schöpferischer Verstand Leben und Bewegung um sich her verbreitet. Seine Augen befeigen, obgleich von einer Brille verdeckt, einen ganz ungewöhnlichen Glanz und seine bewegliche Physiognomie folgt seinen raschen Worten in allen ihren Wechsell. Wenn ich meine Gedanken von den beiden Männern kurz aussprechen soll, so ist es die, daß Mignet ganz dazu geeignet ist, die Geschichte einer von Thiers gemachten Revolution zu schreiben. Thiers ist, namentlich bei der Reizbarkeit der französischen Nation, eine brennende Fackel neben einem Pulverhaufen.

(Berlin, von einem Engländer geschildert.) Bekanntlich schrieb schon Voltaire an Madame Denis: „Berlin ist ein Klein-Paris; es giebt da Medisance, Schriftstellereifersuchten und sogar Broschüren;“ Chorly, ein bekannter englischer Componist, der im vorigen Jahre Deutschland besuchte, sagt in der Beschreibung seiner Reise: „Wer in Berlin eine Reihe von Besuchen macht, unternimmt einen Tanz auf Eiern. Bei jedem Schritte kann man eines zertreten und einen Schmutzleck machen. Wenn ich die freundliche Aufnahme rühmte, welche ich in dem oder jenem Hause gefunden hatte, antwortete man mir: „was? Sie haben diese Leute besucht? Sie sind die langweiligsten Menschen in der ganzen Stadt.“ Erkundigte ich mich nach der Frau von Arnim, die durch ihre Correspondenz mit Goethe berühmt geworden ist, so hieß es: „ah, die Verfasserin des Briefwechsels eines Kindes!“ Und man nannte mir das Alter des Kindes bis auf Tag und Stunde. Suchte ich die Partituren von „Nurmahal“ und „Agnes von Hohenstaufen“, so wollte man wissen, Spontini sei nicht der eigentliche Componist der „Vestalin“, und wurde von Mendelssohn gesprochen, so gestand man zu, „er habe als Kind wunderbare Anlagen verrathen.“

(Eine Amerikanerin über die Stimme der deutschen Frauen.) Die bekannte amerikanische Schriftstellerin,



Mrs Sedgwick, die Deutschland kürzlich besuchte und beschrieb, sagt in ihrem Buche: „habe ich Sie noch nicht auf den lieblichen Klang der Stimme der deutschen Frauen aufmerksam gemacht? Von der hochgebildeten Schauspielerin bis zu dem Kammermädchen herab ist es ein musikalischer Genuss, sie zu hören. Liegt es in der Atmosphäre oder ist es der Hauch des ruhigen Temperamentes? Ich glaube das Letztere, da, als ich vor einem Augenblicke mein Dintenfaß umwarf und das Mädchen rief, dieses bei dem Anblicke des Unfalls die Hände zusammenschlug, lächelte und in einem stottergleichen Tone ein langgedehntes „Gott!“ ausrief.“

(Das Gras in den indischen Dschungeln.) Der größere Theil ist mit Dschungel-Gras bedeckt und man wird es kaum glauben, daß manche Stengel desselben die ungeheure Höhe von fünf und zwanzig Fuß erreichen. Hätte ich es nicht selbst gesehen, ich würde es nie geglaubt haben; ich kann aber die Wahrheit versichern, da auf einer Tigerjagd, während ich in dem Howdah auf einem sehr großen Elephanten stand, das Gras noch viele Fuß über meinen Kopf hinausragte. Ein ganzer Zug von dreißig Elephanten, viermal so viel Dienern und mehreren Pferden, die alle dicht hinter einander folgten, wurde bisweilen von diesem Grase so verdeckt, daß Eines das Andere nicht sehen konnte.

### Generalcorrespondenz.

In dem Jahre 1809 oder 1810 machte eine junge Sängerin, Mlle. Landié, in Paris großes Aufsehen. Sie war erst siebenzehn Jahre alt, eine glänzende Laufbahn eröffnete sich vor ihr, aber sie hatte die gefährliche Ehre, die Blicke und die Huldigungen eines Bruders des Kaisers auf sich zu ziehen, der die heftigste Liebe für sie faßte. Napoleon, der mit seinem Bruder Absichten hatte, die durch diese Liebenschaft gefährdet werden konnten, ließ das Engagement der jungen Künstlerin cassiren und zwang sie, Paris zu verlassen. Seit dieser Zeit vegetierte sie so hin und ihre Armuth wurde um so größer, je höher ihr Alter stieg. Schon vor einem Jahre erschien sie vor dem Polizeigerichte in Paris, wegen Bettelerei und Obdachlosigkeit und sie wurde nur in Folge der Vermittelung eines Marquis freigesprochen, der sie in der Zeit ihres Glanzes gekannt hatte. In den letzten Tagen stand sie wieder wegen Bettelens vor Gericht und wurde trotz mancher Verwendung zu vierzehntägiger Haft verurtheilt. —

Französische Blätter erzählen, der Herzog von Modena habe Rossini 17,000 Fres. geboten und ihn ersucht, dafür eine einactige Oper für die Einweihung des neuen Theaters zu schreiben; Rossini aber habe das Gesuch abgelehnt. —

In München ist ein Gemälde von Rubens, zwei Satyrn vorstellend, gestohlen worden. Es war wenigstens 30,000 Gulden werth. —

Die gewöhnlich so friedliche Stadt Florenz ist der Schauplatz eines schauerhaften Ereignisses gewesen. Der Fürst Corsini hatte in seinem Dienste einen Neger, Zamor, der sich zu dem mohamedanischen Glauben bekannte und Maria Runciata Goldoni, eine eifrige Katholikin, liebte. Der Neger hatte sich in dem Dienste eines reichen Herrn ein kleines Vermögen erspart und die Kellern des Mädchens willigten ein, ihm ihre Tochter zur Ehe zu geben. Das einzige Hinderniß war die Religion und alle Bemühungen, den Neger zu bekehren, blieben vergeblich. Eines Freitags endlich lud der Vater Marias Zamor zu einem Gastmahle ein, dem die ganze Familie beizuhohnte. Das Mahl war ein sehr heiteres; Zamor aß von einem Gerichte Fleisch mit Reis, dann bot ihm Maria Wein an, welchen er mit Verachtung zurückwies. Da sagte das junge Mädchen lächelnd zu ihm: „Du bist ja kein Mohamedaner mehr, denn Du hast eben Schweinefleisch gegessen.“ Diese Worte machten den Neger wüthend. Er ergriff das erste beste Messer und stieß es seiner Geliebten in die Brust. Die Kellern wollten ihrer Tochter zu Hilfe eilen, Zamor aber fiel über den Vater her und stieß ihn nieder, dann auch die Mutter. Der Sohn, welcher die Letztere kräftig vertheidigte, schrie laut um Hilfe, aber ehe dieselbe erschien, schwamm auch er in seinem Blute. Endlich kamen zwei Carabiniers in das Haus; Zamor aber ergriff ein Gewehr, das unglücklicher Weise geladen in der Nähe hing, und schoss einen der Carabiniers nieder, der andere Soldat brauchte darauf seine Waffe ebenfalls und der wüthende Neger sank unter seiner Kugel. Die Justiz konnte sonach nichts thun, als die sechs Leichen beerdigen lassen. —

Maria Capelle steht wegen des berühmten Diamantenprocesses nochmals vor Gericht und es dürfte deshalb Zeit sein, genau anzugeben, wie groß jener Diamantendiebstahl war. Es befanden sich in dem Kästchen, das die Angeklagte entwendet haben soll: 122 Diamanten, ein Stern mit Brillanten, ein Stück von einem Schmuck mit einer Perle und Brillanten, eine Rose, zehn andere einzige Schmuckstücke, ein Ring mit Steinen und Brillanten, eine kleine goldene Kette, vier kleine weiße Perlen, die eine Birn bildete, vier weiße Perlen mit zwei goldenen Nadeln, ein blauer Ring mit einer weißen Perle, zwei kleine Kämmen mit Diamanten und vier Doppelnadeln. —

Es wird wieder Sitte, die Hochzeiten mit großer Pracht zu begehen; der Herzog von Artemberg, der seine Tochter mit einem Fürsten Adobrandini Borghese vermählt, läßt auf dem großen grünen Plage vor seinem Schlosse Heberle ein großes Carroussel und Ringeltrennen halten. Außer den 200 silbernen Ringen, auf denen der Tag des Festes eingravirt ist, erhalten die Sieger vier kostbare Preise. Ferner hat er große Preise für die Sieger im Bogenschießen u. ausgelegt und endlich will er den Theilnehmern an diesen Kampfspielein ein prächtolles Festmahl von 450 Bedeckten geben. —



# Allgemeine Moden-Zeitung

N<sup>o</sup> 36.

Der äußerst billige Preis dieser wöchentlichen Zeitschrift, für den Jahrgang zu 104 Quartbogen, mit 64 Kupfern oder etwa 600 Abbildungen der neuesten Pariser, Londoner und Wiener Moden, schnell nach deren Erscheinen, ist 8 Thlr.; mit 116 Kupfern und



1841.

Stahlstichen, die Moden u. als Doppelkupfer: Portraits berühmter Menschen, Abbildungen von neuen Meubles, Fenster-Gardinen, Gartenverzierungen, Equipagen etc. enthaltend, 8 Thlr. Alle Buchhandlungen, Zeitungs-Expeditionen und Postämter nehmen Bestellungen an.

Redakteur: **Dr. A. Diezmann.**

Verlag von **Baumgärtner's Buchhandlung** in Leipzig.

Motto: Von dem Neuen das Neueste; von dem Guten das Beste.

## Der Herr von Maison-Rouge.

(Selbstbiographie.)

(Fortsetzung.)

Die Frau von Real erzählte mir die Jugendgeschichte ihrer Freundin von Launay und sagte dabei unter anderm: „es würde ein Wunder sein, wenn in einer Zeit gleich der unsrigen ein sich selbst überlassenes Mädchen achtundzwanzig Jahr alt werden sollte, ohne einmal geliebt zu haben. So weiß man denn auch, daß das Fräulein den Marquis von Silly, den Bruder einer Freundin aus dem Kloster her, liebte, von dem sie aber nicht so, wie sie es wünschte, wieder geliebt wurde. Sie macht aus ihrer Schwäche durchaus kein Geheimniß und wird Ihnen ihre kleinen Abenteuer wahrscheinlich selbst erzählen.“ Die Frau von Real schien es nach allem zu wünschen, daß ihre Freundin die Langeweile der Bastille durch irgend eine Liebchaft sich vertreibe, und als ich ihr mittheilte, was man von meinen Besuchen bei derselben sagte, rief sie in völliger Aufrichtigkeit:

„Gäbe der Himmel, daß Sie sich wirklich in sie verliebten!“

Ich habe Gelegenheit gehabt, an mir selbst die Bemerkung zu machen, wie sehr die Liebe den Geist öffnet; außer dieser innern Erleuchtung, wenn ich mich so ausdrücken darf, hätten die Nachrichten, welche mir die Frau von Real über den Character meiner Gefangenen gab, mir von großem Nutzen sein können, wenn ich

nicht aus Gutmüthigkeit einen Fehler begangen hätte, der mir einen unerseßlichen Schaden brachte.

Wir hatten in der Bastille auch den Chevalier v. Menil, dessen Unglück selbst seinen Feinden Theilnahme einslöste. Dieser junge Mann hatte sich weder in ein Complot gemischt, noch die Herzogin von Maine gekannt, war aber dennoch eingezogen worden. Ein gewisser Abbé Brigaut, geheimer Agent Cellamares, hatte bei ihm ein Kästchen mit Papieren niedergelegt, welche das ganze Geheimniß enthielten. Als die Verschwörung entdeckt wurde und der Chevalier die Verhaftung des Abbé Brigaut erfuhr, hatte er das Kästchen geöffnet und als er bei den ersten Worten in den Papieren erkannte, daß sein Freund verloren sei, wenn die Polizei diese Papiere entdeckte, dieselben in das Feuer geworfen. Dubois, der im höchsten Grade über den Verlust dieser Papiere aufgebracht war, ließ den Herrn v. Menil verhaften. Man überzeugte sich in seinem Verhöre, daß er von der Verschwörung durchaus nichts wußte, aber man ließ ihn aus Aerger in dem Gefängnisse. Ein Marquis v. Menil, von einer andern Familie, versicherte eines Tages dem Herzog von Orleans, er habe durchaus mit dem Chevalier nichts gemein; „um so schlimmer für Sie,“ antwortete der Prinz; „der Chevalier ist ein sehr achtbarer Mann.“

Das Fräulein von Launay kannte dieses Abenteuer und nahm, ohne den Herrn von Menil jemals gesehen zu haben, an dem Unglücke desselben den innigsten Antheil. Die That des Chevaliers war meinem



Gefühle nach etwas ganz Gewöhnliches, meine Gefangene aber wollte eine außerordentliche Seelengröße darin erkennen.

Eines Morgens erzählte mir der Chevalier, den ich häufig besuchte, ich weiß nicht, welchen Traum, in welchem er das Fräulein von Launay gesehen haben wollte. Er entwarf mir ein Portrait von derselben und fragte mich sodann, ob es der Wirklichkeit nahe komme. Ich berichtete dieses Gespräch dem Fräulein; dieser eraltirte Kopf bemächtigte sich sogleich des unsichtbaren Gegenstandes und schmückte ihn mit so vielen angenommenen Verdiensten aus, daß der Herr v. Menil mit einem Male der vollkommenste Mensch unter der Sonne wurde. Er hatte das seltene Glück zu gefallen, ohne gekannt zu sein; seine Nähe gab Veranlassung an ihn zu denken und ich war gefällig genug, Nachrichten von ihm zu überbringen. Die Seltsamkeit der Umstände war ein Reiz mehr. Das Fräulein mochte von nichts weiter sprechen als von dem Chevalier. Ich mußte, bevor ich zu ihr kam, ihn besuchen, sonst schenkte sie unserm gewöhnlichen Gespräche keine Aufmerksamkeit mehr. Sie fragte mich, ob der Herr von Menil Geist besitze, wie seine Augen aussähen, wie groß er sei, wie er sich ausdrücke. Ich antwortete auf alles dies mit der Aufrichtigkeit eines Mannes, der nicht lügen kann, und doch wollte man finden, daß ich nicht genug erzählte. Als ich über diese Fragen lächelte, bat man mich in einem Tone, der die Furcht anzeigte, mich eifersüchtig zu machen, so große Neugierde zu entschuldigen. Man fühlte, daß man ganz in meiner Hand sei, und um gefällig zu sein, mußte ich die Sache meines Nebenbuhlers fördern. Das Fräulein v. Launay sprach in trefflichen Worten von ihrer Freundschaft für mich; sie wollte mir dadurch wohl andeuten, daß sie keine anderen Gefühle für mich hege. Da ihre Phantasie sich immer mehr erhitzte, so erkannte ich die Unmöglichkeit, dem Strome zu widerstehen. Ich glaubte, wenn ich alles thue, was meine Gefangene wünschte, würde ich mir ihre Zuneigung sichern, ja ich bildete mir ein, es könne wohl ein Tag kommen, an welchem mein Eifer Belohnung fände. Ich begab mich also in das Zimmer des Chevaliers und sagte: „hier ist Papier und ein Bleistift; ich bewillige Ihnen ein Viertelstunde, um an das Fräulein von Launay das zu schreiben, was Sie wollen. Sorgen Sie aber dafür, daß sie Gefallen daran finde.“ Menil ging an das Werk und schrieb ein Duzend Verse als Compliment. Ich trug sie zu meiner Gefangenen.

„Sie wünschen zu wissen,“ sagte ich zu ihr, „ob der Chevalier Geist besitze; hier ist eine Probe; beurtheilen Sie nun selbst.“

Die Verse gefielen dem Fräulein ungemein. Ich gab ihr, was sie brauchte, um antworten zu können, und sie schrieb einen Brief, den ich für tadellos hielt und in welchem sie sagte, ihre Muse sei bei dem Anblicke des Kerkers erschrocken entflohen, wenn er ihr aber erlauben wolle, in Prosa zu schreiben, würde sie Mancherlei zu sagen finden. Menil war um die Antwort nicht verlegen. So entstand ein eifriger Briefwechsel. Wäre ich scharfsichtiger gewesen, so hätte ich wohl eingesehen, an welchem Abgrunde sie standen. Der Chevalier war fünfundzwanzig Jahre alt, heißblütig und wurde überdies durch die Langeweile des Gefängnisses angereizt.

Jeden Morgen übergab ich dem Fräulein v. Launay einen Brief von dem Chevalier und nahm dann eine Antwort an ihn wieder mit zurück. Meine Gefälligkeit gründete sich auf das Vergnügen, mit welchem die Dame die Schwärmerieen ihres Nachbars laß. Ich bildete mir ein, unter Leuten, die einander nie gesehen hätten, könne es nicht weit kommen; aber nach vierzehn Tagen waren sie noch immer unerschöpflich; man war von Versen zur Prosa übergegangen und die Briefe wurden von Tage zu Tage länger. Sie entwarfen Schilderungen von einander und untersuchten ihre Charaktere. Die Flammen griffen auf beiden Seiten um sich, besonders auf der des Fräuleins v. Launay, denn Menil war eigentlich nicht verliebt. In manchen dunkeln Stellen sagten sie einander ausführlich, was ich nicht errathen konnte und sollte.

Man sagt wohl, ich sei ein Thor gewesen, daß ich mir selbst hundert Dolche in das Herz stieß. Was konnte ich thun? Meinen Dienst verweigern? Die Correspondenz unterbrechen? Die Rolle eines Freundes aufgeben und wieder Kerkermeister werden? Ich wäre dadurch in das Nichts zurückgetreten. Wäre mir es möglich gewesen, das Fräulein v. Launay traurig zu sehen, die Ursache davon zu sein und unbeugsam zu bleiben? Ich appellire aber an alle die, welche eine ihnen an Verdienst und Geist überlegene Person geliebt haben; ist nicht das einzige Mittel, sich zu ihr zu erheben, daß, sich ihr ganz hinzugeben? Stellt man sich nicht durch Muth und Opfer endlich derjenigen gleich, deren Herz man nicht zu rühren vermochte? Es blieb mir kein anderer Trost übrig, als meine Gutmüthigkeit, und wenn ich diese aufgab, mußte ich Alles verlieren. Es läßt



sich aber auch, ohne in diese Râsonnements einzugehen, eine einfache Erklärung meines Verhaltens geben: ich liebte das Fräulein von Launay; ich konnte nicht leben ohne sie zu sehen. Zu meinem Besuche bei ihr bedurfte ich aber einen Vorwand, besonders wenn ich gut aufgenommen sein wollte; eine besondere Wahl in meinen Mitteln hatte ich nicht; nachdem sie einmal in den Chevalier verliebt war, konnte ich nichts thun, als ihr behilflich zu sein, wie ich es war.

Der Chevalier beging bald einen Fehler, der ihm bei dem Fräulein schadete. Er wagte zu muthmaßen, daß sie meine Geliebte sei, und schrieb ihr dies in verflochtenen Worten. Ich erwartete einen Ausbruch. Der Zorn des Fräuleins wäre das Signal zu dem meinigen gewesen; aber ein Streit konnte die Correspondenz unterbrechen, was nicht in dem Willen des Fräuleins lag, welche darin eine große Erholung und Erheiterung fand. Sie verzieh die Beleidigung und behandelte sie als Träumerei.

Die Gefangenen sind in ihren Wünschen wie die Kinder. Der arme Menil setzte es sich in den Kopf, seine Nachbarin einmal sehen zu wollen. Man könnte ein Buch schreiben über die Schmeicheleien und Kunstgriffe, die er anwendete, um mich zu dieser Begünstigung zu bewegen. Ich will mich nicht besser zeigen, als ich es wirklich bin; der Verdruß über den Vorzug, den sie ihm gab, hätte mich wohl unbarmherzig gegen ihn machen können; aber ich erkläre hier, daß, wenn das Fräulein von Launay eine Zusammenkunft gewünscht hätte, ich sie ihr nicht würde haben abschlagen können. Der Chevalier glaubte, die Sache würde ganz allein gehen, aber er irrte sich. Das Fräulein meinte, sie könnten, wenn sie einander sähen, alle Illusion zerstören. Es war mir, als lieferten sich hierbei der Eifer des Mannes und das weibliche Zartgefühl einen heftigen Kampf. Endlich nach redlichem Widerstande fügte man sich in die Wünsche des Chevaliers. Es wurde ein Vertrag niedergeschrieben, dessen Bedingungen man streng zu beobachten schwur, als wenn es sich um die Zusammenkunft zweier Monarchen handelte.

Die Personen vom Stande wohnten in dem neuen Gebäude der Bastille, wo die Luft besser war als in den übrigen Theilen der Feste. Das Zimmer des Herrn von Menil befand sich dem des Fräuleins gerade gegenüber. Ich brauchte nur die Thüren zu öffnen und die beiden Liebenden konnten einander sehen. Die Bedingungen bei dieser Zusammenkunft waren folgende:

Das Fräulein von Launay sollte zuerst an ihre

Thüre treten und warten bis dem Chevalier geöffnet worden. Dieser durfte die Schwelle seiner Thüre nicht überschreiten und keinen Schritt auf den Corridor thun. Ich selbst wollte bei dem Chevalier bleiben und ihn am Arme halten. Es sollte kein Wort gesprochen werden und die Zusammenkunft höchstens eine Minute dauern.

An dem bestimmten Tage schickte ich die Leute, die mich bei meinen Besuchen begleiteten, fort und trat in das Zimmer des Fräuleins. Sie hatte die ganze Nacht nicht geschlafen, so sehr war sie durch den Gedanken an diese Zusammenkunft in Aufregung gehalten worden; trotzdem fand ich sie noch schöner als gewöhnlich. Ich führte die Halbbohnmächtige an die erste Thüre und begab mich zu dem Herrn von Menil. Das Uebereinkommen wurde streng beobachtet. Sie blieben etwa eine Minute, sechs Schritte entfernt, einander gegenüber und sahen einander an. Ihre Züge drückten so verschiedene Dinge aus, daß ich nicht Alles errathen konnte, was in ihnen vorging. Ich war vielleicht von uns Dreien am verlegensten. Es war, als zünde ich selbst mein Haus an, um mich in die Luft zu sprengen. Die Minute war für mich ein Jahrhundert. Endlich zog sich das Fräulein zurück und der Chevalier trat in tiefer Bestürzung ebenfalls wieder in sein Zimmer hinein. Ich schloß ihn ein, damit er mit Ruhe über das Geschehene nachdenke, und eilte zu seiner Nachbarin. Sie ließ das Haupt so tief hängen, daß ich das Gesicht nicht sehen konnte, und war so ganz mit ihren Gedanken beschäftigt, daß sie keine meiner Fragen hörte. Sie kam nur zu sich, um ihr Kammermädchen zu rufen und sich auskleiden zu lassen. Sie winkte mir, sie zu verlassen, und sagte, sie sei in ihrem ganzen Leben nicht so ergriffen gewesen wie diesmal.

## 4.

Am nächsten Tage hatte sie ihre Heiterkeit wiedergefunden.

„Ich wußte,“ sagte sie, „daß wir gestern einen dummen Streich machten. Der Chevalier ist jetzt für mich nur ein gewöhnlicher Mensch, kein Heros mehr. Ich sehne mich nicht mehr nach seinen Briefen und habe ihm diesen Morgen nichts geschrieben. Ich fühle, daß Alles nur ein Scherz war. Dahin sind alle meine schönen Träume. Aber der Chevalier soll nicht leiden; geben Sie mir seinen Brief, vielleicht finde ich darin etwas, auf das sich antworten läßt.“

— „Er hat mir heute nichts für Sie gegeben,“ antwortete ich.



„Wie? Er hat keine Zeile geschrieben?“

— „Kein Wort.“

Das Fräulein von Launay lachte laut auf und setzte hinzu: „das nenne ich mir gebrochen. Ich werde den Chevalier nun bald ganz vergessen.“

Sie beichtete, wie sie hatte thun wollen, aber den Chevalier vergaß sie nicht; ich bemerkte bald, daß sie empfindlich darüber war, keinen Brief von ihrem Nachbar zu erhalten. Nach ihrer Beichte brachte ich ihr endlich einen. Der Herr von Menil verlangte eine vollständige Audienz und die Erlaubniß, eine halbe Stunde mit dem Fräulein zu sprechen. Ich überließ die Sache ganz meiner Gefangenen. Sie meinte, ein Besuch würde für sie nicht gefährlich sein und sie könne nun den Chevalier als einen gewöhnlichen Bekannten behandeln. Ich willigte ein, ihn zu ihr zu bringen. Sie empfing uns nach der Sitte der Fürstinnen im Bett, in Nachttoilette. Ich weiß nicht, wie sie in den Augen Chevaliers erschien; ich meiner Seits glaubte nie etwas Reizenderes gesehen zu haben als das Fräulein in diesem Zustande. Ich ließ dem Herrn von Menil den Platz am Bett und unterhielt mich mit dem Kammermädchen, welches den Thee bereitete. Nach einer Viertelstunde waren die Liebenden noch immer bei den ersten Ceremonien. Das Fräulein rief mich lächelnd und sagte: „Wenn Sie uns nicht zu Hilfe kommen, vergeht die Zeit nutzlos. Der Herr Chevalier gleicht dem Ritter Tarquin v. Armorica, der die Welt durchwanderte, um seine Geliebte zu suchen, und, als er sie endlich fand, nicht wußte, was er mit ihr sprechen sollte.“

Wir lachten alle drei. Als ich Theil an dem Gespräch nahm, verschwand das Gezwungene allmählig. Man sprach von gewöhnlichen Dingen und als der Chevalier sich entfernt hatte, waren beide mit dieser zweiten Zusammenkunft so wenig zufrieden als mit der ersten. Sie schrieben einander noch, aber nur aus Gewohnheit. Menil stellte sich noch immer verliebt, wahrscheinlich weil eine Liebesintrigue in der Bastille eine so große Seltenheit ist und er sie nicht gern aufgeben wollte. Er bat um eine neue Unterhaltung und sie wurde ihm bewilliget. Diesmal verließ ich sie nicht, damit der Chevalier nicht wieder in seine erste Rolle verfaüle. Als die Zeit der Trennung kam, ging er verlegen im Zimmer umher; ich sah es, ohne Mißtrauen zu hegen. Er ließ endlich hinter sich ein Briefchen falten; das Kammermädchen bemerkte es und hob das Billet sehr geschickt auf.

Ich las seit lange schon die Briefe nur flüchtig, da ich nur Spitzfindigkeiten und dergleichen fand, die mir kindisch vorkamen. Hätte der Chevalier mich um die Erlaubniß ersucht, eines seiner Briefchen zuzusehen, ich würde es ihm gern erlaubt haben, denn ich war weder neugierig noch ein Tyrann. Daß, was er jetzt that, verdroß mich, ohne daß es mich sehr in Erstaunen setzte. Ich erwartete von dem Fräulein, daß sie selbst mir das Vergehen Menils anzeigen würde. Aber ich hatte falsch gerechnet; sie erwähnte das Papier gar nicht und ich machte bei dieser Gelegenheit die Bemerkung, daß auch die beste Frau Gefallen am Hintergehen findet.

Meine Gefangene schwieg nicht nur, sondern versiel selbst in den Fehler, indem sie ohne mein Vorwissen antwortete, wie ich mich später überzeugte. Die Schwierigkeit gab diesem ihrem neuen Verkehr einen besondern Reiz und von da erst schrieb sich eigentlich die Liebe des Fräuleins von Launay gegen den Herrn von Menil her. Sobald sie ein Mittel ausfindig gemacht hatten, miteinander zu verkehren, wurde ihr Verhältniß zu mir eine Kette von Lügen.

Der Chevalier hörte mit einem Male auf, mit mir von seiner Nachbarin zu sprechen, und das Fräulein stellte sich, als sei sie ganz mit ihren Büchern beschäftigt. Sie trieb die List so weit, daß sie gegen mich sogar über ihre „frühere Liebschaft“ scherzte. Aus Gutmüthigkeit oder Verblendung konnte ich es nicht über mich gewinnen, sie für so undankbar zu halten, daß sie das vergessen haben sollte, was ich für sie gethan, ich hoffte vielmehr, daß sie bald auf andere Gedanken kommen würde.

Sie änderte dagegen ihr Benehmen gegen mich wirklich. Sie wurde kalt und zurückhaltend. Meine Besuche schienen ihr lästig zu sein. Sie ersuchte mich häufig, bald aus diesem bald aus jenem Grunde, sie abzukürzen. Eines Tages endlich empfing sie mich wieder mit der gewöhnlichen Herzlichkeit und endlich lud sie mich ein, Abends bei ihr zu essen. Ich nahm es an, ohne über die Ursachen dieser plötzlichen Veränderung nachzudenken. Ich schickte der Gefangenen einige Stücke Wildpret und den besten Wein aus meinem Keller. Um acht Uhr saßen wir einander gegenüber bei Tische.

Meine Gefangene war nie liebenswürdiger gewesen. „Wenn der Chevalier nur einige Ihrer Eigenschaften gehabt hätte,“ sagte sie nach einiger Zeit, „würde ich ihn mit aller Leidenschaft geliebt haben, aber er ist



miftrauisch, argwöhnisch, ohne Leidenschaft genug zu fühlen, welche seine Aeußerungen rechtfertigen könnte. Ich glaube, er hat mir die Liebe ganz und gar verleidet. Ich bin wieder ruhiger geworden und Sie nehmen nun den ersten Rang in meinem Herzen ein."

Wir tranken auf die Fortdauer dieser glücklichen Stimmung. Der Champagner hatte meine Gefangene ziemlich aufgeregt; wir öffneten das Fenster und ich ersuchte sie, etwas zu singen, denn sie hatte eine vorzügliche Stimme. Sie begann mit der großen Scene, in welcher Iphigenie über ihr trauriges Geschick klagt. Der Herzog von Richelieu befand sich seit Kurzem in der Bastille und wohnte unter uns. Er antwortete auf den Gesang seiner Nachbarin, indem er die Rolle des Drest übernahm, und so fangen sie die ganze Scene durch, die nicht weniger als eine Stunde dauerte. Menil, der alles hören konnte, mußte schrecklich von Eifersucht gequält werden. Das Fräulein schien dies endlich wohl selbst zu fühlen, denn sie hörte mit einem Male auf und bat mich, das Fenster zuzumachen.

Am nächsten Tage hatte sie ihre üble Laune wieder und ihre Vorliebe für die Einsamkeit. Da ich an die seltsamen Launen der Gefangenen gewöhnt war, so schrieb ich die neue Umwandlung der Langeweile zu. Die Aufklärung ließ aber nicht lange auf sich warten. Eines Abends rief mich das Fräulein, als ich über den Hof ging, und fragte, ob ich sie nicht besuche.

Ich folgte der Aufforderung, erwartete aber nicht zu finden, was ich fand. Sie sah ganz bestürzt aus und sprach mit zitternder Stimme: „Herr, Sie sehen mich in Verzweiflung. Sie haben den Herrn v. Menil den Weg nach meinem Zimmer finden lehren. Er hat ihn ohne Sie genommen. Die Kerkermeister haben die Thüren früher als gewöhnlich geschlossen und der Chevalier ist noch hier, — befreien Sie mich von ihm, ich beschwöre Sie.“

Menil, der sich abseits gehalten hatte, trat mit einem Male vor.

„Mein Fräulein,“ antwortete ich, „ich that unrecht daran, dem Herrn den Weg nach ihrem Zimmer zu zeigen; vor dem andern Morgen kann ich ihn aber nicht fortbringen. Die Schlüssel befinden sich bereits bei dem Gouverneur und ich habe nur den zu Ihrem Zimmer. Sie haben mich als Feind behandelt, ertragen Sie nun auch die Folgen.“

„Lassen Sie sich erweichen,“ fiel sie ein; „beurtheilen Sie mich nicht zu streng nach dem Anscheine. Ich

habe kein anderes Mittel, aus der Verlegenheit zu kommen, als Ihre Güte anzusprechen. Der Herr von Menil muß noch diesen Abend von mir fort.“

— „Das ist unmöglich; weiter als ich schon gegangen bin, kann ich meine Gefälligkeit nicht treiben; das Maß ist voll.“

„Ach, ehe Sie mir Ihre Freundschaft entziehen, leisten Sie mir noch diesen einzigen Liebesdienst.“

Das Fräulein von Launay erinnerte mich an einige Beweise der aufopfernden Freundschaft, die ich ihr gegeben. Sie gestand, daß sie sich undankbar und unklug benommen, und äußerte so viel Reue, daß mein Unwille bereits abnahm. Die jämmerliche Figur, welche der Chevalier spielte, vervollständigte meine Rache. Ich hörte indeß die Bitte mit Eiseskälte an und ging fort ohne zu sagen, was ich beabsichtigte. Die Ungewißheit, in welcher sie sich während meiner Abwesenheit befanden, war eine hinreichende Strafe. Nach einer Viertelstunde kam ich mit dem Schlüssel zurück.

Menil begab sich so entmuthiget in seine Wohnung, daß ich um diesen Preis die Gunst der Schönen nicht hätte erringen mögen.

Meine Liebe war so heftig erschüttert worden, daß ich glaubte, sie sei gänzlich vernichtet. Hätte mir das Fräulein selbst gesagt, der Chevalier sei ihr Geliebter, so würde mich dieses Geständniß ohne Zweifel entwaffnet haben; so aber, da ich selbst die Entdeckung machte, daß man meine Nachsicht gemißbraucht und mich hintergangen habe, verringerten sich die Liebe und die Achtung gleichzeitig bis zur Hälfte.

„Ich war ein Narr,“ sagte ich zu mir, „daß ich mich durch Gutmüthigkeit zu solchen Leuten erheben wollte; sie ersparten mir die Mühe, indem sie noch tiefer als zu mir herabstiegen.“

Seit langer Zeit hatte ich den Schlaf verloren; jetzt fand ich ihn plötzlich wieder und ich wette, daß die beiden Liebenden diese Nacht nicht so gut schliefen als ich.

## 5.

Eine Inspectionsreise entfernte mich auf zwei Tage. Sobald ich zurückgekommen war, trat mir der Gouverneur entgegen und suchte wie ein Heide.

„Donnerwetter!“ sagte er zu mir, „ich habe schöne Dinge in Ihrer Abwesenheit entdeckt. Der Chevalier von Menil hat einen Schließer bestochen und stattet ich weiß nicht welchem andern Gefangenen Besuche ab; ich fand ihn selbst außen auf dem Corridor. Ihre



Freundschaft für ihn ist die Ursache dieser Ordnungslässigkeit."

— „Hagel und Wetter!“ antwortete ich, „meine Freundschaft hat ihm das Geld zur Bestechung des Schließers nicht gegeben; wird man ihn übrigens nicht bald freilassen?“

„Das werden wir sehen. Unterdeß habe ich ihn in das Verließ sperren lassen.“

— „Dort bleibe er.“

„Der Schließer wird erschossen, Donnerwetter!“

— „So erschieße man ihn!“

Der Gouverneur beruhigte sich als er sah, daß ich überall seiner Meinung war und setzte nur noch hinzu: „ich warne Sie; ich werde genöthigt sein, alles dies dem Minister zu erzählen, so wie Ihr Verhältniß zu dem Fräulein von Launay.“

(Beschluß folgt.)

### Miscellen.

(Eine Dose für Schaltjahre.) Lablache, der vorzüglichste Bassist in Europa, besitzt eine große Sammlung Tabaksdosen von allen Preisen und allen Formen. Vor einiger Zeit schenkte ihm auch die Königin von England eine Dose, die mit schönen Rubinen besetzt war. Er stand in besonderer Gunst bei der Königin, die ihn ersuchte, er möge sich dieser Tabatière während des Jahres wenigstens einen Tag bedienen. Der Künstler bat um Vergebung, daß er diese Bedingung mit der Dose nicht eingehen könne, alle seine Tage wären bereits besetzt, indem er 365 Tabatièren besitze. „Nun dann,“ erwiderte die Königin, „bedienen sie sich derselben in Schaltjahren.“

(Die Geschwornen.) Eine ziemlich spasshafte Scene kam kürzlich vor den Assisen von Wales vor. Ein gewisser Peyton war des Hochverraths angeklagt. Als ihn der Präsident, wie gewöhnlich, fragte, gestand er sein Verbrechen ein, empfahl sich aber der Gnade und Milde des Gerichtshofes. Die Geschwornen zogen sich zurück, erschienen nach wenigen Augenblicken wieder in dem Gerichtssaale und sprachen ein „Nichtschuldig“ aus. Man kann sich nicht denken, wie groß die Verwunderung des Gerichts und des Publikums war. „Meine Herren Geschwornen,“ redete sie der Präsident an, „haben Sie nicht das eigene Geständniß des Angeklagten gehört? Er erklärt sich selbst für schuldig, Sie aber nennen ihn unschuldig? — „Herr Präsident,“ antwortete der Obmann der Geschwornen, „wir kennen Peyton von Kindheit an; er ist der größte Lügner im ganzen Kirchspiele.“

(Die Moden vor 70 Jahren.) Ein französisches Blatt sagt: wir finden zufällig die ausführliche Beschreibung einer eleganten Toilette aus dem Jahre 1776; man höre: die Frau von . . . erschien (November 1776) in der Oper in einem Kleide von

erstiktem Seufzer, das mit überflüssigem Bedauern ausgeputzt war, in Schuhen von Königinhaar, mit eingestickten heimtückischen Stößen von Diamanten und Smaragden und eingefast mit dauernden Gefinnungen, ferner in einem Häubchen von sicherer Eroberung, mit flatterhaften Federn und niedergeschlagenen Augenschildern garnirt; auf den Achseln befand sich eine Kage von der Farbe Neugekommener und hinten eine Medici mit einer Verzweiflung von Dyal; der Ruff war von augenblicklicher Aufregung.“ Die Leserinnen werden dieses Costüm sicherlich sehr lächerlich, diese Ausdrücke sehr seltsam finden, darüber lachen; aber was wird man 1900 von den jetzigen Moden sagen? Die Sucht, die Stoffe mit einem seltsamen Namen zu bezeichnen, ist schon sehr alt. Man muß ein gutes Gedächtniß haben, um sich der Zeit erinnern zu können, in welcher man ein zartes Grau „erschrockene Maus“, ein dunkleres Grau „auf Verbrechen sinnende Spinne“, ein grünliches Grau „verliebte Kröte“, und ein blasses Braun „Floh im Wochenbette“ nannte. Wenn man kein albern-komisches Wort finden konnte, so nahm man seine Zuflucht (wie es heute noch geschieht) zu irgend einem Ereignisse, einem modischen Romane. So trugen sonst alle Damen Trocadero-Bänder, schottische Zeuge à la Weiße Dame ic. Dann wurde man idyllisch; man erdachte das Rosenaschengrau, das Nilwassergrün; man ersand „Warschaulammen“ und gab einem aus Schwarz und Weiß gemischten Zeuge den Namen „Abdel-Kader-Bart“.

(Der einzige Zuschauer im Theater.) Eines Abends war zur Zeit des Anfangs der Vorstellung das Theater Odeon in Paris völlig leer; es war kein einziger Zuschauer gekommen, obgleich „Zaire“ und „der Geizige“ auf dem Zettel standen. Die Direction entschloß sich natürlich, gar nicht spielen zu lassen, und dieser Entschluß war eben gefaßt als ein Zuschauer ankam, der sich im Parterre niederließ. Bald darauf flog der Vorhang in die Höhe, der Regisseur trat vor und sagte zu dem einzigen Anwesenden: „mein Herr, eben als Sie eintraten, wollten wir das Haus schließen lassen. Sie sehen, daß Sie allein da sind; für einen einzigen Zuschauer können wir aber keine Vorstellung geben.“

„Das thut mir leid,“ antwortete der Herr; „ich bin aus St. Germain en Laye bloß in der Absicht hergekommen, um Zaire zu sehen; Sie haben Zettel angeschlagen und das Haus stand offen; ich habe mein Billet an Ihrer Cassé bezahlt und verlange, daß die Vorstellung Statt finde. Es ist dies mein Recht und ich werde es zu wahren wissen. Besprechen Sie sich mit dem Polizeicommissar, aber wenn er mir auch Unrecht geben sollte, so werde ich mich nicht dabei beruhigen, sondern mein Recht bei allen Behörden suchen.“

Der Commissar legte seine Schärpe um und erklärte, der Herr habe Recht, es müsse gespielt werden. Das Trauerspiel begann also. Man kann sich denken, daß die Schauspieler während waren. Einer besonders spielte aus Verdruß seine Rolle ganz verkehrt. Da zog der Zuschauer ganz ruhig einen Schlüssel aus der Tasche und rief den Sünder mit einem kräftigen Pfliffe zur



Ordnung. So wurde das Stück bis zu Ende gespielt; die Schauspieler vergaßen sich bisweilen, übersprangen ganze Scenen und machten Späße; der Zuschauer hatte immer den Schlüssel zur Hand, ließ nichts Ungehöriges ungerügt passieren und übte so streng das Recht, das er an der Casse mit erkaufte hatte.

„Vielleicht geht er nun und wir brauchen das Lustspiel nicht aufzuführen,“ meinten die Künstler, welche in dem „Geizigen“ auftreten sollten.

Der unbeugsame Zuschauer ging nach dem ersten Stücke eine kurze Zeit hinaus, nahm aber eine Contremarke und kam bald zurück. Er wollte sich nichts entziehen lassen und die Schauspieler mußten sich also ankleiden.

Als der Vorhang aufging, als Valère und Elise erschienen, bemerkte der Zuschauer ihr Zögern, stand auf und sagte: „ich war nur gekommen, um Zaire zu sehen; da Sie mich aber eben hicanirt haben und mich nöthigen wollten, mein Geld wieder zu nehmen, so bleibe ich und Sie werden das Lustspiel aufführen, wie Sie das Trauerspiel aufgeführt haben.“

Bei diesen Worten erschien der Polizeicommissar und sagte zu dem Zuschauer: „mein Herr, Sie haben das Stück gestört, indem Sie die auf der Bühne befindlichen Künstler laut anredeten, und ich befehle Ihnen, das Haus zu verlassen.“

„Aber,“ entgegnete der Zuschauer, „ich habe doch höchstens nur mich selbst gestört, da außer mir Niemand zugegen ist.“

— „Wohl möglich,“ antwortete der Commissar; „aber Sie haben so eben Ihr Recht gegen das Theater streng geübt, ich thue jetzt dasselbe gegen Sie. Sie haben das Stück unterbrochen und deshalb müssen Sie nach den polizeilichen Bestimmungen aus dem Hause gebracht werden. Gehen Sie gutwillig, wenn Sie nicht wollen, daß ich die bewaffnete Macht zu Hilfe rufe.“

Dagegen ließ sich nichts sagen. Das Lustspiel wurde nicht aufgeführt und so siegte das Publicum und das Theater in diesem merkwürdigen Kampfe, in welchem das Odeon „Zaire“ vor einem einzigen Zuschauer spielte.

(Eine neue und zwar gefährliche Mode.) Man hat in der großen Oper in Paris die Bemerkung gemacht, daß die ersten lionnes (Edwinnen — Stugerinnen) eine neue Mode angenommen haben. Diese Damen tragen nämlich, in dem Busen halb versteckt, einen Dolch, von dem man aber nur den goldenen, prächtig ciselirten und mit Edelsteinen besetzten Griff sieht. Bedrohet dieser Dolch die Ungetreuen oder die Kühnen? Soll er die Unbeständigkeit bestrafen oder die Tugend vertheidigen? Das wird man wohl bald vernehmen, denn gewiß hört man in Kurzem von irgend einem romanhaften und schrecklichen Drama, das dieser schützende Schmuck zur Entwicklung brachte.

(Dichter und Gelehrte bei ihren Arbeiten.) Voltaire hatte, als er in Ferney seine Tragödie „Catalina“ schrieb, um sich mehr zu begeistern, eine Loge angelegt und declamirte seine Verse in diesem Aufzuge unter heftigen Geberden in den Alleen des Gartens. Der Gärtner wagte darüber zu lachen und

wurde deshalb sofort aus dem Dienste entlassen. Am andern Tage verwendeten sich mehrere für den Armen, aber der Herr von Ferney blieb unerbittlich; er setzte ihm einen Jahresgehalt aus, in den Dienst aber, sagte er, könne er einen Mann nicht wieder nehmen, der dem Cicero in das Gesicht gelacht habe.

Die Frau von Stael konnte keinen Gedanken finden, wenn sie nicht einen kleinen Zweig oder ein Kügelchen von Brodrume schnell zwischen den Fingern umher drehete.

Der berühmte Verfasser der *Mécanique céleste*, Laplace, spielte fortwährend mit einem Zwirnwickel. Sein gewaltiger Verstand würde ihm die Dienste versagt haben, hätte er diesen Wickel nicht gehabt.

Diderot glich, wenn er arbeitete, einem Wahnsinnigen; er rannte herum, gesticulirte und schwigte; namentlich spielte seine Perrücke eine große Rolle; er warf sie empor, hob sie auf, setzte sie auf und warf sie wieder weg; dabei schrie er gewaltig und geberdete sich wie ein Wahnsinniger. Einmal fand ihn ein Freund ganz in Thränen. „Mein Gott,“ sagte er, „was ist Ihnen? Sie erschrecken mich.“ — „Ich weine über ein Märchen, das ich eben schreibe.“ — Picard schrieb seine Lustspiele im Bette und Etienne trieb die Seltsamkeit noch weiter. Wenn er fühlte, daß die Gedanken ihm zuströmten, eilte er schnell nach Hause, schickte Frau, Kinder und Diensteute fort, verschloß die Thüren, Fenster und Fensterladen, und wenn er so die vollkommenste Stille, die tiefste Finsterniß erlangt hatte, legte er sich in das Bett und machte Verse. Die seltsamste Organisation vielleicht hatte Lesage, der Verfasser des „Gilblas.“ Seine Geisteskräfte richteten sich nach der Sonne. In dem Dunkel waren sie gleichsam erstarrt und sie erwachten mit dem Gestirn des Tages; sie stiegen allmählig in dem Maße, wie die Sonne sich erhob; eben so nahmen sie dann wieder ab und verschwanden ganz. Eine Merkwürdigkeit ist auch Jouy; während er das trefflichste Gedächtniß für die Werke anderer hat, entgeht es ihm bei den seinigen ganz. Er weiß alle französischen Dichter auswendig und seine eigenen Verse vergißt er, wie er sie gemacht hat. So sang einmal Chazet vor ihm ein Lied von 18 Couplets, das Jouy selbst gedichtet hatte und nicht mehr kannte. Er rühmte jeden Vers, als wären sie nicht von ihm, bis man ihm endlich sagte: „wissen Sie denn nicht, daß das reizende Liedchen von Ihnen selbst ist?“

(Militärische Beredsamkeit.) Man kennt so viele Beispiele von ergreifenden, großartigen Anreden von Feldherren an ihre Truppen; weniger bekannt sind die lächerlichen Versuche in der militärischen Beredsamkeit. So redete ein General seine Truppen an: „im Namen meines durchlauchtigsten Souverains, Sr. Maj. des Kaisers der Franzosen, Königs von Italien und Protector des Rheinbundes, habe ich Euch, Offiziere und Soldaten, vorzuschreiben, daß ein jeder von Euch seine Pflicht thue.“ — Ein anderer noch servilerer General sagte zu seinen Soldaten: „Kraft der Befehle Sr. Excellenz des Reichsmarschalls, Commandanten des vierten Armee-corps, werdet Ihr, Soldaten, zum Siege eilen.“



### Generalcorrespondenz.

In Orleans ist der bekannte Componist Hippolyt Monpou gestorben. Er war erst 37 Jahre alt. —

Die Regierung von Neapel hat den Beschluß gefaßt, neue Ausgrabungen in großem Maßstabe in Herculaneum und der Umgegend dieser alten Stadt vornehmen zu lassen. Sie hat deshalb bereits mehrere Grundstücke daselbst angekauft. —

Ein ebenso rührender als außerordentlicher Vorfall ereignete sich vor einigen Tagen in einem Saale des Hospitals zu Nevers und bewies, mit welcher Macht das Gefühl der ehelichen Liebe und der übergroße Schmerz auf ein weibliches Herz zu wirken vermögen. Paris, ein Tischler, und seine junge Frau lebten glücklich von dem Ertrage ihrer Arbeit, bis plötzlich eine langwierige und schmerzhaftes Krankheit, die in ihrem Gefolge Entbehrungen und Noth brachte, das Glück völlig zerstörte. Paris wurde von einem unheilbaren Uebel befallen; seine junge Frau, die Tag und Nacht an seinem Bette wachte, erkrankte endlich, erschöpft von Anstrengung und Entbehrung, ebenfalls; ihre geringen Ersparnisse waren längst erschöpft und man brachte beide in das Hospital zu Nevers. Die Pflege, welche sie daselbst fanden, sowie ein Strahl von Hoffnung stärkten die Kräfte der jungen Frau bald und nach einigen Tagen war sie so weit wiederhergestellt, daß sie ohne Gefahr aus dem Hospitale hätte entlassen werden können. Man wollte dies aber nicht thun; man hatte nicht die Macht, sie von ihrem Manne zu trennen, den sie unausgesetzt mit bewundernswürdiger Aufopferung pflegte und mit dem süßesten Troste aufzurichten suchte. Der Zustand des Kranken verschlimmerte sich indes immer mehr und mehr und eines Tages erkannte endlich die junge Frau mit Schrecken, als sie sich über das von der Krankheit abgekehrte Gesicht beugte und krampfhaft eine durch die Nähe des Todes bereits erkaltete Hand drückte, daß sie bald keinen Gatten mehr haben würde. Schon begannen die Sterbegebete für ihn; die barmherzigen Schwestern, jene frommen Frauen, die so viel menschliches Elend aufnehmen, wurden durch einen so großen Schmerz bis zu Thränen gerührt und ersuchten sie, das Bett des Sterbenden zu verlassen, aber die Unglückliche beschwor sie auf den Knien ihr zu erlauben, den letzten Seufzer ihres Gatten zu empfangen. Endlich gab sie nach; man führte sie in ein anstoßendes Zimmer; aber in demselben Augenblicke sah man sie erblaffen und zusammensinken; ein leises Stöhnen wand sich aus ihrem Busen und ehe man ihr beizustehen versuchen konnte, hielt die barmherzige Schwester, welche sie führte, eine Leiche in den Armen. Der Schmerz hatte die Arme getödtet. Und genau in demselben Augenblicke gab ihr Gatte den Geist auf. Am nächsten Tage nahm ein Grab das junge Paar auf. —

Eine englische Familie, die in der Nähe von Florenz wohnt, ist durch ein schreckliches Ereigniß plötzlich in die tiefste Trauer versetzt worden. Die beiden Söhne des Lords Abborough, von denen der eine 23, der andere 18 Jahre alt war, hatten sich bei

einem Besuche in der Stadt veruneinigt. Nachdem der Streit beigelegt zu sein schien, gingen beide mit einander auf die Jagd. Da mit einem Male und in dem Augenblicke, als ein Rebhuhn in Schußweite aufflog, legte der jüngste auf seinen Bruder an und schoß. Dieser erste Mordversuch hatte jedoch keinen Erfolg, weil das Gewehr versagte, der Brudermörder zog aber unter seinem Rocke ein Pistol hervor und schoß es in der größten Nähe auf seinen Bruder ab, dem die Kugel durch den Hals ging, und er sank zu Boden. Der Mörder wurde von Landleuten in der Nähe festgehalten, machte sich aber aus den Händen derselben frei, ergriff ein zweites Pistol und jagte sich selbst eine Kugel durch den Kopf. —

In Baden-Baden trat, wie der Temps erzählt, kürzlich ein italienischer Sänger auf, dessen Stimme Aehnlichkeit mit der Tamburinis hatte und der den größten Beifall unter der glänzenden Versammlung fand. Mit einem Male flüsterte eine junge sehr hochgestellte Dame ihrer Nachbarin einige Worte zu; man plauderte, man erkundigte sich, man lachte und eine pikante Neugier schien sich still unter der ganzen Gesellschaft zu verbreiten. Das Geheimniß erregte die Neugierde noch mehr und endlich erfuhr man, daß der Sänger — ein italienischer Priester sei, noch vor Kurzem in Florenz die Messe gelesen habe, aber heimlich entwichen sei, um von seiner schönen Stimme den bestmöglichen Gebrauch zu machen. —

Ein alter sicilianischer Edelmann zur Zeit Ludwigs XIV. nannte Paris „ein großes Wirthshaus“; das gilt noch jetzt. Man zählt in Paris acht hundert Kaffeehäuser, zwei tausend Speisewirthschaften, worin häufig der Luxus mit Spiegeln, Kronleuchtern, Vergoldungen &c. auf das Aeußerste getrieben ist, wo man die flinkste Bedienung von hundert Dienern findet und beliebige Auswahl unter einer Anzahl von Gerichten hat. An Bier- und Weinstuben, an Tabagien und Rauchzimmern, so wie an Besuchern in denselben fehlt es ebenfalls nicht. Der öffentlichen Vergnügungs- und Belustigungsorter innerhalb Paris giebt es fünf hundert und die Zahl der Kneipen, Tanzböden, Trinkgärten &c. vor den 52 Barrieren ist unermesslich. Etwa 30,000 Personen besuchen regelmäßig jeden Abend die Schauspielhäuser; fünf öffentliche Bibliotheken und 250 Lesecabinette sind stets mit Studirenden und Lesern angefüllt. Gute Tanzlehrer giebt es ungefähr eben so viel als gute Lehrer der Mathematik und die Stadt verwendet auf Feste dreimal so viel als auf die Kirchen. —

Die Arbeiter haben die letzte Hand an den Palast gelegt, welchen Herr Hoppe in Paris erbaute. Dieser Palast ist noch größer als der Louvre. Gegen Norden stößt er an die Straße St. Dominique Saint Germain, gegen Mittag an die Straße Grenelle und gegen Abend an die Straße Austerlitz. In ganz Paris befindet sich kein Haus, das mit ihm zu vergleichen wäre. Man will wissen, daß Herr Hoppe auf diesen Bau und die innere Ausschmückung 15 Millionen Francs (gegen 4 Mill. Thaler) verwendet habe.



# Allgemeine Moden-Zeitung

N<sup>o</sup> 37.



1841.

Der äußerst billige Preis dieser wöchentlichen Zeitschrift, für den Jahrgang zu 104 Quartbogen, mit 64 Kupfern oder eiren 600 Abbildungen der neuesten Pariser, Londoner und Wiener Moden, schnell nach deren Erscheinen, ist 6 Thlr.; mit 116 Kupfern und

Stahlfischen, die Moden u. als Doppelkupfer: Portraits berühmter Menschen, Abbildungen von neuen Meubles, Fenster-Gardinen, Gartenverzierungen, Equipagen etc. enthaltend, 8 Thlr. Alle Buchhandlungen, Zeitungserpeditionen und Postämter nehmen Bestellungen an.

Redakteur: **Dr. A. Diezmann.**

Berlag von **Baumgärtner's Buchhandlung** in Leipzig.

Motto: Von dem Neuen das Neueste; von dem Guten das Beste.

## Der Herr von Maison-Rouge.

(Selbstbiographie.)

(Schluß.)

„Das Fräulein von Launay fühlte es recht wohl, wie unrecht sie mir gethan hatte. Eines Tages kam sie mir selbst mit diesem Geständnisse entgegen. „Ich fühle,“ sagte sie, „daß ich Ihre Freundschaft nicht mehr verdiene. Um Sie zu rächen, werde ich Ihnen Alles gestehen. Als Sie mich mit dem Herrn von Menil bekannt machten, glaubte ich nur eine Unterhaltung zu finden. Dann hielt mich die Gewohnheit an dem fest, was nur Spiel und Scherz gewesen war. Der Chevalier bemächtigte sich meiner Gedanken und meines Herzens. Die Gleichförmigkeit unseres Unglückes und der pikante Reiz unserer Correspondenz verleiteten mich. Er auch war es, der das Mittel fand, ohne Ihr Vorwissen, zu mir zu gelangen. Hier in diesem traurigen Aufenthalte ist ein Weib nicht so stark wie in ihrer Freiheit; ich vermochte, zwischen der Langeweile und der Liebe, die meine einzige Beschäftigung war, nicht zu widerstehen. Das Schweigen war ein Verrath an Ihnen, ich fühlte es wohl, aber ich hatte auch nicht den Muth zu sprechen. Menil ist eifersüchtig; ich mußte ihm meine Vorliebe für Sie opfern. Jetzt hat sich alles geändert, da er selbst an Ihren Edelmuth sich wenden mußte, und ich hoffe, daß Sie meine Reue nicht verschmähen. Uebrigens liebt mich Menil wirklich und hat redliche Absichten. Hier ist ein Brief von

ihm, dessen Inhalt wohl für ein Eheversprechen gelten kann. Ich habe aber nicht die Absicht, davon Gebrauch zu machen. Vergift mich der Chevalier draußen, so werde ich ihn nicht auffordern mich zu heirathen. Sie dagegen mögen ein Weib finden, das besser ist als ich und das Sie liebt, wie Sie es verdienen.“

Dieses Geständniß führte das frühere vertraute Verhältniß zwischen uns wieder herbei und, um das Fräulein zu beruhigen, beschloß ich den Chevalier in dem Kerker zu besuchen und ihn ein Briefchen an seine Geliebte schreiben zu lassen. Bald darauf erhielten alle die in die Verschwörung verwickelt gewesenen Gefangenen die Erlaubniß einander zu besuchen. Bei dem Fräulein war fast täglich große Gesellschaft, was mich veranlaßte, meine Besuche bei ihr einzustellen. Ich sah wohl, daß die Liebenden meine Abwesenheit nicht einmal bemerkten.

Eines Tages kam mir Menil vor Freude hüpfend entgegen und erzählte mir, daß er seine Freiheit erhalten habe. Er eilte, ohne nach irgend weiter etwas zu fragen, aus der Bastille hinaus. Ich ging zu dem Fräulein hinauf; sie stand am Fenster und weinte. Um ihr Unglück voll zu machen, wurde ihr die Erlaubniß wieder genommen, ihre Freunde, zu sehen. Alles schien sich zu ihrem Unglücke zu wenden. Der Chevalier schrieb mir und trug mir so kalte Grüße an seine Geliebte auf, daß ich nicht wagte, sie ihr zu überbringen, um ihren schon an sich so bitteren Schmerz nicht noch zu verdoppeln. An der Treue ihres Ritters zweifelte



sie nicht im mindesten. Aber die Täuschung sollte nicht lange währen. Er schickte mir Briefe, die ich getreulich abgab, deren Ton aber seine Untreue verrieth. Sie meinte, wenn sie frei wäre, würde er ihr seine Schwüre halten. Ich konnte ihren Schmerz nicht mit ansehen und begab mich zu dem Minister, um ihn um die Freilassung des Fräuleins zu bitten.

„Wir wissen recht wohl,“ antwortete er lächelnd, „daß Sie in Ihre Gefangene verliebt sind. Gedulbigen Sie sich aber noch ein wenig; das Fräulein wird bald freigelassen werden. Lassen Sie sich immer mit ihr in der Kapelle der Basille trauen.“

— „Glauben Sie nicht,“ entgegnete ich, „daß man den Leuten ohne einen selbstsüchtigen Zweck wohlwollen kann? Ich habe keine geheime Absicht bei meinem Schritte, Herr Minister. Ich fühle Freundschaft für das Fräulein; ihr Kummer und ihre Gefangenschaft thun mir weh. Sie sind immer so freundlich gegen mich gewesen; bewilligen Sie mir jetzt die Freiheit der Dame. Suchen Sie nicht nach einem versteckten Zwecke; wenn ich rede, so rede ich was ich denke.“

„Sie verschweigen aber doch etwas; Sie sind seit einem Jahre verliebt, haben aber einen bevorzugten Nebenbuhler. Ich bin nicht besorgt geworden, weil ich Ihre unerschütterliche Pflichttreue kenne.“

— „Ich habe meine Pflichten nicht ganz erfüllt, dem Fräulein Gefälligkeiten erwiesen, die Sie vielleicht tadeln würden; ich werde diese Gefälligkeiten nicht einstellen. Bewilligen Sie mir ihre Freiheit oder entfernen Sie mich von meinem Amte.“

„Einen Diener gleich Ihnen entfernt man nicht aus seinem Amte. Ihre Liebenschaft interessiert mich; lassen Sie mich Ihnen als Freund rathen. Lassen Sie das Fräulein den Chevalier vergessen; behalten Sie die Dame noch einige Zeit; machen Sie ihr den Hof in ihrem Gefängnisse; sie ist ein Weib und mit Geduld und Gewandtheit werden Sie doch endlich die Liebe derselben gewinnen.“

— „So sehe ich die Sache nicht an. Sie liebt den Herrn von Menil; ich süge mich. Sie weint, ich möchte sie trösten; sie sehnt sich nach der Freiheit und ich bitte Sie um dieselbe.“

„Nun, es ist dies auch eine Art, ein weibliches Herz zu gewinnen. Wenn Ihre Schöne nicht undankbar ist, wird sie die Ihrige werden. Ich werde heute Abend mit dem Regenten sprechen und dafür sorgen, daß das Fräulein die Freilassung durch Sie erfährt.“

Den andern Tag brachte ein Bote des Ministers

den Befehl zur Freilassung des Fräuleins und ich eilte zu meiner Gefangenen.

„Da,“ sagte ich, indem ich ihr das Papier reichte, „Sie sind frei. Dies ist der letzte Augenblick meiner Freude; gehen Sie und seien Sie glücklich. Ich habe endlich diese Gnade erhalten. Sie sind mir entrissen; kein Schmerz kann dem meinigen gleichen.“

Das Fräulein von Launay sah mich mit Rührung an.

„Und Sie freuen sich nicht?“ fragte ich. „Der so lange ersehnte Augenblick ist endlich gekommen und Sie bleiben so ruhig?“

— „Es wird morgen Zeit zur Freude sein, wenn die Freiheit mir Vortheil bringt. Wer weiß, was mich erwartet. Ich verliere ja einen Freund, der seines Gleichen in der Welt nicht hat.“

„Dieser Freund ist Ihnen nicht verloren.“

Wir saßen einander eine halbe Stunde schweigend gegenüber. Mlle. Blondel packte die Habseligkeiten ein. Der Herr von Chaulieu hatte seinen Wagen geschickt. Das Fräulein von Launay erhob sich endlich, um fortzugehen.

„Lieber Freund,“ sagte sie zu mir; „es geht mir wie Ihnen; dieser so sehr ersehnte Augenblick bricht mir das Herz. Gehen Sie bisweilen in dieses Zimmer, in welches meine Gedanken oft zurückkehren werden.“

Sie nahm eine kleine goldene Kette, den einzigen Schmuck, den sie bei sich hatte, vom Halse und ersuchte mich, sie als Andenken an ihren Aufenthalt in der Basille anzunehmen. Das Kammermädchen wartete an der Thüre; das Fräulein von Launay sah sich noch einmal ringsum; die Erinnerung führte ihr die angenehmen Stunden zurück, die sie in dem Gefängnisse genossen hatte. Als sie endlich die Augen auf mich richtete, schien ihre Rührung den Gipfel zu erreichen. Sie ergriff meine Hand und bot mir weinend die Wange. Bis dahin hatte mein Muth Stand gehalten; aber diese Bärtlichkeit erschütterte mein altes Herz gewaltig. Ich mußte mich sehr zusammen nehmen, um nicht zu weinen.

„Leben Sie wohl,“ sagte sie endlich lächelnd. „Fassen Sie sich und geben Sie mir bald Nachricht, wie es Ihnen geht.“

Ich war wie vernichtet und öffnete das Fenster, um sie noch über den Hof gehen zu sehen. Sie bemerkte mich und winkte mir mit dem Taschentuche. Dann aber sah ich gar nichts mehr, weil ich, zum ersten Male in meinem Leben, wie ohnmächtig wurde.



## 6.

Ich war von Natur sehr sparsam mit Worten und hätte nicht die Liebe mit Gewalt mein Herz geöffnet und die Zunge gelöst, ich würde, seit ich meine Gefangene verloren, nicht die Hälfte der Worte gesprochen haben, die über meine Lippen gingen. Zum ersten Male im meinem Leben griff ich am Tage nach der Entfernung des Fräuleins zu der Feder, um mich zu erleichtern. Ich schickte nach Sceaux an sie einen Brief, dessen Inhalt ich jetzt vergessen habe. Ich schilderte die Verzweiflung, in der ich mich befand. Zwei Tage darauf kam das Fräulein von Launay in die Bastille, um mir einen Besuch zu machen und die Kleinigkeiten, die sie noch zurückgelassen hatte, mitzunehmen. Sie fand mich sehr verändert. Die Krankheit, an der ich jetzt leide, begann schon damals. Das Fräulein sprach heiter von ihrer Gefangenschaft; es war für sie schon eine längst vergangene Zeit, da sie ihren Chevalier wieder gesehen hatte. Ihre Augen glänzten von Glück. Sie erzählte mir hundert drollige Vorfälle, die sich seit ihrer Rückkehr nach Sceaux daselbst ereignet, und sie unterhielt mich auf diese Weise vortrefflich. Endlich nahm sie Abschied wie Jemand, den man am nächsten Tage wieder sieht; ich aber habe sie nie wieder gesehen.

Binnen drei Monaten reiste ich viermal nach Sceaux, ohne bis zu der Vorleserin der Herzogin gelangen zu können. Dies verdross mich und der Aerger, die Gallensucht zeigten sich deutlich in meinem Gesichte. Die Aerzte suchten mein Leiden bald hier bald da. Ich lachte sie aus und antwortete ihnen mit Molière: „einer sucht es im Gehirn, einer in der Leber, jener in der Milz, noch einer im Magen, ich aber behaupte, daß die Liebe die eigentliche Ursache ist.“ Während ich aber die Aerzte auslachte, wurde ich ernstlich krank, daß ich den Tod hinter mir schon an den Fersen fühlte. Man schickte mich in das Bad zu Saint Sauveur und da bin ich denn jetzt, trinke Schwefel und warte, daß ich zu der großen und letzten Reise abgerufen werde. Seit ich mich in den Bergen der Pyrenäen aufhalte, bewundere ich gern die schöne Natur, was wohl etwas ganz Neues für einen Mann ist, der immer nur in Festungen und auf Schlachtfeldern gelebt hat. Endlich erhielt ich auch einen Brief von dem Fräulein von Launay, in welchem sie unter anderm schreibt: „machen Sie es wie ich; ich bin unglücklich und lache; ich habe Sorgen und werde stark. Sie werden errathen, daß sich dies auf meine Liebesangelegenheiten bezieht. Seit ich das Gefängniß verlassen habe und der Chevalier

mich wiedergefunden, hat er viele Noth gehabt. Der arme Mann erblaßte schon von weitem, wenn er mich sah und so an sein Eheversprechen erinnert wurde. Es war als hätte ich einen Wechsel von ihm und könne ihn festnehmen lassen, wenn er ihn nicht bezahle. Trat ich durch die eine Thüre ein, so entschlüpfte er gewiß durch eine andere und meinen zärtlichen Blicken wich er aus als sei ich ein Gerichtsdiener. Das konnte nicht so fortgehen. Ich hatte Mitleid mit seiner Angst, schickte ihm seine Briefe zurück und erbat mir die meinigen. Dieser Austausch von Zärtlichkeiten schien ihn ein wenig zu beruhigen. Er fürchtet sich auch nicht mehr vor mir. Er ist aber dennoch nach der Schweiz abgereiset, wo er sich von dieser kleinen Schlappe erholen will. Trozdem daß ich spotte, ist mir das Herz sehr schwer. Ich lache durch Thränen, die mir gar häufig in die Augen treten. Ich bin zu stolz, um Andern meinen Kummer sehen zu lassen; vor Ihnen aber will ich ihn nicht verbergen, denn Sie sind mein Freund. Ich erkenne es auch, daß ich dieses Leiden durch meine eigene Undankbarkeit gegen Sie verdient habe.

„Die Frau Herzogin von Maine hat es sich in den Kopf gesetzt, mir einen Mann zu verschaffen. Vielleicht haben Sie einmal von der Mad. Dacier gehört, die seit einem Jahre todt ist. Die Herzogin wollte mir die Pflicht auslegen, den Wittwer zu trösten. Der berühmte Gelehrte ist reich und schien nicht abgeneigt zu sein, wieder eine Frau zu nehmen. Ich antwortete aber, ich sei für ihn nicht gelehrt genug, und man entschuldigte mich, da ich kein Griechisch verstehe.“

„Nach dem großen Gelehrten warf man die Augen auf einen Mann aus der Provinz, der Vermögen besitzt und gern eine Frau haben möchte, um Gesellschaften geben zu können. Hier nein zu sagen, war schon schwieriger. Es ist mir aber doch gelungen, durch spitzige Bemerkungen ihn abzuweisen. Der gute Mann meinte, ich sei für einen ruhigen friedlichen Mann gleich ihm zu scharf und schneidend, und ich glaube er hat Recht.“

„Auch der Herr von Fontenelle erbot sich, für mich einen Mann auszusuchen, wie ich ihn brauche. „Geben Sie sich keine Mühe,“ antwortete ich; „es würde Sie zu sehr reuen, wenn Sie mir ein schlimmes Geschenk machten. Ich werde mich schon allein verheirathen, wenn es Gott gefällt. Für jetzt denke ich nicht daran.“

„Glauben Sie mir aber immer, daß ich sehr ernsthaft bin trotz dieser Scherze. Die Untreue des Herrn



von Menil hat mir großen Schmerz verursacht. Kennte ich Sie nicht, so würde ich von den Männern sehr schlimm sprechen.“

„Nun haben Sie Nachrichten von mir; schreiben Sie auch bald an mich, werden Sie aber nicht böse, wenn ich wieder vier Monate vergehen lasse, ohne zu antworten. Sorgen Sie für Ihre Gesundheit aus Liebe zu mir und lieben Sie mich nicht zu sehr. Es wäre dies wirklich eine Schwäche, denn ich verdiene sie nicht.“ —

Hier endiget die Selbstbiographie des Herrn von Maison-Rouge. Wenn der Leser gleich uns einigen Antheil an dem ehrlichen und unglücklichen Manne genommen hat, so wird er nicht ohne einiges Vergnügen das Ende dieser abgebrochenen Geschichte erfahren. Nach dem Empfange jenes Briefes scheint der Herr von Maison-Rouge ernstlich krank geworden zu sein. Ein gelehrter Arzt von Montpellier, den ein reicher und vornehmer Mann mit nach Saint-Sauveur genommen hatte, erklärte, er befinde sich in großer Gefahr. Der Arzt, der sein Freund geworden war, behandelte ihn sehr sorgfältig, glaubte aber nach zwei Monaten noch immer, er stehe mit einem Fuße bereits im Grabe, denn man kündigte dem Gouverneur der Bastille den baldigen Tod des Herrn von Maison-Rouge an.

Das Fräulein beunruhigte sich darüber, daß sie keine Antwort erhielt. Sie ließ sich deshalb selbst in die Bastille bringen. Ihr Wagen hielt gleichzeitig mit einem Miethwagen an dem Thore der Feste. Die Räder der beiden Fuhrwerke geriethen in einander und die Kutscher fluchten und schimpften wie gewöhnlich. Endlich wurden die Wagen frei gemacht und man konnte die Kutschenschläge öffnen. Das Fräulein von Launay sah eine sehr schöne Dame aussteigen, deren große blaue Augen, edler Wuchs und regelmäßige Züge einen tiefen Eindruck auf sie machten. Die Dame war ganz schwarz gekleidet. An ihrer nachlässigen Haltung und ihrem schmachttenden Aussehen erkannte man eine der Frauen, die in den heißen Climates gelebt haben und unter diesem schmachttenden Wesen sehr warmes Blut und heftige Leidenschaften verbergen. Die beiden Damen sahen einander vom Kopf bis zu den Füßen an und Fontenelle, der Begleiter des Fräuleins von Launay, übersetzte sich diesen stummen Dialog in folgende Worte:

„Das ist eine wohl zu fürchtende Schönheit von seltener Art, welche die Männer auf den ersten Blick erobern muß.“

„Diese kleine Dame ist sehr verführerisch und muß durch ihre Lebhaftigkeit gefallen.“

Das Fräulein von Launay, die neugierig war, ließ die Fremde vorangehen, um ihr bequemer nachsehen zu können; sie fand auch nicht das Mindeste an dem Anzuge und der Persönlichkeit derselben auszusuchen. Die Dame fragte die Wache an der Festung nach der Wohnung des Gouverneurs und ging über den Hof in langsamem Schritt, aber mit einer unbeschreiblichen Grazie, welche die allgemeine Bewunderung erregte.

„Mein lieber Fontenelle,“ sagte das Fräulein von Launay, „wissen Sie, was mich hierher führt? Ein lobenswürdiger Beweggrund, der Sie erfreuen wird. Ich will mich nach dem armen Maison-Rouge erkundigen und habe die Absicht, ihn für seine Treue und Liebe dadurch zu belohnen, daß ich ihm endlich meine Hand gebe.“

„Gott gebe, daß es nicht zu spät ist!“ entgegnete Fontenelle.

Bei diesen Worten wendete sich die unbekanntete Dame um und warf dem Fräulein von Launay einen durchdringenden Blick zu, der ihr Gesicht bedeutend schöner machte; dann setzte sie ihren Gang ebenso langsam wie vorher wieder fort. Der Gouverneur, der eben erschien, trat artig zu der Gesellschaft und fragte, was die Damen wünschten. Die Fremde schwieg, das Fräulein von Launay aber gab sogleich den Zweck ihres Besuches an.

„Maison-Rouge?“ fragte der Gouverneur. „Der muß in diesem Augenblicke todt sein. Man zweifelt daran, ihn zu retten, und das darf allerdings nicht überraschen. Die Aerzte von Paris haben ihn schon längst aufgegeben. Ein Brief aus Saint-Sauveur zeigt mir sogar an, daß ich mich nach einem Stellvertreter umsehen möchte.“

— „Mein Gott!“ rief das Fräulein von Launay weinend aus; „der arme Mann! Das ist ja schrecklich! O wie unglücklich bin ich doch! Lieber Fontenelle, lassen Sie uns forteilen; ich habe hier nichts mehr zu schaffen. Die näheren Umstände von seinem Tode mag ich gar nicht hören. Begleiten Sie mich schnell wieder nach Sceaux.“

Fontenelle führte sie hinweg und sprach sein Bedauern aus.



„Wer ist denn diese Person?“ fragte die Fremde den Gouverneur.

— „Das Fräulein von Launay, eine sehr heitere Dame, in die der Narr von Maison-Rouge so verliebt war, daß er darüber stirbt.“

„Wenn er noch nicht gestorben, so ist noch nicht Alles verloren.“

— „Biel ist auch nicht mehr übrig und das Uebrige nicht viel werth.“

Die Unbekannte kehrte zu dem Wagen zurück und ließ sich nach der Post fahren, wo sie sogleich Pferde verlangte. Nach einer Stunde jagte sie auf der Straße nach den Pyrenäen hin.

Wir halten es für unnöthig, den Leser noch länger in Ungewißheit zu lassen. Die fremde Dame war die Wittve des Herrn von Mily, die aus Ostindien zurückgekommen war und von der Maison-Rouge im Anfange seiner Biographie spricht. Sie fand den Armen dem Tode nahe, nach vierzehntägiger liebevoller Pflege genas aber der Kranke wieder und es war eine große Ueberraschung und eine neue Erschütterung für einen Mann, der, an die grausamsten Opfer gewöhnt, eine lebenswürdige und schöne Dame sich für ihn aufopfern sieht. Maison-Rouge ging von der Dankbarkeit zur Liebe über, wie dies ja so leicht und häufig geschieht. Er heirathete die Wittve seines Freundes und befand sich wohl dabei. Nachdem er so gesund geworden war, sich getröstet und eine Frau gefunden hatte, sah er das Fräulein von Launay nicht wieder, ob es ihm gleich schwer wurde, weil er fürchtete, sein Herz könne ihm noch einmal einen Streich spielen. Er fühlte, daß er seine ehemalige Freundin nicht ungestraft würde wiedersehen können und vermied deshalb die Gefahr. Das Fräulein ihrerseits hielt ihn nach ihrem gewöhnlichen Leichtsinn für todt und erkundigte sich nicht weiter. Nachdem sie lange gewählt, verheirathete sie sich endlich mit dem Herrn von Staal, dem Obersten der Schweizer. Sie beschloß, ihre letzten Jahre auf dem Lande in Einsamkeit und Abgeschiedenheit zuzubringen, aber ihr Geist und ihre Anmuth hatten ihr einen Ruf erworben, der nach einem Jahrhunderte noch nicht erloschen ist. Der Herr Maison-Rouge seiner Seits sah sich wegen der Vermögensangelegenheiten seiner Frau genöthiget, eine Reise nach Indien zu unternehmen. Es gefiel ihm dort und er kam nicht wieder in sein Vaterland zurück.

## Miscellen.

(Eigenheiten einiger der neuesten Componisten.)

— Wenn Rossini eine Partitur schreiben wollte, so lud er seine Freunde zu einem italienischen Diner ein. Bei Tafel sprach man unter Stößelknall von Ruhm, Freiheit, Kunst, Frauen, Eberjagd, aber niemals von der Musik. Endlich wenn jeder Gast, überwunden von dem Johannisberger und dem schäumenden Champagner, sich auf seinem Stuhle zurücklehnte, entschlüpfte der Meister, schloß sich in seinem Zimmer ein, nahm Notenpapier und ließ seine Feder Stundenlang ununterbrochen darüber hingeleiten. So improvisirte er, ohne ein Piano anzurühren, bloß durch die Macht seines Genies und seines Gedächtnisses, eine ganze Oper, denn auf diese Weise wurde „Graf Dry“ geschrieben. Uebrigens kann der große Meister es nicht leiden, daß man seine Musik vor ihm aufführt; man bringt ihn in die peinlichste Unruhe, wenn man ihm, als Huldigung, irgend ein Stück aus seinen Opern vorspielt oder vorsingt. Er hat überhaupt seltsamen Geschmack in der Musik; so liebt er vorzugsweise die Clarinette und eine lange Zeit bestand sein größtes Vergnügen darin, dieses Instrument von seinem Vater spielen zu hören.

Treten wir nun zu Meyerbeer, dem Manne mit den düstern Melodien, mit den ersten klagenden Tönen. Sehen Sie ihn? Da, allein, eingeschlossen, vor Aller Augen verborgen? Er hört den Wind heulen; der Regen stürzt in Strömen herunter, die auf der Straße Befindlichen flüchten sich in die Häuser, jeder sucht dem Wetter zu entgehen, nur ein Mann findet Wohlgefallen an dieser Unordnung in der Natur, an diesem Aufreiß der Elemente, Meyerbeer, dem die Ideen im Sturme zufließen und dessen Finger seltsame grelle Töne dem Piano entlocken. Ich hatte eines Tages Gelegenheit, dem Componisten „Roberts des Teufels“ einen Besuch zu machen; ich fand nur den jungen Meyerbeer, einen blondgelockten neunjährigen Knaben. „Kann mich Herr Meyerbeer empfangen?“ fragte ich. — „Nein, mein Herr,“ antwortete der Knabe; „bei schlechtem Wetter ist der Vater nie zu sprechen; wenn Sie ihn treffen wollen, so kommen Sie, wenn es schön ist; er erscheint nur mit der Sonne.“

Galevy lebt mit seinen beiden Schwestern zusammen, die ihn zärtlich pflegen. Er, ein gewissenhafter Componist, arbeitet langsam und verändert das Geschriebene hundertmal, ehe er es ins Reine schreiben läßt. Wenn die Gedanken nicht kommen wollen, wendet Galevy ein seltsames Mittel an, um „sich in Zug zu bringen;“ es wird ein Topf voll Wasser über das Feuer gesetzt und das einförmige Murmeln, welches das Kochen veranlaßt, regt die Phantasie des Meisters mächtig an. Componirt er, so hat er immer seinen Bruder, den Schriftsteller Leon Galevy neben sich, der ihm die Verse des Lirbuchs zurichtet, da ein Paar Sylben wegnimmt, dort ein Paar hinzusetzt zc. Er heißt deshalb auch in dem Kreise der Freunde „der Verschirung.“

Platz! Platz da vor dem galoppirenden Herrn! Sehen Sie, wie das Pferd der Führung der Zügel gehorcht! Platz vor diesem Reiter mit feurigem Blicke, denn er galoppirt nicht bloß, er com-



ponirt auch dabei. Ja, auf diese Weise hat der Mann „Fra Diavolo,“ den „schwarzen Domino,“ die „Stumme von Portici“ und so viele andere Werke componirt. Diese Bewegung des Körpers lockt die Funken seines Geistes hervor; es entstehen Stellen, ganze Stücke, Quartette, Cavatinen während dieses ungestümen Reitens. Das Pferd Kubers ist das einzige, welches man Pegasus nennen könnte, ohne eine mythologische Lüge zu sagen. Man hat mir erzählt, wie Kuber einen seiner schönsten Chöre componirt hat. Der Markt „des Innocens“ in Paris wimmelt jeden Morgen von Menschen. Eines Tags trieb ein Reiter, trotz den Gegenstellungen der Polizeidiener, sein Pferd mitten in diesen Tumult. Unmöglich läßt sich das Sharivari beschreiben, das diesem kühnen Schritte folgte; Fischweiber, Obsthändler, Polizeidiener, alles schrie unter einander. Mitten in dem Lärme entschlüpfte sodann der Reiter, glücklich und zufrieden; Kuber hatte den Marktchor in der „Stummen von Portici“ gefunden.

Adolph Adam, der Componist des „Postillon von Conju-meau“ u. s. w. componirt seine reizenden Opern auf eine andere seltsame Weise. Nachdem er gegessen hat, legt er sich auf sein Sopha, läßt sich, selbst in der Sommerhitze, bis an die Nase mit einem Bett voll Eiderdunen zudecken und legt dann eine seiner großen Kagen auf seinen Kopf, die andere auf seine Füße. In dieser zum Ersticken eingerichteten Lage findet er die reizenden Melodien, welche das Publicum entzücken.

In der Passage Saumon in Paris giebt es seit mehreren Jahren eine Modenhandlung. Die Mädchen in dieser Handlung bemerkten lange schon einen großen hageren Mann, der jeden Abend durch die Glasfenster sah. Im Anfang wunderten sie sich nicht sehr darüber; da es aber zwei Monate fort dauerte, ohne daß ein Briefchen, eine Liebeserklärung erfolgte, erhob sich ein allgemeiner Ruf des Unwillens. Es wurde beschlossen, den seltsamen Mann anzureden.

„Was thun Sie denn seit einem Vierteljahre hier?“ fragte ihn eines der Mädchen.

— „Ich suche,“ antwortete der Unbekannte.

„Sie suchen? — Was suchen Sie?“ fragte die Puzmacherin weiter; „was können Sie in dem Laden suchen?“

— „Das Finale zum dritten Act des „Herzogs von Alba.“

Der Unbekannte war — Donizetti. So componirt der Componist der „Lucie,“ indem er geht und oft Monate lang einen und denselben Gegenstand stier ansieht. Zwischen sieben und acht Uhr ist er regelmäßig in der Passage Choiseul ein Paris zu sehen.

Der phantastische Componist, Hector Berlioz, hat seine vorzüglichsten Werke unter einem Einflusse geschrieben, den man schon aus Galanterie achten muß. Seine Frau ist es, die seinen Werken das Diabolische giebt, welches dieselben auszeichnet. Mad. Berlioz ist bekanntlich die berühmte Miß Smithson, die ausgezeichnete englische tragische Schauspielerin, welche Berlioz dem Drurylane Theater entführte. Wenn Berlioz arbeitet, so stellt sich seine Frau vor sein Piano und declamirt die schönsten See-

nen der Stücke Shakespeares. So wurde z. B. die große lyrische Scene „Romeo und Julie“ geschaffen.

Auch die andern modernen französischen Componisten haben ihre Eigenthümlichkeiten. Niedermeyer hat seine „Stradella“ geschrieben, während er seine kleine Tochter auf den Knien schaukelte; Caraffa arbeitet im Walde; Clapiffon schreibt bei Tisch, beim Dessert, und Thomas findet seine Melodien im Rauche spanischen Tabaks.

(Ein origineller Mensch.) Mad. Lafarge schildert in ihren nächstens erscheinenden äußerst pikanten und geistreichen Memoiren (aus denen reichhaltige Auszüge in Nr. 37 ff. der „Blätter aus der Gegenwart“ — Leipzig, Baumgärtner's Buchhandlung — mitgetheilt sind) unter andern den Freund ihres Großvaters, den bekannten reichen Armeelieferanten Seguin. „Seine Bälle,“ sagt sie, „waren bewundernswürdig, seine Diners unnachahmlich. Das erste Zimmer, ein gewöhnlicher Speisesaal, empfing die Gäste an einer mit Kustern, Suppe und Fischen bedeckten Tafel; auf ein gegebenes Signal begaben sie sich in ein anderes Zimmer, wo auf dem feinsten Silbergeschirre die ausgesuchtesten Gerichte servirt waren; das Dessert endlich wurde in einem prachtvollen Gesellschaftszimmer eingenommen, das von den seltensten Blumen durchduftet und durch tausend Wachskerzen erleuchtet war, deren Licht geschliffenes Glas, Silber und Gold wiederstrahlte. Einst wünschte Talleyrand, der von diesen pomphaften Diners gehört hatte, bei dem Herrn Seguin zu speisen und ließ sich einladen. Der Lieferant empfing ihn aber eigensinnig genug; er sagte, seine Frau sei nicht zu Hause und er könne ihm nur ein Junges gemahlenes Fleisch vorsehen. Dann ließ er sich einen neupatentirten Kochtopf bringen, that Fleisch und alles, was gegessen werden sollte, hinein und setzte ernsthaft die Vorzüge der neuen Erfindung aus einander. Talleyrand fastete. Auf seinem Landgute bei Paris gab er ebenfalls glänzende Feste. Eines Tages kündigte er Preise, Länze für die Landleute u. s. w. an. Besonders sollte ein Sachhüpfen seine Gäste vergnügen. Am Tage vor dem Feste ließ er aber da, wo dieses Sachhüpfen stattfinden sollte, eine breite zwölf Fuß tiefe Grube graben und dieselbe mit Zweigen und Sand bestecken. Die unglücklichen Sachhüpfer fielen alle hinein und brachen Arme und Beine. Um dieselbe Zeit zerfiel er mit der Fürstin von Chimay, die einen Palast neben dem seini-gen in Paris bewohnte. Um sie zu ärgern, ließ er seinen ganzen Garten zerstören und einen hohen Berg von Schutt in demselben aufführen, welcher der Fürstin so vollständig Sonne und Licht entzog, daß sie ihre Wohnung verlassen mußte. Nachdem er seine Tochter verheirathet hatte (mit einem unvermögenden Engländer, aus Speculation, weil dieser der vollkommenste Pferdebekenner und Seguin ein großer Pferdefreund war), wurde ihm die Welt zuwider; seine Frau durfte durchaus keinen Besuch mehr annehmen und um sicherer zu sein, ließ er alle Treppen im Hause abbrechen. Seine Frau sah sich so genöthiget, nach England zu ihrer Tochter zu gehen und Seguin selbst schloß sich in einem kleinen Stübchen in seinem Palaste ein, wo er in Gesellschaft mit seinen



Seigen, seinen patentirten Kochtöpfen und seiner Narrheit lebte. Er hatte alle seine Diener entlassen; seine herrlichen kostbaren Pferde liefen frei und ungehindert in dem Garten umher und mußten dürres Laub fressen. Einige Zeit vor seinem Tode entschloß er sich, sie zu verkaufen; er ließ einen Pferdehändler kommen, da er sich aber über den Preis mit demselben nicht einigen konnte, so schoß er eines nach dem andern todt.

(Der Sultan Mahmud und der Kaidschi.) Die Kuffkände und Unruhen, welche die Herrschaft des jetzt verstorbenen Sultans Mahmud bezeichneten und wegen der Reformen ausbrachen, die er durchzusetzen sich bemühte, veranlaßten ihn oft, unerkannt auszugehen, um selbst zu hören. So landete er etwa vierzehn Tage nach der Niedermegung der Janitscharen in einer mondlosen Nacht, nachdem er früh nach Beschik Tasch Kiosk abgereiset war, still an der Serailspitze. Er trug die Uniform eines gemeinen Marinesoldaten; der Bostandschi Baschi und der Silihbar begleiteten ihn in Matrosentracht. Der erstere mußte bei der Kaite zurückbleiben, die sie hergebracht hatte; nur der Silihbar folgte ihm und beide begaben sich in den Stadttheil Fanar.

Sie waren etwa eine halbe Stunde lang umhergegangen, ohne etwas gefunden zu haben, das ihre Neugierde gereizt hätte; die Lichter gingen bereits an, hinter den vergitterten Fenstern der Häuser zu verlöschen, als sie mit einem Male leicht eine Thüre öffnen hörten. Es trat ein Mann in einen dunkeln Gang hinein und bald zeigte sich ein schwaches Licht an dem Fenster im Erdgeschosse des Hauses. Dieses sehr schmale Fenster war mit dicken eisernen Gittern versehen und so hoch, daß der Sultan seine Neugierde nicht befriedigen konnte. Nach vieler Mühe und mit Beihilfe des Silihbar erreichte er jedoch endlich die eisernen Stangen, aber in demselben Augenblicke verschwand auch das Licht. Ein schwererer Trittschritt als der erstere ließ sich in dem Gange hören, die Thüre öffnete sich von neuem und derselbe Mann, der hineingegangen war, erschien mit einer Last, die er kaum ertragen zu können schien. Der Mann ging langsam nach dem Hafen zu; der Sultan und der Silihbar folgten ihm in geringer Entfernung, so daß sie alle drei fast gleichzeitig an der Serailspitze ankamen, wo die Kaite im Dunkel lag. Hier blieb der Mann stehen, nahm seine Last von den Schultern und schleppte sie mit Mühe an das Ufer, um sie in das Wasser zu stürzen. Ehe er aber seine Absicht erreichen konnte, trat der Sultan zu ihm und faßte ihn an der Achsel.

Bei diesem unerwarteten Einschreiten, bei dem Anblicke des so stolzen Gesichtes, das von Mahmud nicht zu verstellen war, sank der Unbekannte in seine Knie und vor den Füßen des Unbekannten nieder.

„Wer bist Du? Wie heißt Du? Welche Last willst Du in das Meer werfen?“ fragte Mahmud in strengem Tone.

Der Unglückliche, welcher durch eine so unerwartete Erscheinung wie vernichtet war, vermochte nichts zu antworten.

„Wer bist Du?“ fragte der Sultan gebieterisch nochmals.

— „Ein armer Kaidschi vom Hafen, der nicht aufhört, den Segen Allahs auf Dein Haupt herabzurufen,“ stotterte der Mann.

„Was trugst Du hierher?“ fragte Mahmud, in so viel als möglich milderm Tone; denn die Ehrlichkeit der Kaidschis ist sprichwörtlich in Constantinopel.

Statt zu antworten, erhob der Mann, ohne dabei aufzusehen, einen Arm und streckte ihn nach dem Meere zu aus, das fast jeden Augenblick irgend einen der Reichthümer der Janitscharen, die an den vorigen Tagen umgebracht worden waren, an den Strand warf.

„Den Körper eines Janitscharen also, den Du bei Dir aufgenommen, den Du vielleicht gepflegt hattest!“ entgegnete Mahmud, der die Geberde wohl verstand. „Weißt Du nicht,“ sprach er mit furchtbarem Jorne in dem Blicke und Tone, „daß ein gegen dieselben gerichteter Fetwa diese Rebellen verurtheilt hat und daß ich alle die in den Bann gethan habe, die sich nicht unter der Fahne des Propheten sammeln würden?“

— „Gott ist groß,“ sagte der Kaidschi; „mein Leben ist Dein, großer Kaiser; ich bin schuldig; strafe Deinen Sklaven, Dein Urtheil wird gerecht sein. Ich habe mich nicht gegen den Musti aufgelehnt, den Aufruhr nicht begünstiget; der, welcher todt in diesem Sacke da liegt, theilte einst seinen Pflau mit mir, als ich noch klein war und meinen Unterhalt nicht verdienen konnte. Ich glaubte Deiner Hoheit nicht zu mißfallen, wenn ich dem mein Haus öffnete, der mir sein Herz geöffnet hatte. Jetzt da sein Schicksal entschieden ist, da nichts seine Wunden heilen konnte, wollte ich seine sterblichen Reste dem Meere anvertrauen, da ich zu arm bin, um ihm ein Grab graben zu lassen.“

Mahmud fühlte sich durch diese Worte gerührt und fragte nach einer kurzen Pause:

„Dein Name?“

— „Hurschid.“

„Und der seinige?“

— „Mustapha.“

„Da, Hurschid,“ fuhr der Sultan fort, indem er ihm eine volle Börse in die Hand drückte, „da, kaufe ein Grab für Deinen Freund Mustapha. Ich verbiete Dir nur, neben seinem Namen auch seinen Stand auf den Grabstein schreiben zu lassen. Sobald Du Deine Pflicht erfüllt hast, wirfst Du in das Serail kommen und ich werde Dich unter die Kaidschis meiner Gondel aufnehmen lassen. Lebe wohl.“

Während er dies sprach, bestieg Mahmud mit dem Silihbar seine Kaite und der Bostandschi-Baschi ruderte nach Beschik-Tasch-Kiosk zurück.

Als Hurschid redlich das Gold des Sultans darauf verwendet hatte, einen Grabstein auf das Grab seines Freundes Mustapha in Scutari setzen zu lassen, erschien er, wie ihm befohlen war, in dem Serail und er wurde bald ein vertrauter Diener Mahmuds.

(Eine riesenhafte Aeolsharfe.) Capitain Hans in Basel beschreibt einen Apparat, der bei jeder Wetterveränderung



von selbst eine Menge Töne von sich giebt. Seit dem Jahre 1837 hat er in seinem Garten funfzehn Drähte von 320 Fuß Länge ausgespannt, die einen bis zwei Zoll von einander entfernt sind. Der stärkste hat 2, der dünnste 1 Linie im Durchmesser. Sie laufen nach Süden zu und sind etwas geneigt. Die Spannung wird durch eine besondere Vorrichtung bewirkt. Bei jeder Witterungsveränderung tönen sie stark. Bisweilen gleicht der Ton dem des kochenden Wassers, bisweilen dem einer Harmonica, ein anderes Mal fernem Glockengeläute oder den Tönen einer Orgel. Man will auch die Bemerkung gemacht haben, daß kein solcher von Osten nach Westen gespannter Draht Töne von sich giebt.

(Das größte Gewächshaus in der Welt.) Dieses Gewächshaus, unstreitig das größte in der Welt, wird gegenwärtig bei Chatsworth gebaut. Es ist dazu ein Platz von zwei Aekern Ausdehnung von Bäumen und Gebüsch gereinigt worden. Die mit Glas versehene Fläche wird 70,000 Q. Fuß Glas enthalten. Hier unter diesem riesenhaften Dome will man die beste Gartenerde auf den Boden streuen und darin jedes Gewächssäen oder pflanzen, das fortwährend höhere Wärme verlangt, als sie unser Klima zu geben vermag. Die Wärme wird durch warmes Wasser in mehreren hundert Fuß langen Röhren verbreitet, die so groß sind, daß ein Mann bequem in denselben gehen kann. Die verschiedenen Pflanzen, Büsche und Blumen will man in der künstlichen Atmosphäre in Paine und Beete ordnen, so daß sie aussehen, als wüchsen sie von selbst; kleine Bäche mit fließendem Wasser und stehende Teiche werden die nöthige Feuchtigkeit liefern und geschlängelte Wege nebst einer breiten Straße in der Mitte hindurch und rund herum werden die Besuchenden bequem zu jedem Theile dieses in seiner Art einzigen Gewächshauses bringen.

### Generalcorrespondenz.

Man hat berechnet, daß das Handels-Kapital der Wechselhäuser in Frankfurt a. M. sich auf 300 Mill. Fl. und der jährliche Umsatz des Wechselhandels auf 1000 Mill. belaufe. —

Vor einigen Tagen wurde die ganze Mannschaft, welche in dem Hofe der Tuilerien zur Musterung aufgestellt war, von einem Künstler daguerreotypirt und das Bild gelang vollkommen. —

Dannecker, der Bildner der Ariadne, des Christus und der Schillerbüste, welche sicherlich der vollendetste Abdruck des wahrhaftigen Dichters ist, lebt, nahe an 87 Jahre alt, in Stuttgart, körperlich gesund, aber beim Verlust aller Geisteskräfte, so daß er zum Kinde geworden ist, — ein betrübendes Gegenstück zu dem geisteskräftigen Thorwaldsen. —

Großes Aufsehen in der Künstlerwelt macht das neueste Gemälde des französischen Malers Ingres, „die Jungfrau mit der

Hostie“, das der Thronfolger von Rußland bei seiner Anwesenheit in Rom bei dem Künstler bestellte. Das Bild stellt die Jungfrau dar, wie sie bei dem Messopfer über dem Altar erscheint und die heilige Hostie anbetet. Zu ihrer Rechten sieht man den heiligen Nicolaus, einen der Schutzheiligen Rußlands, in priesterlichem Gewande und mit einem Pallium bekleidet; zur Linken den heiligen Alexander Newsky in kriegerischer Rüstung, die Fahne mit dem Bilde Christi in der Hand. Der Altar, ein Tisch mit zwei Leuchtern und dem Kelche darauf, ist ganz im Style des 16. Jahrhunderts gehalten, an das auch die Architectur der Kirche erinnert. Farben und Ausführung sollen gleich vortrefflich sein und die Arbeit sich der Art und Weise Rafaels nähern. —

Ein Reisender, der die Marie Lafarge in dem Kerker in Tulle besuchte, sagt: sie ist eine junge Frau von etwa 24 Jahren mit scharfen Zügen; am vortheilhaftesten erscheint sie gerade von vorn gesehen; das Profil ist unangenehmer. In dem Kerker liegt sie fast immer und sie schreibt fast zwanzig Stunden täglich an ihren „Memoiren“, die, wie man hört, für 300,000 Francs verkauft sein sollen. Man glaubt, wenn sie einmal im Besiz dieser Summe sei, würde sich ihr der Kerker bald öffnen. Sie ist stets vom Kopf bis zu dem Fuße schwarz, ziemlich elegant, gekleidet. Schön ist sie nicht, nicht einmal hübsch, aber in ihren Zügen liegt eine Energie, die ihren Eindruck nicht verfehlt. —

Ein englisches Blatt erzählt eine hübsche Anekdote von einem Bürger der Republik Texas. Vor nicht langer Zeit hatte ein Mann einen Andern kaltblütig ermordet. Nach der That begab er sich zu einem Advokaten, um ihn wegen seines Verhaltens, im Fall er verfolgt werden sollte, zu Rathe zu ziehen. Der Advokat ließ sich die Sache ausführlich erzählen, hörte sie geduldig an und rieth ihm dann zu entfliehen. „Zu entfliehen?“ fragte der Mörder verwundert. — „Ja, das ist das einzige, was ich Ihnen rathen kann, wenn Ihnen an Ihrer Freiheit etwas gelegen ist.“ — „Entfliehen?“ wiederholte der Mörder nochmals. „Guter Gott, bin ich denn nicht schon in Texas?“ (Die Bürger der angrenzenden Vereinigten Staaten, welche der Justiz aus dem Wege gehen wollen, flüchten sich meist nach Texas.) —

Eine der schrecklichsten Feuersbrünste, die in der letzten Zeit vorgekommen, ist die, welche in Smyrna 11,398 Gebäude in Asche legte, nämlich 470 türkische, 1794 jüdische, 273 griechische und 19 armenische Häuser, 22 Karavanserais, 4418 Kaufläden, 30 Moscheen, 8 Synagogen, 5 Bäder und 42 Schulen. Rechnet man jedes Haus nur zu 20,000 Pfaster, so ergiebt sich ein Schaden von 228 Millionen Pfastern oder etwa 16 Millionen Thalern. —



# Allgemeine Moden-Zeitung

N<sup>o</sup> 38.

Der äußerst billige Preis dieser wöchentlichen Zeitschrift, für den Jahrgang zu 104 Quartbogen, mit 64 Kupfern oder circa 600 Abbildungen der neuesten Pariser, Londoner und Wiener Moden, schnell nach deren Erscheinen, ist 6 Thlr.; mit 116 Kupfern und



1841.

Stahlstichen, die Moden u. als Doppelkupfer: Portraits berühmter Menschen, Abbildungen von neuen Meubles, Fenster-Gardinen, Gartenverzierungen, Equipagen etc. enthaltend, 8 Thlr. Alle Buchhandlungen, Zeitungs Expeditionen und Postämter nehmen Bestellungen an.

Redakteur: **Dr. A. Diezmann.**

Verlag von **Baumgärtner's Buchhandlung** in Leipzig.

Motto: Von dem Neuen das Neueste; von dem Guten das Beste.

## Die beiden Bassisten.

In Frankreich, wo man nicht mehr aus Liebe zu lieben versteht, liebt man noch weniger aus Freundschaft. Man muß bis zu Hero und Leander oder doch wenigstens bis zu Heloise und Abelard zurückgehen, um völlig sympathisirende Herzen zu finden. Von vollkommen glücklichen Verbindungen ist die zwischen Philemon und Baucis sprichwörtlich geworden und wird es noch lange bleiben. Heut zu Tage haben die Intrigue, die Politik und der Ehrgeiz Alles in Beschlag genommen und unterjocht. Es giebt in den Herzen der Menschen nur noch für solche Ideen Raum, welche sich mit der Liebe nicht vertragen.

Die Freundschaft, die heilige Freundschaft, wie jene ewigen Träumer sagen, welche man Dichter nennt, war sonst ein Gefühl, das unter den Menschen in großen Ehren stand; heut zu Tage ist sie nichts weiter als ein Wort ohne Bedeutung, ein Substantiv weiblichen Geschlechts, das sich nur noch in den Wörterbüchern findet. Wenn man Beispiele von wirklicher Freundschaft anführen will, muß man in die Fabelzeit zurückgehen und an Drest und Pylades, an Nysus und Euryalus, an Castor und Pollux erinnern. Die Freundschaften in unsern Zeiten lassen sich mit jenen Seifenblasen vergleichen, welche der Hauch eines Kindes vernichtet. Sonst wurden sie in Erz gegossen und trotzen der Ewigkeit; jetzt sind sie von Glas und zerbrechen bei dem geringsten Anstoße.

Besonders selten ist die wahrhafte Freundschaft unter den Künstlern. Mit wenigen Ausnahmen haben diese Menschen, welche auf den ersten Blick durch gemeinschaftliche Ideen zu einem viel umfassenden und heiligen Bündnisse bestimmt zu sein scheinen, meist keinen Berührungspunkt unter einander. Wenn es wahr ist, daß es in der geistigen Welt ebenfalls Verwandtschaften giebt, wie in der körperlichen, so darf man die Beweise wenigstens nicht unter den Künstlern suchen. Die Eifersucht, diese entartete Tochter der Nach-eiferung, streut den Samen des Zwiespaltes und des Hasses in die Herzen. Im Allgemeinen fühlt sich der Maler durch das Glück des Malers seines Nachbarn unglücklich; der Schauspieler nennt allen Beifall, den er nicht erringt, bezahlt, erkauft; der Musiker schätzt nur seine eigene Musik und der Schriftsteller erbaut sich in seinem Herzen einen Tempel, in welchem er zu gleicher Zeit der Gott und der Hohepriester ist.

In unserer Zeit, in welcher alle Tugenden jährlich einmal in voller Sitzung der Academie officiell gekrönt werden, sollte man auch die Freundschaft belohnen, welche weder die geringste der Tugenden, noch am leichtesten zu üben ist; die Preisbewerber müßten aber eine dreißig Jahre alte nie unterbrochene Freundschaft nachweisen, denn man sieht wohl ein, daß wir hier nicht von jenen tausend vorübergehenden Verbindungen und Bekanntschaften sprechen, welche sich durch das Leben ziehen, wie Sternschnuppen am Himmel hin streichen, ohne die geringste Spur zurückzulassen. Diese Be-



Kanntschaften sind höchstens bloße Commanditen, die mehr oder minder lange dauern, die man aber endlich immer auflöst, sobald sich eine Gelegenheit dazu zeigt, noch öfterer sogar, ohne daß sich eine Gelegenheit dazu darbietet, — heuchlerische Associationen voller Verachtung und Nebengedanken, die so lange dauern, als Einer der Associés seinen Vortheil dabei findet und wobei die feste Absicht des Drestes fast immer dahin geht, seinen Pylades auszuziehen.

Wenn man schon vor einigen Jahren schöne Beispiele von Freundschaft aufgesucht hätte, um sie durch eine goldene Medaille zu ehren, so würde ohne Zweifel die Wahl der Academie auf zwei Musiker an der Oper gefallen sein. Sie hießen Jolliet und Laroche und spielten Bass, eines der ungraziösesten und ermüdendsten Instrumente, die erdacht worden sind. Nur die Leute von Fach wissen es gehörig zu würdigen, welche Studien und welche besondere Erfordernisse der Bass verlangt. Für andere Leute ist der Bass weiter nichts als ein sehr häßliches Instrument, dem es an Reiz und Melodie gebricht und dessen Nutzen höchst zweifelhaft ist. Diese Leute sind vom Irrthum befangen. Freilich gehört der Bassist nicht zu jenen begünstigten Musikern, welche dem Glücke entgegenfliegen und gleichsam im Vorbeigehen Ruhm erwerben. Er ist nicht unter dem Sterne der Thalberge, der Viertemps und aller jener privilegierten Instrumentisten geboren, welche, wenn sie zehn Jahre ihre chromatischen Häuser gemacht haben, sich auf ihre Landgüter zurückziehen, wo sie wie Fürsten leben. Ach nein! der Bassist hat keinen Anspruch auf Ruhm oder Vermögen. Er lebt im Schatten der Pulte, vermeidet sorgfältig die ehrgeizigen Sotti und erhebt seine Stimme bis jetzt nur während der rinforzando-Stellen, bei den Fortes und bei anderm melodischen Lärm. Bis die Stunde der Emanzipation auch für ihn schlägt, wird der Bassist der Paria des Orchesters sein.

Jolliet und Laroche waren also das vollkommenste Musterbild der wahrhaften Freundschaft auf dieser Erde. Im Jahre 1836, zur Zeit, als unsere Geschichte beginnt, waren sie bereits seit fünf und zwanzig Jahren Freunde, seit einem Vierteljahrhunderte durch einen stillschweigenden Vertrag an einander gebunden. Sie wohnten in einem und demselben Hause, in einem und demselben Stocke und ihre Wohnungen standen durch eine Thüre mit einander in Verbindung; sie sahen einander alle Tage, aßen zusammen und hatten gemeinschaftlich ihre Leiden und Freuden, ihre Börsen, ihre #,

ihre b und ihre Hoffnungen. Laroche las wie in einem aufgeschlagenen Buche in dem Herzen Jolliet's und Jolliet errieth auf den ersten Blick die geheimen Gedanken des Laroche. Ihre Freundschaft war zufällig entstanden, wie das Meiste hienieden, in einer Zeit, als beide nichts besaßen als wenig Geld und viele Hoffnungen. Das Geld war leider bereits zu Ende gegangen, als die Hoffnungen noch immer blüheten, und eines Tages fanden sie sich auf dem Straßpflaster von Paris ohne einen Sou in der Tasche und ohne etwas anderes zu besitzen als ihre Bässe.

An diesem Tage sprachen sie lange von der Kunst, von der Größe der Kunst, von der Heiligkeit der Kunst, von dem edlen Ziele der Künstler, und sie legten sich mit hungrigem Magen nieder. Den andern Tag verbrachten sie mit Hin- und Herlaufen, mit Besuchen und Gesuchen, die vergeblich waren. Sie klopfen an den Thüren der Theater an, aber alle Stellen waren bereits besetzt; sie gingen in die Schenken, aber man antwortete ihnen, die Tanzorchester wären vollständig. Abends endlich, nachdem sie dreißig Stunden nichts gegessen, nahmen sie ihren ganzen Muth zusammen und gingen nach den elysäischen Feldern. Es war die Promenadenzeit; die Pariser hatten sich unter dem Vorwande, die Abendluft zu athmen, in Menge dahin begeben, so daß man noch etwas weniger Lust daselbst fand, als in dem engsten Stübchen hinter einem Laden in dem Stadttheile St. Denis. Die beiden Freunde schlüpfen in ein Dickicht hinter ihre Instrumente und begannen die Duvertüre zur „Caravane“. Leider war der Platz nicht gut gewählt. Nicht weit von Jolliet und Laroche befand sich ein Taschenspieler, ein Polichinell-Theater, welche die ganze Aufmerksamkeit der Leute in Anspruch nahmen. Kaum näherten sich einige wenige Zuhörer den beiden Virtuosen, die einpacken wollten, ohne ein einziges Geldstück erhalten zu haben. Gott aber, der die kleinen Vögel nährt, erbarmte sich auch der Noth der beiden armen Teufel und eben als sie zum fünften Male ihre unveränderliche Duvertüre beginnen wollten, ging ein gutmüthiger Musiknarr vorüber, der ein Fünffrankenstück in den Hut Jolliet's warf, als dieser eben halbohnmächtig auf eine Steinbank sank.

Es giebt Erinnerungen, die niemals aus dem Herzen schwinden. Der Seemann gefällt sich in der Beschreibung der Stürme, welche er bestanden hat; der alte Soldat denkt mit Vergnügen an die Gefahren der Schlacht; diejenigen, welche arm waren, empfinden eine



gewisse Bönne, von ihrer sonstigen Armuth zu sprechen. So kannten auch Folliet und Varoche kein größeres Vergnügen, als sich ihrer Zeit der Prüfung und ihrer Tage der Angst zu erinnern, nicht weil sie unterdeß Millionäre geworden, sondern weil sie sich wenigstens vor der Noth geborgen sahen. Ihre Gehalte von der Oper in Verbindung mit dem Ertrage einiger Stunden, welche sie in der Stadt und in Schulen gaben, hatten ihnen einen bescheidenen Wohlstand gesichert.

Ihr Leben floß ruhig und klar dahin wie ein Bach über ein Sandbett. Früh standen sie zu einer und derselben Stunde auf und frühstückten einander gegenüber; Nachmittags gaben sie ihren Unterricht; die Essenszeit brachte sie wieder zusammen nach Hause und Abends, wenn in der Oper keine Vorstellung war, gingen sie in ein kleines Kaffeehaus auf dem Boulevard, wo sie alle Zeitungen lasen und eine Flasche Bier tranken, nachdem sie eine Partie Domino gespielt hatten. Alles dies war geregelt wie keine Genfer Uhr.

Eines Morgens aber trat Folliet, den heiligen Gesetzen der Gewohnheit zum Hohne, zwei Stunden früher als er es zu thun pflegte, zu seinem Freunde Varoche. Dieser erwartete sogleich eine Sache von Bedeutung. Was Folliet selbst betrifft, so erkannte man leicht an der Blässe seiner Wangen und an der Röthe seiner Augen, daß er eine schlaflose Nacht gehabt habe. Er ging einige Male in dem Zimmer auf und ab, stäubte maschinenartig den Marmor des Kamines ab, setzte sich auf das Bett, schien plötzlich einen Entschluß zu fassen und sagte zu Varoche.

„Ich halte es nicht mehr aus.“

— „Was denn? Was giebt es?“ fragte Varoche, dessen Neugierde durch diesen Eingang auf das Höchste gespannt war.

„Ich — ich,“ sagte Folliet, indem er die Augen niederschlug wie ein Mädchen in der Pensionsanstalt, die auf einem Vergehen ertappt wird, „ich — ich bin ein — Unmensch.“

— „Du?“

„Ja, ich habe — seit drei Monaten — ein Geheimniß, ein Geheimniß für mich ganz allein, von dem Du noch kein Wort weißt.“

— „Es ist also von Bedeutung?“

„Ob es von Bedeutung ist! In dem, was ich Dir zu erzählen habe, liegt eine Frage über Leben und Tod unserer alten Freundschaft.“

— „So sprich geschwind,“ unterbrach ihn Varoche; „Du siehst so verteuftelt trübselig aus, daß ich Gänse-

haut bekomme, bloß wenn ich Dich ansehe. Du erinnerst mich an Levasseur als Bertram im dritten Acte von Robert dem Teufel.“

„Du weißt es,“ sagte Folliet, „daß ich Dich aufrichtig liebe?“

— „Du hast mir noch nicht das Recht gegeben, daran zu zweifeln.“

„Noch gestern Abend in einem Zwischenacte der „Stummen“ sprachen wir von der Zukunft und ich äußerte, daß unsere Freundschaft allein hinreiche, mich glücklich zu machen.“

— „Allerdings, nun —?“

„Ich habe gelogen, mein guter Varoche, ich habe frech und schamlos gelogen. Ich bin ein falscher Freund; Deine Freundschaft genügt mir nicht mehr. Ich weiß nicht, was es ist, aber seit einiger Zeit kommt es mir vor, als fehle mir etwas.“

— „Ich seh' es kommen,“ lachte Varoche; „Du hast Lust zu heirathen.“

Folliet wurde roth und antwortete nicht.

— „Hast Du auch wohl bedacht,“ fuhr Varoche fort, „welche Störung eine Frau in unsere Freundschaft bringen wird? Welchen Platz soll ich denn in Deinem Herzen einnehmen, wenn Du verheirathet bist? Und wenn nun gar Kinder kommen — und man muß an Alles denken — in welchen dunkeln Winkel Deines Herzens werde ich dann verwiesen werden!“

„Dir gebührt der erste Platz, morgen wie gestern und wie immer. Erstens ist diese Heirath noch gar nicht geschlossen, zweitens soll sie nur mit Deiner Einwilligung erfolgen und drittens wird die Frau, die ich gewählt habe, in unserer Lebensweise nichts ändern. Sie ist kein junges Mädchen mehr, wie Du zu glauben scheinst; sie ist vielmehr eine verständige Frau, die uns alle beide lieben, alle beide pflegen wird, denn wir sind nicht mehr jung, Varoche; mit dem Alter kommen Krankheiten, und sollte es uns nicht angenehm sein, wenn wir auf einem bestimmten Plage eine immer gute und aufopfernde Gefährtin fänden?“

So sprach Folliet, dies sagte er und noch vieles Andere, und Varoche willigte, halb überredet, ein, die Zukünftige seines Freundes zu sehen. Sie war wirklich eine gute Frau, die durch große Sanftmuth und Tugendreichthum doch noch den Eheprozeß gewann. Drei Wochen später war Folliet verheirathet und zum großen Erstaunen Varoche's blieb in dem Hause Alles unverändert; sie hatten nun eine Freundin mehr. Das war bis 1836 die einzige Episode, welche ihre tiefe



Ruhe störte. Allerdings hatte die unerwartete Heirath anfangs eine gewisse Unruhe mit sich gebracht, allmählig aber kehrte Alles in die gewöhnliche Ordnung zurück. Folliet verdoppelte gewissermaßen, um seinen Freund zu überzeugen, daß ihn die Ehe nicht benachtheiligt, seine Zuverlässigkeit gegen ihn, so daß Laroche auch wirklich bald gestand, er sei in seinem Leben nicht glücklicher gewesen. Das Hauswesen der beiden Bassisten hatte etwas Ruhiges und Friedliches wie die Familienstücke aus der niederländischen Schule. Das Wohnzimmer war mit Stein belegt, aber diese Steine waren glänzender als ein Fußboden von Mahagoni; in den Meubles von Nußbaumholz konnte man sich spiegeln; die Vorhänge waren bloß von weißem Callico mit rother Bordure, aber alles war so nett, so reinlich und so hübsch geordnet, daß man gern die eigentliche Aermlichkeit vergaß und nur das nette und Zierliche der Form dachte. Mad. Folliet hatte sich aus eigener Machtvollkommenheit zur Oberaufseherin der beiden Zimmer gemacht; sie herrschte unbeschränkt im Hause; von dem Wäschschrank an, diesem Luxus der kleinen Wirthschaften, bis zu den Blumentöpfen, welche in den Fenstern standen, beaufsichtigte sie Alles, sorgte sie für Alles. Folliet und Laroche brauchten gar nichts weiter zu thun als zu leben und sie lebten auf die angenehmste Weise von der Welt.

Unterdeß stürzte ein Unglück das Haus in große Trauer. Laroche wurde eines Tages, mit Blut und Schmutz bedeckt und bewusstlos, nach Hause gebracht. Der Unglückliche war von einem Wagen überfahren worden und das Rad war ihm über die beiden Beine gegangen. Laroche mußte drei lange Monate liegen, drei Monate, in welchen er keine Gage erhielt und die meisten seiner Schüler einbüßte. Um so viel unvorhergesehene Ausgaben bestreiten zu können, ersann Mad. Folliet eine Menge Ersparungen, denen ihr Mann vom Herzen seinen Beifall schenkte. Es wurde ein Gericht weniger gegessen; man trank nur Sonntags Wein und der Frühkaffee wurde durch eine sogenannte Bouillon ersetzt, welche gewisse Restaurationen ohne Gewissen verkaufen. Folliet, der sich einen neuen Frack zu kaufen gedachte, ließ sich einen alten blauen Rock wenden und wollte lieber den Arzt seines Freundes als seinen Schneider bezahlen.

Wir versuchen nicht zu schildern, was Laroche litt, so lange seine Krankheit dauerte. Zu den körperlichen Leiden, die nichts weniger als erträglich waren, kamen die Seelenleiden, und diese sind die schrecklichsten. La-

roche sah, wie sein Freund sich einschränkte, und dies zerschchnitt ihm das Herz. Jeder Besuch des Arztes, jede neue Medicin, die ihm der Apotheker sandte, trieben ihm Thränen der Verzweiflung aus den Augen. „Ach, mein Gott!“ rief er, „laß mich bald genesen; gieb mir meine Gesundheit und meinen Baß wieder, damit ich den Guten vergelten kann.“

Eines Tages nahm Laroche den Arzt bei Seite und fragte ihn, ob er für seine Genesung bürgen könnte. In dem Falle, daß die Amputation für nöthig gehalten würde, war er entschlossen, lieber zu sterben, als seinen Freund noch länger sich ruiniren zu lassen. Zum Glück stand der Arzt für die beiden Beine seines Kranken und die Folge lehrte, daß er sich nicht getäuscht hatte. Aber welche Pflege und besonders welchen Aufwand erforderte der Zustand des armen Laroche noch! Alle Entbehrungen, welche sich das Ehepaar Folliet auferlegte, reichten bereits nicht mehr hin. Es wurden Bäder, sehr kostspielige Bäder verordnet, die freilich nach dem Ausspruche des Arztes sicher wirken sollten, und es war kein Geld mehr im Hause.

„Adelheid,“ sagte da Folliet zu seiner Frau, „Du hast es gehört; die Gesundheit Laroche's liegt in unsern Händen.“

Mad. Folliet seufzete und schwieg.

„Wie?“ fuhr der alte Bassist fort, „Du scheinst traurig zu sein? Du theilst meine Freude nicht, wenn ich Dir sage . . . ?“

— „Ich weiß wohl, was Du mir gesagt hast,“ unterbrach ihn Mad. Folliet. „Seine Gesundheit liegt in unsern Händen, ich weiß aber auch, daß das Mittel, welches angewendet werden soll, gekauft werden muß und daß es sehr theuer ist.“

„Nun?“

— „Nun, wir haben nicht so viel, um es kaufen zu können.“

Folliet fühlte einen großen Schmerz; eine Wolke zog an seinen Augen vorüber und er mußte sich an eine Wand lehnen.

„Wie!“ sprach er; „ich sollte einiger armseliger Fünffrankenstücke wegen einen Freund sterben lassen! Unmöglich!“

— „Begreiffst Du meine Bangigkeit nun? Ich habe Dir es wohl gerathen, Dir von dem Theater einen Vorschuß geben zu lassen, aber im nächsten Monate ist unser Miethzins fällig und es wird schwer halten, den Hausherrn zu befriedigen.“

Die Reihe zu seufzen war an Folliet und er



wußte nichts zu antworten. Niemals war ihm sein Vermögenszustand so traurig vorgekommen; niemals hatte er so sehr bedauert, nicht reich zu sein. Es giebt in dem Leben jedes Mannes, wie rechtschaffen und redlich er auch sein mag, einen Tag, eine Stunde, eine Minute, wo der Geist der bösen Gedanken ihn mit der Spitze seiner giftigen Flügel berührt. Diese Stunde hatte jetzt für Jolliet geschlagen. In seinem Kopfe tobte ein gewaltiger Sturm wie in seinem Herzen. Er lästerte Gott, der ihm ein Leben voll Opfer und Entbehrungen gegeben; er fragte sich, wozu die Jugend diene, wenn sie keinen Lohn auf der Erde finde, er wünschte sich Vermögen und dachte an nichts weiter als an die Mittel, wie er sich dasselbe erwerbe. Er ging aus und wanderte gerade fort; der Zufall führte ihn in die „Passage des Panoramas“, wo er wie angewurzelt vor dem Laden eines Wechslers stehen blieb. Das Gold stach ihm in die Augen und er entloh bald, weil er fürchtete, ein Verbrechen zu begehen. Dann eilte er bis zur Thüre Frascati's, stieg eilig die Treppe hinauf, warf seinen Hut einem der betrefften Diener des Herrn Benazet zu und griff ängstlich in seine Tasche. O unverhoffte Freude! Er hatte fünf Francs, fünf Francs, von denen er drei Tage sein Hauswesen unterhalten sollte, und warf sie auf den grünen Tisch. Wenig bekannt mit den Geheimnissen des Trente und Quarante, wartete er noch immer auf den Ausspruch des Glückes, als sein Geldstück längst in der Bankcasse verschwunden war, und doch wollte er Geld, brauchte er Geld. Seine erhigte Phantasie zeigte ihm seinen Freund Laroche dem Tode nahe, die Hand nach ihm ausstreckend und mit erlöschender Stimme ausrufend: „rette mich! rette mich!“ — Da dachte er plötzlich an das Leihhaus, dieses verzweifelte Hilfsmittel, das für die Familienväter das ist, was die Wucherer für die Familiensöhne sind. Er zog seine Uhr aus der Tasche und eilte nach jenem Hause. Am nächsten Tage fing Laroche an, die ihm von dem Arzte verordneten Bäder zu nehmen.

Eine der angenehmsten Zerstreuungen des Kranken war die Unterhaltung über die Oper und Alles, was daselbst geschah. In diesem Augenblicke gab es dort gerade wichtige Ereignisse. Man sagte, der Director erneuere das Engagement Nourrit's nicht, und dieses Gerücht war der Gegenstand aller Gespräche im Publicum und unter den Künstlern. Das Orchester besonders kam in Aufruhr. Alle Musiker, die meist auf ihrem Posten ergrauet waren, alle diese Männer, welche

Nourrit hatten das erste Mal auftreten sehen und wußten, was er noch werden könne, fragten sich unter einander, wie eine kluge Verwaltung einen so großen Fehler zu machen im Stande sei. Jolliet und Laroche glaubten gar nicht daran, aber sie sprachen sonst von nichts weiter.

„Nun,“ fragte Jolliet seinen Freund Laroche, wann er aus dem Theater kam, jeden Abend, „was giebt es Neues?“

— „Lieber Freund,“ antwortete Jolliet, „welch' schöner Abend! die Hugenotten sind kostbar gegeben worden. Wir haben uns im Orchester selbst übertroffen und der Herr Director Habeneck sagte uns viel Schmeichelhaftes. Nourrit und die Falcon waren bewundernswürdig; Herr Levasseur sang fast nicht ein einziges Mal falsch und selbst die Chöre sangen richtig. Welche Vorstellung! Ein zweiter Violinist glaubte den Herrn Meyerbeer in einer Loge zu bemerken, wie er gleich einem gewöhnlichen Zuschauer klatschte.“

„Und der vierte Act?“

— „Zwanzig Mal von begeisterten Bravos unterbrochen; Raoul und Valentine machten ungeheuren Effect; Nourrit wurde zweimal gerufen.“

„Und man will ihn entlassen? . . . Es ist nicht möglich.“

— „Das Gerücht scheint aber doch eine gewisse Wahrscheinlichkeit zu erlangen. Ich hörte noch heute Abend einen Clarinetisten davon sprechen, der es von einem Klapphornisten gehört hatte, und der wußte es von dem Chordirector. Man bezeichnet sogar schon seinen Stellvertreter.“

„Seinen Nachfolger willst Du sagen,“ unterbrach ihn Laroche. „Man kann Nourrit wohl nachfolgen, aber ihn niemals ersetzen. Und wie heißt der muthige Mann?“

— „Er heißt — wart' einmal — ich glaube, er heißt Duprez. Ja richtig, Duprez heißt er.“

„Duprez?“ wiederholte Laroche, indem er seine Gedanken zu sammeln suchte. „Ich habe einen Sänger dieses Namens gekannt, einen kleinen hagern Mann, der eine kleine unangenehme Stimme hatte und die vierten Tenorpartien im Odeon sang.“

— „Ich erinnere mich auch,“ sagte Jolliet. „Ich habe ihn, glaube ich, in der „diebischen Elster“ gesehen. Aber der kann es nicht sein. Uebrigens hat er Paris lange schon verlassen; er muß Schauspieler in einer kleinen Stadt sein.“

„Gleichviel, so viel ist gewiß, daß es eine schreckliche Ungerechtigkeit ist, einen Mann nicht zu behalten,



der mit so ungeheurem Glücke gesungen hat und noch singt, — einen Künstler zu entlassen, der so volle Häuser macht! Ach, die Theaterdirectoren! Wenn es die Undankbarkeit nicht schon gäbe, sie würden sie erfunden haben.“

— „Es freut mich sehr, Dich so sprechen zu hören,“ entgegnete Follet. „Denke Dir, fünf oder sechs im Orchester theilen den allgemeinen Unwillen nicht. Sie scheuen sich nicht zu behaupten, die beste Zeit Mourrits sei vorbei.“

„Das sind Fuchschwänzer, welche der Direction schmeicheln wollen. Ich für meine Person erkläre laut, daß ich den Duprez nicht kenne, den man uns geben will, aber ich erkläre auch im Voraus, daß er den Mourrit nicht ersetzt, den wir verlieren sollen. Ich wünsche nichts weiter, als daß ich seinem ersten Auftreten beiwohnen kann, um gegen die Schändlichkeit zu protestiren.“

(Beschluß folgt.)

### Miscellen.

(Petersburg.) — Die Escherkessen, die in der russischen Armee dienen, silberne Gürasse und Panzerhemden tragen, sehen verächtlich auf die Offiziere der regelmäßigen Corps herab. Es ist gerathen, diesen Leuten aus dem Wege zu gehen, denn ihre Dolche sind immer geschliffen, ihre Gewehre immer geladen. Auf den Ballen erscheinen sie in keinem andern Anzuge. Sie tanzen eine Polonaise mit den Damen und haben geladene Pistolen im Gürtel. Vor einigen Jahren sah man in Petersburg häufig Eiznen ihrer Chefs, den Fürsten Ali, gegen den man seiner Schönheit und Liebenswürdigkeit wegen sehr nachsichtig war. Mitten auf der Straße schoss er oft in die Luft oder nach irgend einem Gegenstande. Wollte ihn die Polizei ergreifen, so schwang er sich rasch auf ein Pferd, das ihm immer folgte, treu wie ein Hund, und verschwand wie ein Geist. Meist schoss er nur nach der Sonne oder den Laternen, selten auf das Volk; doch gab er einmal Feuer auf einen Officier, über den er sich beklagen zu müssen glaubte; er fehlte ihn, nicht weil er schlecht gezielt hatte, sondern weil ein anderer Officier ihm glücklicher Weise den Arm wendete. — Keine Stadt in der Welt hat Schneider, die geschickter im Uniformmachen wären; jedes Stück derselben wird von besondern Arbeitern gemacht, die gerade in diesem Theile ausgezeichnet sind. Es giebt aber auch russische Stuger, welche jeden Morgen Conferenzen mit einem halben Duzend Kleidermachern haben; mit Einigen berathschlagen sie sich über den Schnitt der Pantalons, mit Andern gehen sie tief in die ernstesten Fragen ein, welche die Form des Fracks, der Weste ic. betreffen. — Mit Recht hat man die Bemerkung gemacht, daß man selten irgendwo so

viele schöne Männer sähe als in Petersburg; allerdings kommt auch hier viel auf Rechnung der Schneider. Dagegen darf man auch nicht vergessen, daß alle schön gewachsenen hübschen Männer nach der Hauptstadt sich wenden, weil sie dort leicht eine ihnen zusagende Anstellung finden. Selten jedoch machen diese schönen Männer durch die Frauen ihr Glück; Petersburg ist die Stadt der Männer; ihre Zahl übertrifft die der Frauen um 100,000, so daß sie keine große Wahl haben. Die Aeltern der Mädchen, welche dieselben in der Provinz nicht verheirathen können, bringen sie deshalb auch immer nach der Hauptstadt, wo sie die Mädchen gewiß bald vortheilhaft unterbringen. Das Klima scheint den Frauen in Petersburg nicht günstig zu sein; meist sehen sie blaß aus, mit Ausnahme der deutschen, die aus den Ostseeprovinzen kommen. Deshalb stehen denn auch die deutschen Damen sehr in Ansehen bei den Russen. Keine Dame geht übrigens, selbst am Tage, allein aus, nur in Begleitung eines Herrn oder eines Bedienten. — Jedes Jahr am Tage nach Pfingsten sieht man in dem Sommergarten ein seltsames Schauspiel. Die Söhne der Kaufleute begeben sich dahin, um sich ihre Frauen da zu wählen. Nach einem in St. Petersburg wie in ganz Rußland sehr alten Gebrauche versammeln sich die heirathsfähigen Töchter der Kaufleute in diesem Garten, wo sie sich der Reihe nach um die blühenden Beete her vor ihren Müttern aufstellen, die sie vorher mit allem herausgeputzt haben, was ihre Schmuckkästchen enthalten; denn man schätzt bei dieser Toilette die Menge des Schmucks, der Edelsteine, nicht den guten Geschmack, so daß oft der Kopf, die Ohren, der Hals, die Arme, der Gürtel, die Finger und selbst die Füße der jungen Mädchen mit kostbaren Gegenständen buchstäblich beladen sind. Manche sind von Gold und Edelsteinen so bedeckt, daß man kaum die Züge ihrer natürlichen Schönheit sieht. Man erzählt sogar, eine Mutter, die nicht mehr gewußt, was sie ihrer mit Perlen und Juwelen bedeckten Tochter noch anhängen solle, habe ihr um den Hals sechs Duzend versgoldete Theelöffel, an den Gürtel drei Duzend Eßlöffel und kreuzweis vorn und hinten vier große Punschlöffel angehängen. Die jungen Männer gehen dann in ihren langen Kastrans von seinem Luche mit ihren Vätern vor diesem so gefährlichen Bataillone auf und ab. Meist sind sie jedoch so klug, sich nicht zu binden, bevor sie sich überzeugt haben, ob die Brillanten nicht etwa falsch sind, und das Gewicht des Goldes prüften. Acht Tage nach dieser ersten Ausstellung giebt es eine zweite, bei welcher man schon vertraulicher spricht und die Verbindungen definitiv geschlossen werden. —

(Eine eigensinnige Holländerin.) Jedermann kennt das sogenannte Millionair-Dorf Broek bei Amsterdam und den Ruf der Originalität, in welchem die Bewohner dieses merkwürdigen Ortes stehen. Dieser Ruf mag übertrieben sein, Originalität giebt es aber immer in Broek. Kürzlich nun befand sich die Königin von Württemberg mit zwei Prinzessinnen, ihren Töchtern, in Broek und äußerte den Wunsch, das Innere eines der Häuser zu sehen, deren Haupteingangsthüre nur bei sehr seltenen Gelegenheiten geöffnet wird. Man bezeichnete ihr das Haus



einer sehr reichen Wittve als das merkwürdigste. Sie ließ also die Wittve ersuchen, ihr Haus einer fremden Dame zeigen zu wollen, die man nicht nannte; die Wittve schlug es ab. Man glaubte nun dieselbe nachgiebiger zu machen, wenn man ihr sage, die Königin von Württemberg sei es, die um diese Gunst bitte; aber die Dorfbewohnerin beharrte bei ihrer Weigerung und setzte hinzu, es würde niemals eine fremde Person, und wäre es eine Königin oder Kaiserin, ihr Haus betreten, in welchem dieselbe nichts zu suchen hätte.

(**Skavenstolz.**) Der Graf von Castelnau bereisete im vorigen Jahre die Vereinigten Staaten von America, kam mit philanthropischen Ideen dahin und besuchte sobald als möglich eine Negerauction. Statt die Schwarzen in Verzweiflung zu finden, wie er geglaubt hatte, schwanden und lachten sie. Ein einziger weinte; er allein, meinte der Graf, erkennt seine entsetzliche Lage; er trat zu dem Neger und fragte ihn nach der Ursache seiner Thränen. „Herr,“ antwortete der Schwarze, „ich bin für nur 600 Dollars verkauft worden und für Jacob, der minder stark ist als ich, hat man 700 Dollars bezahlt. Ich bin entehrt auf immer!“ — Ich war auf einmal seltsam beruhigt, setzt der Graf hinzu, und habe seitdem Tausende von Negern verkaufen sehen, ohne ein einziges Mal wieder zu meinen philanthropischen Ideen zurückkommen zu können.

(**Die Frauen in America.**) In Rücksicht auf die Arbeit, sagt derselbe Graf Castelnau, thut der Mann in America Alles und die Frau nichts; sie nimmt keinen Theil an der Anordnung der Angelegenheiten und weiß meist von der Lage ihres Mannes gar nichts. Ich fragte mehrmals die Frauen von Kaufleuten in New York nach dem Orte, wo sich das Geschäftslocal ihrer Männer befände, das immer von der Wohnung getrennt ist, und sie vermochten mir nie Auskunft zu geben, einige schienen sich sogar über meine Frage zu wundern; ich bin überzeugt, daß es Mehrere giebt, die es gar nicht wissen, welche Art von Geschäft ihr Mann macht. — Die Geistesfähigkeiten entwickeln sich hier außerordentlich schnell und die amerikanischen Kinder sind den unserigen sicherlich weit überlegen; nichts ist gewöhnlicher, als einen Knaben von zwölf Jahren einen wichtigen Posten in einem Handelshause bekleiden und z. B. in eine Bank gehen zu sehen, um dort bedeutende Summen zu erheben.

(**Eine Anleihe.**) Die Frau eines reichen Fremden wohnte kürzlich der Aufführung eines sehr komischen Vaudevilles in Paris bei, das sie sehr unterhielt. Der Dichter, ein geistreicher Mann in bedrängten Umständen, benutzte dies und schrieb am andern Tage an den Mann: „mein Herr, Madame A. wohnte gestern der Aufführung eines meiner Werke bei; sie lachte für weit mehr als die zweiunddreißig Francs, welche die Loge kostete, die sie gemiethet hatte; sie wird Ihnen sagen können, daß sie sich für dreitausend Francs amüsirte. Diese Summe bedarf ich gerade höchst nothwendig und ich frage Sie deshalb, ob Sie

mir damit unter die Arme greifen wollen. Sie sind so glücklich, mein Herr, daß es gar nicht unmöglich ist, daß Sie das Geld von mir nicht wieder erhalten.“ — Herr A. honorirte diese ganz neue Anweisung wirklich.

(**Der Eifersüchtige.**) Der Herr von G., ein pensionirter Officier, hat zu gleicher Zeit das Glück, eine junge und schöne Frau zu besitzen und das Unglück, außerordentlich eifersüchtig zu sein. Vor einigen Tagen nun kam der Herr von G. von einem Diner bei einem Freunde in Neuilly nach Paris zurück und auf den elysäischen Feldern glaubte er in einer der Nebenalleen seine Frau am Arme eines jungen Mannes zu erkennen. Der Zorn, die Eifersucht, verbunden mit einer gewissen Aufregung, welche die Folge eines guten und langdauernden Mittagseffens zu sein pflegt, verwirrten ihm mit einem Male den Kopf dermaßen, daß er, ohne sich vorher zu überzeugen, ob er sich auch nicht irre, auf die junge Frau zueilte, sie heftig am Arme faßte und rief: „wohin willst Du, Gende?“ Die Dame drehte sich mit einem Schrei der Furcht und Angst um. Herr von G. erkannte sogleich seinen Irrthum und wollte sich entschuldigen, ehe er aber Zeit hatte, ein einziges Wort über die Lippen zu bringen, erhob der junge Mann, der sich ebenfalls sogleich umgedreht hatte, den Arm und versetzte dem alten Officier einen derben Schlag mit dem Stocke. Die drei Personen wurden bald von einer Menge Neugieriger umringt und da man die Ursache nicht kannte, warum der junge Mann den Alten geschlagen hatte, wollte man ihn festhalten und zu dem nächsten Wachposten führen; der Herr von G. aber widersetzte sich, sobald er sich wieder erholt hatte, mit großem Eifer der Verhaftung seines Gegners und sagte: „er hat ganz Recht gethan und ich würde in einem ähnlichen Falle ebenso gehandelt haben; übrigens schäme ich mich zu glücklich, mich getäuscht zu haben, als daß ich mich beklagen sollte.“ Er ließ sich darauf in einem Miethwagen nach Hause fahren; aber der Schlag, den er erhalten hatte, sollte traurige Folgen haben; noch in derselben Nacht rührte ihn der Schlag und am andern Morgen starb er.

(**Eine grausige Geschichte.**) Der Fürst Belloselsky besaß in hohem Grade das Talent, Geistergeschichten zu erzählen. In einer großen Abendgesellschaft rückten einmal die Damen die Stühle um ihn her und baten ihn dringend, er möchte sie ein wenig erschrecken. Der Fürst ließ darauf die Lichter auslöschen bis auf eines, welches in einem anstoßenden Zimmer brannte, dessen Thüre halb offen gelassen wurde. Der Erzähler begann seine Geschichte, welche, wie man erwartet hatte, sich um das Erscheinen einer schrecklichen Gestalt drehte, die mitten im Dunkel langsam und sichtbar auf eine im Bett liegende Person zukam. Während der letzten zehn Minuten hatte der Fürst seine Hand auf einem Marmortische ruhen lassen; seine Stimme nahm einen hohlen Grabeston an. Mit einem Male legte er seine eiskalte Hand auf den entblößten Arm seiner Nachbarin, der Frau vom Hause, die mit einem entsetzlichen Angstschrei aufsprang. Die



erschrockenen Zuhörerinnen eilten in das anstoßende Zimmer und löschten in der Verwirrung und Angst das einzige Licht aus. Das plötzlich eintretende Dunkel verdoppelte ihre Furcht. Endlich erschienen die Diener mit Kerzen, der Fürst aber, der über den Erfolg seines Versuchs besorgt zu werden anfing, hatte Mühe, seine schönen Zuhörerinnen zu beruhigen. „Meine Damen,“ sagte er, „es ist Ihre eigene Schuld; Sie ersuchten mich, Sie ein wenig zu erschrecken und mein höchstes Bestreben geht immer dahin, mich Ihnen angenehm zu machen.“

(Die Macht der Liebe.) Die Macht der Liebe, erzählt Brantome, kann unmöglich weiter gehen, als bei einem Verliebten, den ich zu meinen Bekannten zählte. Er liebte eine Dame, die ihm, weil er ein großer Schwäger war, befahl, gänzlich zu schweigen, wenn er ihre Liebe gewinnen wollte. Er sprach zwei Jahre lang kein Wort, so daß selbst seine besten Freunde glaubten, er sei stumm geworden. Eines Tages endlich, in einer zahlreichen Gesellschaft von Freunden, rühmte sich die Dame, sie könne ihn heilen und sie that es, indem sie bloß sagte: „sprechen Sie.“ Er erhielt natürlich sogleich die Sprache wieder und zur Belohnung die Hand der geliebten Dame.

(Der Graf von Orford und der Tanzmeister.) Ein französischer Tanzmeister fragte einst einen seiner Freunde, ob es wahr sei, daß Harley zum Grafen von Orford und Lord Schatzmeister von England ernannt worden sei. „Allerdings ist es wahr,“ antwortete man ihm. — „Das wundert mich sehr, denn ich habe den Mann zwei Jahre unter den Händen gehabt und konnte nichts aus ihm machen.“

### Generalcorrespondenz.

Die Nachricht von dem Brudermorde in Florenz erweist sich als ungegründet, indem der Vater der beiden jungen Engländer, von denen der Vorfall erzählt wurde, berichtet, er habe nur zwei Söhne und von diesem diene einer in Ungarn, während der andere sich bei der englischen Armee gegenwärtig in China befinde. —

Ein angesehenener Notar in Tunis wurde kürzlich angeklagt, einen falschen Verkaufscontract gemacht zu haben. Er sah sich bald darauf vor den Bey beschieden und mußte, da die Beweise zu deutlich sprachen, sein Verbrechen eingestehen. Dem zu Folge wurde die Strafe der Fälscher auf ihn angewendet, nämlich die rechte Hand ihm abgehauen, was der Henker auch sofort vollzog. Um den Blutfluß zu stillen, wurde darauf der Handstumpf in kochendes Pech getaucht. Dann setzte man den Schuldigen verkehrt auf einen Esel, die abgehauene Hand wurde ihm auf den Rücken gebunden und so führte man ihn durch die Hauptstraßen der Stadt Tunis in Begleitung von mehr als tausend Neugier-

gen, bis endlich in sein Haus zurück, wo er in seiner Familie und unter seinen Freunden ruhig leben kann, ohne etwas von dem Ansehen verloren zu haben, in welchem er früher stand, denn bei den Muselmännern erstreckt sich die Schande eines Verbrechens nicht über die Anwendung der Strafe hinaus und der größte Verbrecher tritt wieder in den Rang und das Amt ein, die er früher bekleidete, nachdem er seine Strafe erlitten hat, ohne daß der geringste Flecken für ihn oder seine Familie zurückbleibt. —

Die beiden berühmten Violinisten, Veriot und Vieurtemp, die sich gegenwärtig in Brüssel aufhalten, hätten kürzlich beinahe der eine das Leben, der andere die Hand verloren. Ein Balken stürzte dem erstern auf den Kopf und verletzte ihn schrecklich; der zweite verstümmelte sich die Hand als er ein Rasirmesser abzog. Zum Glück haben die beiden Unfälle keine nachtheiligen Folgen; Veriot hat einige Tage im Bett gelegen und befindet sich bereits besser; Vieurtemp trägt zwar die Hand noch im Bunde, aber die Wunde heilt bereits.

Wie ein amerikanisches Blatt erzählt, ist vor Kurzem in Annapolis, einer kleinen Stadt in Maryland, eine originelle Männerfeindin gestorben. Sie war dreiundachtzig Jahre alt geworden und stets ehelos geblieben, um zu beweisen, daß es Verläumdung sei, wenn man sage, jedes Frauenzimmer sehne sich nach der Ehe. Diese alte Dame, welche sehr reich war und sich früher durch ihre Schönheit ausgezeichnet hatte, hieß Jane Murdoch. Obgleich sonst sehr sanft und lebenswürdig, so war sie doch eine wahre Eigerin gegen alle jungen Herren, namentlich gegen die Stutzer, welche sie umschwärmten. In ihrem Testamente vermachte sie ihr ganzes Vermögen, mit Uebergangung aller ihrer männlichen Verwandten, ihren Nichten, unter der Bedingung, daß sie nie heiratheten. Sie setzte ferner vier Männern von vierzig Jahren jedem 100 Dollars aus, um ihren Sarg zu Grabe zu tragen, aber unter der Bedingung, daß sie vorher schwören, nie ein Frauenzimmer geliebt zu haben. Man fand Niemanden, der diese Bedingung erfüllen konnte; der Sarg mußte also von Mädchen getragen werden. In einem andern Artikel ihres Testaments hatte sie bestimmt, daß bei ihrem Begräbniß nur Freudenlieder gesungen werden sollten, daß man ein großes Festmahl für alle die anstelle, welche demselben beiwohnten, und daß sechs Jungfrauen auf ihrem Grabe tanzten. Alle diese Bestimmungen wurden genau erfüllt. Es sollen diesem seltsamen Begräbniß mehr als zweitausend Personen beigewohnt haben; das Gerücht setzt auch hinzu, Niemand habe das Festmahl ohne einen Rausch verlassen. Jane Murdoch gehörte zu der Secte der Nicolisten oder neuen Quäker. —

Der berühmte Tunnel unter der Themse zu London ist nun so weit fertig, daß der Erbauer desselben, Brunel, vor Kurzem von einem Ende bis zum andern durchgegangen ist. Es bleiben nur noch 25 Fuß auszumauern. —



# Allgemeine Moden-Zeitung

N<sup>o</sup> 39.

Der äußerst billige Preis dieser wöchentlichen Zeitschrift, für den Jahrgang zu 104 Quartbogen, mit 64 Kupfern oder circa 600 Abbildungen der neuesten Pariser, Londoner und Wiener Moden, schnell nach deren Erscheinen, ist 6 Thlr.; mit 116 Kupfern und



1841.

Stahlstichen, die Moden u. als Doppelkupfer: Portraits berühmter Menschen, Abbildungen von neuen Reubles, Fenster-Sardinen, Gartenverzierungen, Equipagen etc. enthaltend, 8 Thlr. Alle Buchhandlungen, Zeitungs Expeditionen und Postämter nehmen Bestellungen an.

Redakteur: Dr. A. Diezmann.

Verlag von Baumgärtner's Buchhandlung in Leipzig.

Motto: Von dem Neuen das Neueste; von dem Guten das Beste.

## Gaetano Sferra.

Von Alex. Dumas.

(Fortf. aus Nr. 38. des Bilder-Magazin.)

„Soll ich Ihnen eine Quittung oder irgend etwas Schriftliches geben?“ fragte ich die unbekannte Dame.

„Wozu? Sie sind entweder ein ehrlicher Mann oder Sie sind es nicht; sind Sie ein ehrlicher Mann, so genügt Ihr Wort; sind Sie es nicht, so erkennen Sie an den Vorsichtsmaßregeln, die ich nehme, an dem Geheimnisse, in das die Sache zu hüllen ist, daß Ihr Papier mir zu nichts nützen kann, daß ich es vor den Behörden nicht geltend machen darf.“

„Welcher Zufall hat Sie aber zu mir geführt?“

— „Ich ging heute am Hasen spazieren und wußte nicht, an wen ich mich wegen des Dienstes, den ich von Ihnen verlange, wenden sollte. Da sah ich Sie vorüber gehen; Ihr offenes Gesicht gefiel mir; Sie stiegen in das Boot und begaben sich gerade auf das kleine Schiff da; ich schloß daraus, daß Sie der Capitain desselben sein müßten, wartete die Nacht ab und ließ mich dann zu Ihnen führen; ich verlangte mit Ihnen zu sprechen und da bin ich.“

„Sie haben mein Wort.“

— „Werden Sie die Parole nicht vergessen?“

„Sicilien und Malta.“

— „Ganz recht; um ein Uhr also an der Spitze Giovanni.“

„Um ein Uhr.“

Die Unbekannte stieg wieder in das Boot hinab

und kehrte an das Land zurück. Um zehn Uhr lichten wir die Anker. Die Spitze San Giovanni ist eine Art Vorgebirge, welche am südlichen Theile von Malta, anderthalb Stunden von der Stadt, in das Meer hinaus sich erstreckt, was zu Wasser ungefähr 5 bis 6 Meilen beträgt. Da aber der Wind schlecht war, so mußten wir die ganze Entfernung rudern und es war deshalb keine Zeit zu verlieren.

Halb ein Uhr befanden wir uns noch eine halbe Meile von der Spitze San Giovanni. Da ich mich nicht weiter nähern wollte, um nicht gesehen zu werden, so ließ ich beilegen und schickte Pietro mit dem Boote an das Land. Ich sah ihn im Dunkel verschwinden; eine Viertelstunde später erschien er wieder. Der Passagier saß am Hintertheile des Bootes; alles war also vorüber.

Ich hatte die Kajüte auf das Beste einrichten, meine eigene Matraze dahin schaffen lassen und übrigens dachte ich, da wir bei dem Winde, welchen wir hatten, am andern Tage in Messina sein mußten, eine Nacht vergehe bald. Auch giebt es Umstände, unter denen auch die verwöhntesten Personen gern über gewisse Dinge hinwegsehen, und unser Passagier schien sich in einem dieser Umstände zu befinden. Aus Zartgefühl und um nicht neugierig zu erscheinen, begab ich mich in das Zwischendeck hinunter, während er an Bord stieg. Der Passagier seiner Seite begab sich gerade in die Kajüte, ohne Jemanden anzusehen und ohne ein einziges Wort zu sprechen; er drückte dem Pietro bloß



zwei Unzen (à 3 Thlr.) in die Hand. Nach fünf Minuten, als das Boot wieder besetzt war, kam Pietro zu mir.

„Da, Capitain,“ sagte er, „sind noch 2 Unzen für die Casse.“

— „Die Leute haben,“ unterbrach sich der Capitain, „eine allgemeine Casse; ich bin der Cassirer; nach Beendigung der Reise zahle ich Jedem seinen Antheil aus und Alles ist abgethan. — Wie ging es?“ fragte ich den Pietro.

„Ganz gut,“ antwortete er; „er erwartete mich mit der verschleierte Dame, die am Bord gewesen war, und er schien ungeduldig auf mich zu harren, denn kaum hatte er mich bemerkt, so küßte er die Dame und kam mir sogar bis an die Knie in's Wasser entgegen; dann wechselten wir die Parole und er stieg ein. So lange die Dame ihn sehen konnte, blieb sie an der Küste stehen und winkte uns mit dem Taschentuche. Als wir schon weit entfernt waren, hörten wir eine Stimme, die uns eine glückliche Reise nachrief; es war auch die arme Dame.“

— „Hast Du unsern Passagier gesehen?“

„Nein, er verhüllte sich das Gesicht mit dem Mantel; aus seiner Stimme und aus seiner Figur schloß ich aber, daß er jung, vielleicht der Geliebte jener Dame ist.“

— „Es ist gut; sag Deinen Cameraden, daß sie das Segel ausspannen, und dem Nunzio, daß er nach Messina steuere.“

Pietro ging wieder auf das Verdeck hinauf, richtete den Befehl aus, den ich ihm gegeben hatte, und zehn Minuten später glitt das Schiffchen schnell dahin. Ich begab mich auch bald auf das Verdeck; ich weiß nicht, warum ich nicht schlafen konnte. Uebrigens war das Wetter so schön, der Wind so gut und der Mondschein so prächtig, daß es eine Sünde gewesen wäre, hätte man sich in einer solchen Nacht in dem Zwischendeck einsperren wollen.

Ich fand das Verdeck leer; alle Cameraden hatten sich zurückgezogen und schliefen so gut als möglich; nur Nunzio wachte wie gewöhnlich; da er aber hinter der Kajüte versteckt war, so sah man ihn nicht und man konnte glauben, das Schiff finde seinen Weg ganz allein.

Es war ungefähr halb drei Uhr früh; wir hatten Malta bereits weit hinter uns zurückgelassen und ich ging auf dem Verdecke auf und ab und dachte an meine Frau und die Freunde, die wir wiederfinden würden, als ich mit einem Male die Kajüte sich öffnen

und den Passagier heraustreten sah. Er suchte sich zu orientiren, wo wir uns befänden. Er sah Malta, das nur noch einem schwarzen Punkte gleich, und es kam mir vor, als athme er viel freier auf. Das erinnerte mich an die Vorsichtsmaßregeln, welche er gebraucht hatte, als er an Bord stieg, und da ich fürchtete, ihm hinderlich zu sein, wenn ich auf dem Verdeck bliebe, so drehete ich mich um, um wieder in das Zwischendeck hinunter zu gehen, als er einige Schritte nach mir hinthat und mich rief: „Capitain!“

Ich erschrak; es war mir, als hätte ich diese Stimme schon irgendwo im Traume gehört, und ich drehete mich rasch um.

„Capitain,“ sagte er, indem er immer weiter auf mich zukam, „glauben Sie, daß wir, wenn der Wind so anhält, morgen Abend in Messina sein können?“

Je näher er mir kam, um so mehr glaubte ich, sein Gesicht wieder zu erkennen, wie ich erst seine Stimme zu erkennen geglaubt hatte. Ich ging ihm selbst einige Schritte entgegen, als er mit einem Male stehen blieb und mich wie versteinert ansah. Je geringer die Entfernung zwischen uns wurde, um so deutlicher gestalteten sich meine Erinnerungen, um so mehr verwandelten sich meine Muthmaßungen in Gewißheit. Der Passagier seiner Seite, das sah man ihm an, wäre lieber an jedem andern Orte als an dem gewesen, wo er sich befand; aber er konnte nicht fliehen, rund um uns her war nichts als Wasser und das Land schon weit von uns entfernt. Trotzdem wich er vor mir so weit zurück, bis die Kajüte ihm entgegenstand. Ich trat ganz nahe an ihn. Wir sahen einander einen Augenblick an, ohne ein Wort zu sprechen, er bleich und mit verstörten Zügen, ich lächelnd, obgleich ich fühlte, daß auch ich erblaßte und daß mein ganzes Blut nach dem Herzen zu drängte; endlich brach er zuerst das Schweigen.

„Sie sind der Capitain Giuseppe Arena?“ sagte er.

— „Und Sie der Mörder Gaetano Sferra,“ antwortete ich.

„Capitain,“ fuhr er fort, „Sie sind ein ehrlicher Mann, haben Sie Mitleid mit mir und machen Sie mich nicht unglücklich.“

— „Ich soll Sie nicht unglücklich machen? Wie verstehen Sie das?“

„Liefen Sie mich nicht aus; ich werde bei der Ankunft auf Sicilien die Summe verdoppeln, die Ihnen versprochen worden ist.“

— „Ich habe zweihundert Dukaten empfangen, um Sie nach Messina zu bringen; Sie sollen mir noch



zweihundert geben, wenn Sie an das Land gehen; ich werde nehmen, was mir gebührt, sonst keinen Pfennig."

"Und Sie werden auch die Verpflichtung erfüllen, die Sie übernommen haben, mich gesund und wohlbehalten an das Land zu setzen?"

— "Ich werde Sie an das Land bringen, ohne daß Ihnen ein Haar auf Ihrem Haupte gekrümmt worden ist; sind wir aber am Lande, dann haben wir eine kleine Rechnung auszugleichen; ich bin Ihnen einen Messerstoß schuldig; dann werden wir quitt sein."

"Wollen Sie mich ermorden, Capitain?"

— "Glender!" rief ich ihm zu; "das Morden ziemt sich nur für Dich und Deines Gleichen."

"Nun, was wollen Sie sonst thun?"

— "Ich meine, da Sie so gut mit dem Messer umzugehen wissen, wollen wir einen Zweikampf mit Messern kämpfen; alle Vortheile sind auf Ihrer Seite; Sie haben den ersten Stoß."

"Ich verstehe mich nicht auf den Zweikampf mit Messern."

— "Lassen Sie das gut sein," antwortete ich, indem ich das Hemd auseinanderschlug und ihm meine Brust zeigte; "mir dürfen Sie das nicht sagen; übrigens ist die Sache nicht schwer; jeder biegt sich in eine Kanne, man läßt sich den linken Arm an den Körper festbinden, kommt überein, ob ein Zoll, zwei Zoll oder das ganze Messer gebraucht werden soll, und gesticulirt sodann. Was den letztern Punct betrifft, so ist er schon geordnet; wir werden uns mit der ganzen Klinge schlagen, denn Sie stießen so gut, daß auch nicht eine Linie außerhalb der Wunde blieb."

"Und wenn ich mich weigere?"

— "Ach, wenn Sie sich weigern, dann ist es etwas Anderes; ich werde Sie an das Land setzen, wie ich versprochen habe, werde Ihnen eine Stunde Zeit bewilligen, so daß Sie das Gebirge erreichen können, und dann bei dem Richter Anzeige machen. Dann liegt alles an Ihnen; denn wenn man Sie ergreift, werden Sie gehangen."

"Und wenn ich den Zweikampf annehme und Sie tödtete?"

— "Wenn Sie mich tödten? — So ist die Sache abgethan."

"Wird man mich nicht verfolgen?"

— "Wer denn? Meine Freunde?"

"Nein, die Justiz."

— "Wird sich ein Sicilianer finden, der gegen Sie zeugte, weil Sie Jemanden auf loyale Weise um-

gebracht haben? Hätten Sie mich ermordet, dann wäre es etwas Anderes."

"Nun so werde ich mich mit Ihnen schlagen; es ist abgemacht."

— "So schlafen Sie ruhig, wir werden in Contesti oder Scaletta weiter davon sprechen. Bis dahin steht das Schiff zu Ihrem Befehl, da Sie es bezahlen; gehen Sie der Länge und der Quere nach auf demselben umher; ich begeben mich an meinen Platz."

Ich ging herunter, weckte Pietro und erzählte ihm, was geschehen war. Nunzio brauchte nichts erzählt zu werden; er hatte alles gehört.

"Es ist gut, Capitain," sagte er; "bleiben Sie nur ruhig, wir werden ihn nicht aus den Augen verlieren."

Am nächsten Tage um zwei Uhr Nachmittags kamen wir in Scaletta an; ich befahl der Mannschaft, auf dem Schiffe zu bleiben, während Gaetano Serra, Pietro, Nunzio und ich in das Boot stiegen.

Als wir das Land betraten, stellten sich Nunzio und Pietro Einer rechts, der Andere links von dem Manne, damit er nicht etwa entfliehe. Er bemerkte dies und sagte zu mir:

"Ihre Vorsichtsmaßregeln sind unnöthig, Capitain; sobald es sich um ein Duell handelt, es mag auf Pistolen, auf Degen und Messer sein, bin ich Ihr Mann."

— "Sie geben mir also Ihr Ehrenwort, keinen Versuch zur Flucht zu machen?" fragte ich.

"Ich gebe es Ihnen."

Ich winkte Nunzio und Pietro und sie ließen ihn allein gehen. Wir wanderten auf unserm Wege hin und nach etwa zehn Minuten waren wir bei dem Vater Matteo, einem guten alten Sicilianer, der ein kleines Wirthshaus „zum goldnen Anker“ hält. „Guten Tag, Vater Matteo," sagte ich zu ihm. „Nur zwei Worte; wir haben uns veruneinigt, der Herr da und ich, und möchten die Sache mit einem kleinen Messerliche ausgleichen; Du kannst uns wohl ein Zimmer dazu leihen, nicht wahr?"

— "Zwei, Kinder, zwei," antwortete Vater Matteo.

"Zwei wären zuviel, Alter, ein einziges reicht hin. Wenn etwas geschehen sollte, (wir sind ja Alle sterblich und das Unglück schreitet schnell), so weißt Du schon, was Du zu sagen hast. Wir saßen bei Tische, der Herr da und ich, wir geriethen in Streit, griffen zu den Messern und so kam es; wenn Einer auf dem



Plage bleibt, so lag, wohlverstanden, alle Schuld an ihm.“

— „Schon gut; das versteht sich von selbst,“ antwortete Vater Matteo.

„Wenn ich den Herrn da umbringe, so habe ich Dir weiter nichts zu empfehlen; er wird anständig begraben, wie ein Bürger begraben werden muß, und ich bezahle es. Bringt der Herr mich um, so findet sich Geld auf meinem Schiffe. Uebrigens würdest Du mir auch Credit geben, Matteo, nicht wahr?“

— „Es wäre nicht das erste Mal, Capitain.“

„Aber das letzte Mal würde es sein. In diesem Falle merke wohl auf, Matteo; bin ich todt, so ist der Herr da frei wie die Luft, verstehst Du wohl? Er geht, wohin er will und wie er will, und wenn man ihn verhaftet, so habe ich ihn verleitet; ich habe zuviel getrunken und er gab mir nur, was ich verdiente; verstanden?“

— „Vollkommen.“

„Nun schaff etwas zu essen, Alter. Du, Pietro, geh' und kaufe zwei ganz gleiche Messer; Du weißt schon, wie sie sein müssen. Du, Nunzio, wirft den Geistlichen holen. Apropos“, sagte ich, indem ich mich an Gaetano wendete, der Alles dies mit großer Ruhe angehört hatte, „ich muß Ihnen anzeigen, daß ich eine Messe bestelle; die wird erst morgen früh gelesen werden, aber das bleibt sich gleich. Wollen Sie auch eine bestellen, damit ich nicht im Vortheil gegen Sie bin, so steht Ihnen das frei; Bruder Girolamo ist immer bereit.“

— „Ich danke,“ antwortete Gaetano.

„Wie Sie wollen.“

Pietro und Nunzio gingen, jeder um seinen Auftrag auszuführen. Ich blieb mit Gaetano Sferra und dem alten Matteo allein.

„Nun,“ sagte ich, indem ich zu Gaetano trat, „wenn Sie in dem Augenblicke, zu dem wir gelangt sind, mit Gott nichts abzumachen haben, so haben Sie doch gewiß mit der Welt etwas abzuthun. Sie haben einen Vater, eine Mutter, eine Geliebte, kurz irgend Jemanden, der Theil an Ihnen nimmt und den Sie lieben. Matteo, Papier und Tinte! Folgen Sie meinem Beispiele, Herr, schreiben Sie an diese Person und wenn ich Sie umbringe, soll der Brief getreulich bestellt werden.“

— „Das ist etwas Anderes und Sie haben Recht,“ sagte Gaetano, indem er das Papier und die Tinte

aus den Händen des alten Matteo in Empfang nahm und sich hinsetzte, um zu schreiben.

Ich setzte mich an den Tisch dem seinigen gegenüber und fing ebenfalls an zu schreiben. Es versteht sich von selbst, daß ich an meine arme Frau schrieb.

Als wir fertig waren, kamen Nunzio und Pietro zurück.

„Die Messe ist bestellt,“ sagte Nunzio.

— „Bei dem Bruder Girolamo?“

„Bei demselben.“

„Da sind die beiden Messer,“ sagte Pietro; „sie kosten einen Piafter.“

— „Still!“ rief ich.

„Nein, nein,“ fiel Gaetano ein; „es ist ganz in der Ordnung, daß ich das meine und daß Sie das Ihrige bezahlen. Uebrigens haben wir noch eine Rechnung auszugleichen, Capitain. Ich bin Ihnen die zweihundert Dukaten noch schuldig, denn Sie haben mich Ihrem Versprechen gemäß getreulich an das Land gebracht.“

— „Darüber machen Sie sich keine Unruhe; es hat keine Eile.“

„Es hat allerdings große Eile, Capitain. Hier ist das Geld, und hier, lieber Freund,“ sagte er zu Pietro, „sind zwei Unzen für den Kauf des Messers.“

— „Ich bitte um Verzeihung, mein Herr,“ entgegnete Pietro; „das Messer kostet zwei Carlini und nicht zwei Unzen. Für dergleichen nehme ich kein Trinkgeld.“

„Jetzt,“ fuhr Gaetano Sferra fort, „stehe ich Ihnen zu jeder Zeit zu Diensten.“

— „Es ist aufgetragen,“ sagte der alte Matteo, indem er aus seiner Küche kam.

„Gehen wir also hinauf,“ sagte ich zu Gaetano.

Wir gingen hinauf. Ich folgte Gaetano; er schritt mit festem Tritte voraus und ich gelangte immer mehr zu der Ueberzeugung, daß er ein braver Mann sei.

Es war Alles in Ordnung, wie Matteo gesagt hatte. An dem einen Ende des Tisches war gedeckt und stand das bestellte Abendessen; das andere war leer geblieben und an jeder Seite stand eine Tonne mit eingestossenem Boden, um uns aufzunehmen, wenn es uns beliebt anzufangen.

Pietro legte ein Messer an jede Seite des Tisches.

„Wenn Sie hier Jemanden kennen und Sie wünschen ihn als Zeugen zu haben,“ sagte ich zu Gaetano, „so können Sie ihn rufen lassen; wir warten so lange.“



— „Ich kenne Niemand, Capitain. Uebrigens sind ja die beiden braven Leute zugegen,“ antwortete Gaetano, indem er auf Pietro und Nunzio wies; „sie werden für Sie und für mich zu gleicher Zeit als Zeugen dienen.“

Diese Kaltblütigkeit setzte mich in Verwunderung. Seit ich den Mann in der Nähe gesehen, hatte sich ein Theil meiner Nachlust verloren. Ich nahm mir also vor, gewissermaßen einen Versuch zur Versöhnung zu machen.

„Hören Sie mich an,“ sagte ich in dem Augenblicke, als er an das andere Ende des Tisches trat, „offenbar liegt in der ganzen Sache ein Geheimniß, das ich nicht kenne und nicht zu errathen vermag. Sie sind kein Mörder. Warum haben Sie mich verwundet? Warum gerade mich und keinen Andern? Sprechen Sie offen, sagen Sie mir Alles, und wenn ich finde, daß Sie durch irgend eine Nothwendigkeit gezwungen wurden, durch das Schicksal, welches stärker ist als der Mensch, so bleiben wir gute Freunde.“

Gaetano dachte einen Augenblick nach, dann antwortete er mit finsterner Miene:

„Ich kann Ihnen nichts sagen; das Geheimniß gehört mir nicht allein an, und dann hat uns nicht der Zufall zusammgeführt. Was geschrieben ist, ist geschrieben, und muß vollbracht werden; wir schlagen uns.“

— „Bedenken Sie sich,“ fuhr ich fort, „noch ist es Zeit. Wenn Sie in Gegenwart dieser Leute nicht sprechen wollen, so werden sie hinaus gehen und ich bleibe allein bei Ihnen; was Sie mir auch sagen mögen, ich schwöre es Ihnen, soll eben so wenig verrathen werden, als wenn Sie es in der Beichte geoffenbart hätten.“

„Ich bin dem Tode nahe gewesen; ich ließ einen Priester kommen, ich habe ihm gebeichtet und glaubte, diese Beichte würde die letzte sein, aber ich habe ihm, auf die Gefahr hin, vor Gott mit einer Todsünde belastet zu erscheinen, das Geheimniß nicht enthüllt, das Sie erfahren wollen.“

— „Aber...“ fuhr ich fort, indem ich um so stärker in ihn drang, je mehr er sich weigerte.

„Ach,“ unterbrach er mich, „Sie wollen sich nun wohl nicht mit mir schlagen? Fürchten Sie sich etwa?“

— „Ich mich fürchten!“ rief ich aus. Mit einem Sprunge war ich in der Sonne und hatte das Messer in der Hand. Gaetano wollte nichts hören

und begab sich also ebenfalls in seine Sonne; als man ihm aber den linken Arm auf dem Rücken binden wollte, wie man es mir gethan hatte, meinte er, das hindere ihn und bat, man möge ihm den Arm frei lassen. Man that es.

Nun begann der Kampf. Da er fast gegen seinen Willen, aus Instinct, die Stöße, welche ich nach ihm führte, mit dem linken Arme parirte, so verzögerte das den Kampf einigermaßen. Er zerfezte mir sogar die Achsel ein wenig, ehe ich ihn getroffen hatte, denn ich hielt es unter meiner Würde, ihn an den Gliedern zu verwunden. Als ich aber mein Blut fließen sah, verfezte ich ihm einen so derben Stoß, daß er mit seiner Sonne bis an das Fenster rollte. Da ich ihn nicht wieder aufstehen sah, so meinte ich, er habe seinen Theil, und die Klinge meines Messers war wirklich roth bis an das Hest. Nunzio lief zu ihm.

„Nun,“ rief er ihm zu, „was giebt es? Verlangen Sie einen Arzt oder einen Geistlichen?“

— „Einen Geistlichen,“ antwortete Gaetano mit leiser Stimme, „der Arzt vermag nichts mehr.“

„He, Alter!“ rief Nunzio.

Die Thüre wurde geöffnet und Matteo erschien.

„Ein Zimmer und ein Bett für den Herrn, der sich nicht wohl befindet.“

— „Ist bereit,“ antwortete Matteo.

„So helfst mir ihn tragen, während ich ein Paar Flaschen zerschlage, damit man glaube, es sei allmählig gekommen.“

— „Einen Geistlichen! Einen Geistlichen!“ murmelte Gaetano noch leiser als das erste Mal; „wenn Ihr zögert, kommt er zu spät.“ Das Blut strömte wirklich aus seiner Brust wie aus einer Quelle heraus.

Matteo faßte ihn unter die Achseln, während Nunzio ihn an den Beinen ergriff.

„Sie haben noch vier bis fünf Stunden zu leben,“ sagte der Alte zu ihm, „ich sehe das in Ihren Augen; ich werde eine gute Compresse darauf legen und Sie werden Zeit haben, vollständig zu beichten.“

Die Thüre wurde wieder zugemacht und ich war mit Pietro allein.

(Fortsetzung folgt.)



### Miscellen.

(Knöpfe und Knopflöcher.) Heut zu Tage steht das Knopfloch in Ehren, sonst der Knopf. Die Ideen wechseln. Die Elegants im vorigen Jahrhunderte boten in Hinsicht auf Knöpfe eine fürstliche Pracht, ja Verschwendung auf. Sie ruinirten ihr Vermögen durch Knöpfe von Rubinen, Diamanten, Topazen &c. und verkauften oder verpfändeten darum ihr ererbtes Gut. Was werde ich auf meinen Frack setzen? sagte sonst der Roué zu seinem Schneider. Mein Gut in der Normandie, oder das Schloß von Maine? Auch war es nichts Seltenes, daß sie sich zu ihren Knöpfen neue Röcke machen ließen, wie jetzt neue Knöpfe auf einen Rock gemacht werden. — Das Knopfloch ist nicht so kostspielig. Unsere Jugend ist sparsamer geworden. Das, was man in dasselbe bringt, ist unendlich und nicht theuer, nämlich mehr oder minder frische Blumen, mehr oder minder rothe Bändchen, die alle zu dem „Knopflochsorden“ gehören. Aber von den zehn oder zwölf Knopflöchern, deren sich ein Frack gewöhnlich erfreuet, hat nur ein einziges die besondere Ehre, die modische Blume oder das modische Ordensbändchen zu erhalten, das nämlich, welches sich gerade auf dem Herzen befindet. Deshalb bemerkt man denn auch so viele verwelkte Blumen in den Knopflöchern gewisser Leute. Die Blumen verdorren ja leicht auf dürrer Boden.

(Eine Attrappe.) Gestern, erzählt Jemand in einem französischen Blatte, ging ich auf den Boulevards hin, als mich mit einem Male ein Herr auf die Achsel klopfte, der gestikulirte, wie ein gut unterrichteter Telegraph. „Erlauben Sie,“ sagte er; „es verfolgt mich ein seltsames Geschick; lassen Sie sich erzählen und beurtheilen Sie selbst; vielleicht können Sie mir helfen.“ — „Hoffentlich ist Ihre Geschichte nicht lang, denn ich habe keine Zeit.“ — „Hören Sie. Ich bin ein Mohikaner von Geburt, der Sohn des berühmten „Schlaun Fuchses.“ Mein Vater, Häuptling eines mächtigen Stammes, gab mir eine wahrhaft königliche Erziehung. Im zehnten Jahre wußte ich mit dem Tomahawk trefflich umzugehen und erschlug bereits einen Welter im Zweikampfe. Unter anderm wußte ich auch das Tamburin zu spielen und zähmte Klapperschlangen. Ich galt überall für ein Wunderkind. Die Wilden meines Stammes nannten mich den Unvergleichlichen der Savannen.“

„Erzählen Sie mir die Geschichte ein anderes Mal; man erwartet mich bei dem Diner eines Freundes.“

— „In zehn Minuten bin ich fertig. Es wäre schade, wenn Sie den interessantesten Theil meiner Abenteuer nicht hörten. Ich übergehe mit Stillschweigen, was mir zwischen dem zehnten und zwanzigsten Jahre begegnete. In diesem Alter schickte mich mein Vater mit einem diplomatischen Auftrage an den Hof des Häuptlings eines Nachbarstammes. Dieser Häuptling hatte eine Tochter, die schön war, wie die Nonpareille von Florida; sie hieß Cora. Ich Glender, der ich bin! Ich verführte Cora; sie wurde Mutter.“

— „Das war sehr Unrecht von Ihnen.“

„Ich habe es mir oft selbst gesagt; auch blieb die Strafe nicht lange aus. Der Vater Coras sperrte die Unglückliche ein und trachtete mir selbst nach dem Leben, so daß ich entfliehen mußte. Eine Stunde vor dem Lagerplatze des Stammes lehrte ich aber um, denn mein Vaterherz empörte sich und ich wollte mich überzeugen, was mein barbarischer Schwiegervater mit seinem Enkel begonnen hätte. Denken Sie sich, unweit des Lagers begegnete ich einem Indianer, der ein kleines Kind auf den Armen trug. An seinen Jammertönen erkannte ich mein Kind. Das Vaterherz täuscht sich nicht. „Wohin trägt du das Kind?“ fragte ich den Indianer. Der Glende lachte mir in das Gesicht. Ich erkannte in ihm meinen Nebenbuhler. „Du hast mir die Liebe Coras entzogen,“ sagte er, „und ich räche mich; ich trage Dein Kind fort.“ — „Wohin?“ — „Ich werfe es in die Schlangenhöhle!“ — „Entsetzen!“ rief ich aus und eilte ihm nach. Die Schlangenhöhle ist eine Grotte, in welcher es von Schlangen aller Art wimmelt. Ehe ich dahin gelangen konnte, hatte der Indianer mein Kind hineingeworfen und sich meiner gerechten Rache entzogen. Es blieb mir nichts übrig, als das Kind zu retten. Ich trat in die Höhle hinein; drei Schlangen richteten sich sogleich empor und umschlangen mich. Wissen Sie, wie ich davon kam?“

„Ich erwarte, daß Sie mir es erzählen.“

— „Das suche ich ja eben; seit acht Tagen sinne ich über ein Mittel nach, das ich wohl anwenden könnte. Ich bin Romanbichter. Ein Buchhändler ersuchte mich, für ihn die „Memoiren eines jungen Mohikaners in 3 Bänden“ zu schreiben. Ich bin am Ende des ersten Bandes und bei der Schlangenhöhle. Sie würden mir einen Gefallen erzeigen, wenn Sie mir ein Mittel angeben, wie ich da wieder herauskommen könnte.“

„Wären Sie, wo der Pfeffer wächst!“ rief ich dem Erzähler zornig zu. „Ich stehe da und höre Ihrer Geschichte zu und unterdeß gelangt man bei dem Diner meines Freundes bis zum Dessert, ohne daß ich etwas davon erhalte.“ Ich eilte fort.

(Petersburg.) Bekanntlich ist kürzlich in dem wie durch Zauberei schnell aufgebauten Winterpalaste in Petersburg der prachtvolle St. Georgs Saal eingestürzt, wobei aller kostbare Schmuck in demselben zertrümmert wurde, so daß man den Verlust auf wenigstens 2 Millionen Thaler schätzt. Herr Kohl sagt aber auch in seinem trefflichen „Petersburg &c.“: es ist unglaublich, mit welcher Schnelligkeit in Petersburg gebauet wird. Theils treibt die Kürze der für das Bauen geeigneten Jahreszeit dazu, theils die Ungeduld der Russen, das Angefangene fertig zu sehen. Dafür giebt es denn aber auch eine Menge von Häusern, die schon frühzeitig an Altersschwäche leiden. Das jetzt wieder fertig gewordene Winterpalais ist das frappanteste Beispiel davon. Es wurden innerhalb Jahresfrist nicht weniger als 20 Millionen Rubel darin verbauet. Man setzte den Bau im Winter fort, indem man das ganze Gebäude beständig heizte, um die Materialien flüssig zu erhalten und die Wände schnell trocknen zu lassen. Mit den meisten Privatgebäuden der Großen ist es ein ähnlicher Fall.



Alles wird so schnell zusammengestellt wie Theater-Decorationen. Die Russen scheinen nur zu bauen, um Ruinen zu machen. Die Hausbesitzer setzen bisweilen, um ihren einstöckigen Häusern mehr Ansehen zu geben, das Mauerwerk einer ganzen zweiten Etage auf. Bei näherer Betrachtung finden sich aber die Fenster bloß fingirt und dahinter giebt es nichts als eiserne Stangen, welche das Gemäuer an das übrige Gebäude befestigen. Fast nie ist ein Haus völlig fertig und beständig wird an ihm bald hier, bald da etwas geflickt und geändert. Ein einziges Fest, ein Diner, ein Ball bringt oft nicht unbedeutende Veränderungen im Innern eines Hauses zuwege. Findet man die Reihe der Zimmer zu klein, so bricht man eine Mauer durch, zieht das folgende Zimmer hinzu und läßt Thüren für den Abend einsehen. Säulen und Balustraden werden zur Ausschmückung und für die Musiker errichtet, Lauben, Stübengärten, Buffets arrangirt, Zimmer temporär mit Tapeten behangen und mit Teppichen belegt, ja oft, um noch mehr Zimmerraum zu gewinnen, ein hölzernes Zimmer über den Balcon hingebauet, der als hübsch ausgeschmücktes Kabinet oder als Sitz der Musiker mit zum Tanzsaal gezogen wird. Gewiß giebt es kein einem Russen gehöriges Haus, das 14 Tage in einem und demselben Zustande bliebe. Aus Langeweile und innerer Unruhe können die vornehmen Leute nicht vierzehn Nächte in einem Zimmer schlafen; bald ist diese, bald jene Stube der Herrin Schlafgemach; bald empfängt sie in diesem, bald in jenem Salon, bald wird das Speisezimmer das Schlafzimmer der Kinder, bald macht man die Schulküche zum Ballsaale. Auch die Polizei mischt sich in diese häufigen Aenderungen an den Häusern; bald verbietet sie diese, bald jene Fensterform; bald sollen alle Thüren von Eichenholz sein, bald erlaubt sie Erker und Vorbauten, bald läßt sie dieselben mit einem Male wieder wegnehmen. — Die Reitschule des Großfürsten Michael ist vielleicht das Hübscheste, was es in dieser Art irgendwo giebt. Diese Anstalt unterrichtet 50 junge Leute in der Reitkunst und in allen Wissenschaften, welche in näher oder entfernter Beziehung zu Pferd und Reiter stehen. Zu diesem Zwecke, wie zu den Carroussells, an denen oft der Hof Theil nimmt, wird hier eine Menge der vortrefflichsten Pferde unterhalten und Weide, Pferde und Schärer, werden so gut beköstigt und logirt, daß man nicht ohne Freude die Reihe von eleganten Schlafkammern, Wohnstuben und Spielzimmern, Sattelkammern, Pferdebeställen &c. durchwandern kann, die sich in ununterbrochener Reihe an einander schließen. Alle diese Räume haben in der Mitte doppelte Flügelthüren, welche den ganzen Tag offen stehen; ein langer Teppich führt auf dem ganzen Fußboden, auch durch die Pferdebeställe hin. Es ist fast unbegreiflich, wie in diesen Räumen eine so reine Luft erhalten werden kann, als parfümirten sich auch die Hengste mit Eau de Cologne wie die Kabetten. — An der Art, wie ein Miethkutscher in Petersburg sein Pferd behandelt, erkennt man die Nation, der er angehört. Der Deutsche spricht niemals mit seinen Pferden; er setzt sich mit ihnen nur durch den Zügel und die Peitsche in Verbindung. Der Finländer ist ruhig, selbst ziemlich unbeweglich; man hört nur sein ewiges Rah! Rah! dessen

sehr verschiedenartige Betonungen sein Pferd vortrefflich versteht. Der Pole bewegt sich fortwährend auf dem Boche, pfeift, schreit, braucht die Peitsche und zerrt an dem Zügel. Der Bredteste aber ist der russische Kutscher; er braucht selten die Peitsche, oder klopft höchstens mit dem Stiele vorn auf dem Schlitten, um sein Pferd zu warnen, mit dem er unaufhörlich spricht, das er seinen Bruder, seinen Freund, sein Väterchen, sein Töubchen nennt. „Bruch Deine Beine, Herzchen,“ sagt er; „nun, siehst Du nicht? Aufgepaßt, da liegt ein Stein! siehst Du ihn? Gut! brav! mein Engel! Hopp! hopp! — rechts! vorwärts! Hussa! Tsch!

(Guter Rath für Furchtsame.) Der sicherste Aufenthalt während eines Gewitters ist der Keller, denn wann sich Jemand unter der Erde befindet, muß der Blitz nothwendig erst in dieselbe einschlagen, ehe er ihn treffen kann, und wird sich deshalb aller Wahrscheinlichkeit nach auf derselben verbreiten. Wer sich vor dem Blitze fürchtet, sich aber doch auch nicht in den Keller begeben will, setze sich in die Mitte des Zimmers, nur nicht unter einen Kronleuchter von Metall oder irgend einen andern Leiter, und lege die Füße auf einen andern Stuhl. Noch sicherer wird es sein, ein Paar Betten oder Matragen mitten in das Zimmer zu legen, sie doppelt zusammen zu legen und darauf den Stuhl zu setzen. Eine Hängematte, welche an seidenen Schnüren an der Decke befestigt ist, dürfte jedoch jedenfalls der aller sicherste Aufenthalt sein, weil die Seide bekanntlich den Blitz nicht leitet.

(Der schönste und prächtigste Palast in London —) ist unstreitig York-House, das dem Herzog von Sutherland gehört und fast mit jedem Königsschlosse wetteifern dürfte. Das Meublement ist nicht in einem besondern Style gearbeitet, sondern eine Vermischung des Besten aus den besten Geschmacksepochen. Elegante und neue Formen haben dagegen manche Dinge, welche man meist immer in einer bestimmten sieht, wie z. B. die Ottomanen, die Causeuses, die nicht bloß von den kostbarsten Stoffen, sondern auch in ganz ungewöhnlichen Formen erscheinen; einige sind mit weißer Email ausgelegt, auf der man classische Gegenstände in Basrelief und zwar in vortrefflicher Arbeit sieht. Die Decken sind meist mit sehr reicher Vergoldung geschmückt. Durch das ganze Haus führt eine Galerie, welche von oben erleuchtet wird; der Fußboden in allen Zimmern ist ein Parquet von englischem Eichenholze, so zierlich und fest wie kaum in den Tuilerien oder Versailles. Ein Hauptschmuck der Zimmer aber sind die kostbaren Gemälde, die an den Wänden hängen, Stücke von Correggio, Paul Veronese, Rubens, Guido Reni, Van Dyck, Andrea del Sarto &c.



### Generalcorrespondenz.

Wie eine Londoner Zeitung berichtet, verhungern jedes Jahr bloß in London im Durchschnitt jährlich zweihundert Personen. —

Vor einigen Tagen kam vor der Stadtpolizeibehörde in Paris nachfolgender Fall vor. Ein gewisser Harel, ein sehr kleiner Rentier, hatte seine viele freie Zeit darauf verwendet, der Regierung zu dienen, ohne directen Auftrag von derselben zu haben. Er kostete bei allen Weinhändlern den Wein, ohne dazu angewiesen zu sein. Dies brachte ihn endlich vor die Polizei, vor welcher Harel denn zuerst erklärte, daß die Regierungen undankbar wären. „Es giebt in Paris fünf oder sechs Personen,“ sagte er, „welche die Regierung monatlich 2 bis 300 Fres. zahlt, damit sie die Flüssigkeiten bei den Weinhändlern kosten. Nicht schleppt man vor die Polizei, weil ich dasselbe umsonst thue. Die Weinhändler hatten bei mir sogar einen Vortheil, da ich ihren Wein niemals getadelt habe.“ (Man lacht.) Als man ihm den Einwurf machte, er habe keinen Auftrag dazu, entgegnete er: „ich verstehe mich auf den Wein so gut wie die, welche für das Kosten 300 Francs monatlich erhalten. Was geht mir also ab, als die 300 Francs? Man gebe sie mir; ich sträube mich gar nicht, und alles ist in der Ordnung.“ — „Haben Sie keine andere Entschuldigung anzugeben?“ fragte der Präsident. — „Doch,“ antwortete Harel, „ich glaubte etwas sehr Verdienstliches zu thun, wenn ich mich für den Staat aufopferte, und gedachte dadurch den Tugendpreis von 10,000 Francs, den die Academie jährlich vertheilt, zu gewinnen. Ich kann Sie versichern, daß in dem was ich gesagt habe, mehr Tugend liegt, als man zu glauben scheint; ich habe alle Morgen 12 bis 15 Gläser Wein getrunken, bloß um meinem Vaterlande einen Dienst zu erweisen. Ich könnte nicht mehr gethan haben, wenn man mich bezahlt hätte.“ — „Sie waren aber fortwährend im Zustande der Aufregung und des Rausches.“ — „Mein Herr Präsident, in diesem Zustande befinden sich alle guten Bürger, wenn sie sich dem Staate aufopfern. (Heiterkeit!) — Da man meine Aufopferung nicht annehmen will, so verlange ich Bezahlung, auch den rückständigen Gehalt, 600 Fres.“ — Das Gericht, das den patriotischen Eifer des guten Mannes nicht anerkannte, verurtheilte ihn zu 8 Fres. Strafe. — „Es ist gut,“ antwortete Harel; „ich unterwerfe mich den Gesetzen; aber man ist mir 600 Fres. schuldig und mag die 8 Fres. bei der Auszahlung des Rückstandes in Abzug bringen.“ —

In Gloucester starb vor Kurzem einer der reichsten Tuchhändler, der seinen Erben ein Vermögen von 1,200,000 Pf. St. (weit über 8 Mill. Thaler) und eine Garderobe hinterließ, die Alles in Allem, auf — 30 Thaler geschätzt wurde. —

Die Königin Victoria componirt auch — nicht bloß Ministerien, sondern auch Lieder. Sie hat neulich, wie man versichert,

zwei Lieder von Schiller vortrefflich in Musik gesetzt. Da auch Prinz Albert sehr musikalisch ist, so kann es kein harmonischeres Paar in Albion geben. —

Die Zeitungen veröffentlichen zwei Züge von Wohlthätigkeit, die wohl erwähnt zu werden verdienen. In London hielt kürzlich eine Gesellschaft vornehmer Damen, welche sich mit der Unterstützung der Armen beschäftigt, eine Sitzung, welcher auch der Herzog von Wellington beivohnte. Als er fortging, vergaß er seinen Regenschirm. Eine der vornehmen Damen nahm sogleich diesen Schirm, erhob sich und sagte: „Wer giebt 20 Guineen für den Regenschirm des Herzogs von Wellington?“ Es fand sich auch wirklich alsbald ein Käufer, der die 20 Guineen zahlte. Wellington, dem man die Sache erzählte, erbot sich sofort, der wohlthätigen Damengesellschaft so viele Regenschirme zu liefern, als sie für solche Preise absetzen könnte. — Der Herausgeber der bekannten Revue des deux mondes sandte vor einiger Zeit dem Dichter Lamartine eine Banknote von 500 Fres. mit der Bitte, ihm dafür für sein Journal irgend ein Gedicht zu überlassen. Lamartine weigerte sich das Geld anzunehmen, sandte aber bald darauf der Redaction des Journals die auch in Deutschland bekannt gewordene „Friedensmarseillaise“ mit der Bitte, die fragliche Banknote einem von ihm bezeichneten armen unglücklichen Dichter zu übersenden. Die Redaction legte alsbald eine Banknote von gleichem Werthe zu und sandte das Geld dem Unglücklichen. —

Wie englische Zeitungen erzählen, lebt die Person noch, welche in Europa zuerst von dem Doctor Jenner geimpft wurde; es ist ein alter Gärtner, der im Dienste der Familie des Doctors steht. —

Der Fürst Pückler Muskau, der sich durch die Anlegung des berühmten Parkes bei Muskau als den ausgezeichnetsten Landschaftsgärtner bewiesen hat, beschäftigt sich jetzt mit der Vergrößerung dieses Parkes, der dann eine Ausdehnung von zwei Meilen erhalten wird. Bekanntlich ist die dortige Gegend außerordentlich sandig und die Anlegung eines Parkes demnach fast ein Wunder. —

Die Mode, welche sich jedes Gegenstandes bemächtigt, hat in Paris einen Artikel verbreitet, den man „Ab-el-Kaders Zahnstocher“ nennt. Es ist dies ein kleiner silberner Dolch, dessen Klinge von sehr biegsamem Stahl in einer zierlichen silbernen Scheibe versteckt wird. Die Herren tragen dieses Mordinstrument in der Tasche und die Damen, denn auch Damen haben diese modische Waffe angenommen, tragen es in ihrem Busen, aus welchem oben der zierlich gearbeitete Griff hervorsteht. —



# Allgemeine Modes-Zeitung

N<sup>o</sup> 20.

Der äußerst billige Preis dieser wöchentlichen Zeitschrift, für den Jahrgang zu 104 Quartbogen, mit 64 Kupfern oder circa 600 Abbildungen der neuesten Pariser, Londoner und Wiener Moden, schnell nach deren Erscheinen, ist 8 Thlr.; mit 116 Kupfern und



1841.

Stahlfichen, die Moden u. als Doppelkupfer: Portraits berühmter Menschen, Abbildungen von neuen Meubles, Fenster-Gardinen, Gartenverzierungen, Equipagen etc. enthaltend, 8 Thlr. Alle Buchhandlungen, Zeitungs-Expeditionen und Postämter nehmen Bestellungen an.

Redakteur: **Dr. A. Diezmann.**

Verlag von **Baumgärtner's Buchhandlung** in Leipzig.

Motto: Von dem Neuen das Neueste; von dem Guten das Beste.

## Gaetano Sferra.

Von Alex. Dumas.

(Fortsetzung)

„Was ist Ihnen, Capitain?“ fragte mich Pietro; „befinden Sie sich unwohl von den Hauttrigen da, die Sie an der Achsel bekommen haben?“

— „Nein, das ist es nicht, das ist es nicht,“ antwortete ich; „ich wollte, ich wäre mit dem Manne nicht zusammen gekommen; ich wurde dafür bezahlt, ihn gesund und wohlbehalten hierher zu bringen.“

„Als er an's Land stieg, befand er sich meiner Meinung nach ganz vortrefflich.“

— „Das Geld wird mir Unglück bringen, Pietro. Stirbt er, so behalte ich keinen Pfennig davon; ich werde Messen dafür lesen lassen.“

„Messen! das ist immer gut,“ meinte Pietro, „und den Beweis davon habe ich eben jetzt von der, die ich vor Kurzem für Sie bestellte. Aber das Geld ist auch nicht zu verachten.“

— „Und die arme Frau, Pietro, die arme Frau, die mich auf meinem Schiffe aufsuchte und die ihn bis an das Ufer begleitete! Ach, wenn sie es erfährt!“

„Da wird es freilich viele Thränen geben, aber Alles zusammen genommen ist es doch besser, sie weint, als daß Ihre arme Frau weinen müßte. Und übrigens haben Sie ihm doch nur wiedergeben, was er Ihnen vor einem Jahre reichte; das ist Alles, freilich mit Zinsen, aber nur Bankerottirer bezahlen ihre Schulden nicht.“

— „Gleichviel, ich möchte doch wissen, warum er mir damals den Dolchstoß gegeben hat.“

In diesem Augenblicke wurde die Thüre des Zimmers geöffnet, in welches man Gaetano Sferra getragen hatte.

„Capitain Arena,“ sagte eine Stimme, „der Sterbende verlangt nach Ihnen.“

Ich drehte mich um und erkannte den Mönch Girolamo.

— „Da bin ich, mein Vater,“ antwortete ich und konnte mich eines Schauers nicht erwehren.

„Jetzt werden Sie die Sache vielleicht erfahren,“ sagte Pietro; „wenn es wieder zu erzählen ist, theilen Sie es uns auch mit.“

Ich nickte und trat ein.

„Mein Bruder,“ sagte der Mönch Girolamo, indem er auf Gaetano Sferra deutete, der bleich wie das Bettzeug ausah, „da liegt ein Christ im Sterben, der wünscht, Sie möchten seine Beichte mit anhören.“

— „Ja, kommen Sie, Capitain,“ sagte Gaetano mit so schwacher Stimme, daß man sie kaum vernehmen konnte; „möge mir Gott die Kraft verleihen, sie bis zu Ende zu bringen.“

„Da, da,“ sagte der Vater Matteo, indem er ein Gläschen mit einer blutrothen Flüssigkeit auf den Tisch setzte, der am Bette des Kranken stand; „da, das wird Ihnen das Herz stärken; trinken Sie zwei Löffel voll davon und Sie werden es rühmen. Sie wissen, Capitain,“ fuhr er fort, indem er sich an mich wendete,



„es ist dasselbe Elixir, welches die arme Julia verfertigte, die man die Here nannte, und das Ihrem Oheim so viel Gutes gethan hat.“

— „Wenn es dies ist,“ sagte ich, goß die Flüssigkeit in einem Löffel und hielt ihn an den Mund des Verwundeten, „so trinken Sie; Matteo hat Recht, es wird Ihnen wohl thun.“

Gaetano trank den Löffel voll aus, während Fra Girolamo die Thüre hinter Matteo zumachte, der nicht länger bleiben konnte, da der Sterbende beichten wollte. Kaum hatte er getrunken, so erglänzten seine Augen und eine lebhafte Röthe bedeckte sein Gesicht.

„Was haben Sie mir gegeben, Capitain?“ fragte er, indem er meine Hand ergriff; „noch einen Löffel voll, noch einen, damit ich die Kraft erhalte, Ihnen Alles zu erzählen.“

Ich gab ihm noch einen zweiten Löffel voll von dem Elixir; er richtete sich darauf auf einer Hand auf und hielt die andere auf die Brust.

„Setz athme ich zum ersten Male wieder, seit ich Ihr Messer in die Brust erhalten habe, Capitain; ach, es thut wohl, so einzuathmen!“

— „Mein Sohn,“ sagte Fra Girolamo, „benutzen Sie die Hilfe Gottes, um uns das Geheimniß mitzutheilen, das Sie noch mehr erstickt als Ihre Wunde.“

„Wenn ich aber nicht sterben sollte,“ sagte Gaetano, „wenn ich nicht sterben sollte, so würde es auch nicht nöthig sein, daß ich beichte. Ich bin dem Tode schon so nahe gewesen wie in diesem Augenblicke und ihm doch entgangen.“

— „Mein Sohn,“ entgegnete Fra Girolamo, „das ist eine Versuchung des Bösen, der in dieser Stunde um Ihre Seele mit Gott kämpft. Glauben Sie den Einflüsterungen des Verfluchten nicht. Gott allein weiß, ob Sie leben oder sterben sollen, aber handeln Sie immer, als wäre Ihr Tod gewiß.“

„Ihr habt Recht, mein Vater,“ sagte Gaetano, indem er mit dem Taschentuche einen röthlichen Schaum abwischte, der seine Lippen befeuchtete; „Ihr habt Recht; hört mich an und Sie auch, Capitain.“

Ich setzte mich zu Füßen des Bettes, Fra Girolamo zu Häupten nieder. Er nahm die Hände des Sterbenden in die seinigen und Gaetano begann:

„Ich liebte eine Frau, die, an welche der Brief gerichtet ist, den ich Euch gegeben habe, mein Vater, damit er an sie übersendet werde, wenn ich sterben sollte.

Diese Frau hatte ich geliebt, als sie noch Mädchen war, aber ich besaß nicht Vermögen genug, um sie von ihren Eltern zu erhalten; man gab sie einem griechischen Kaufmanne, der noch jung war, den sie aber nicht liebte. Wir wurden getrennt. Gott weiß, was ich that, um sie zu vergessen. Ein ganzes Jahr lang reiste ich und vielleicht wäre ich nie wieder nach Malta zurückgekommen, hätte ich nicht die Nachricht erhalten, daß mein Vater im Sterben läge.“

„Drei Tage nach meiner Rückkehr war mein Vater todt. Im Gefolge seines Leichenzuges kam ich vor dem Hause Lenas vorüber. Fast gegen meinen Willen richtete ich den Kopf empor und hinter den Jalousien erblickte ich ihre Augen. Von diesem Augenblicke an war es mir, als habe ich sie nie verlassen, und ich fühlte, daß ich sie mehr liebte als jemals.“

„Abends fand ich mich wieder unter diesen Fenstern ein. Kaum war ich da erschienen, als ich das schwache Knarren hörte, welches die Jalousien machen, wenn sie auseinander geschlagen werden, und in demselben Augenblicke fiel ein Briefchen vor meinen Füßen nieder. Dieser Brief sagte mir, ihr Gatte werde nach zwei Tagen nach Candia abreisen und sie bleibe allein mit ihrer alten Amme zurück. Ich hätte abreisen sollen, ich weiß es, mein Vater; ich hätte fliehen sollen, so weit die Erde mich hätte tragen wollen, ich hätte in ein Kloster gehen, mein Haar abscheeren lassen und mich in ein heiliges Gewand flüchten sollen, das meine Liebe erstickt haben würde; aber ich war jung, ich liebte und blieb.“

„Mein Vater, ich wage es nicht, Euch unser Glück zu beschreiben; es war ein Verbrechen. Drei Monate waren wir, Lena und ich, die glücklichsten Wesen der Schöpfung. Diese drei Monate vergingen wie ein Tag, wie eine Stunde, oder waren vielmehr gar nicht, sie glichen einem Traume.“

„Eines Morgens erhielt Lena einen Brief von ihrem Gatten. Ich war bei ihr, als die alte Amme ihr denselben brachte. Wir sahen einander zitternd an und wagten ihn nicht zu erblicken. Er lag da auf dem Tische. Ein Paar Mal streckten wir die Hand darnach aus; endlich nahm ihn Lena und fragte, während sie mich unverwandt anblickte:

„Gaetano, liebst Du mich?“

— „Mehr als mein Leben,“ antwortete ich.

„Wärest Du bereit, um meiner willen Alles zu verlassen, wie ich bereit bin um Deinetwillen Alles zu lassen?“



— „Ich habe nur Dich in dieser Welt; wohin Du gehst, ich folge Dir.“

„Nun, so laß uns über etwas einig werden: wenn mir dieser Brief seine Rückkehr meldet, so fliehen wir mit einander, augenblicklich, ohne Zögern mit dem, was Du an Geld besitzest, was ich an Juwelen habe.“

— „Augenblicklich, ohne Zögern; ich bin bereit, Vena.“

„Sie reichte mir die Hand und wir erbrachen lächelnd den Brief. Er meldete, daß seine Geschäfte noch nicht beendigt wären und er unter drei Monaten nicht zurückkommen würde. Wir athmeten freier. Obgleich unser Entschluß gefaßt war, sahen wir es doch nicht ungern, daß uns diese Zeit gegeben war, ehe wir ihn zur Ausführung zu bringen brauchten.“

„Als ich die Wohnung Venas verließ, begegnete ich einem Bettler, den ich seit drei Tagen stets an einer und derselben Stelle traf. Das überraschte mich und ich fragte ihn darüber, während ich ihm ein Almosen reichte; aber er sprach kein Italienisch und ich konnte aus ihm nichts weiter herausbringen, als daß er ein Matrose aus Epirus, daß sein Schiff verunglückt wäre und daß er auf eine Gelegenheit warte, auf einem andern Dienste zu nehmen.“

„Abends kam ich wieder. Die Zeit war uns zu kärglich zugemessen, als daß wir das kleinste Theilchen davon hätten verlieren können. Ich fand Vena traurig. Einige Augenblicke fragte ich sie vergeblich nach der Ursache dieser Traurigkeit; endlich gestand sie mir, sie habe, als sie ihr Morgengebet vor einer Madonna Peruginos verrichtet, welche sich seit drei Jahrhunderten in der Familie befand, ganz deutlich zwei Thränen aus den Augen des heiligen Bildes fließen sehen. Anfangs habe sie geglaubt, das Opfer einer Täuschung zu sein, und sie sei näher getreten, um genauer hinzusehen. Es wären wirklich zwei Thränen gewesen, die über die Wangen der Heiligen gerollt, zwei wirkliche Thränen, lebendige Thränen, Frauenthränen. Sie habe sie dann mit ihrem Tuche abgewischt und das Tuch sei feucht geblieben. Sie zweifelte nun nicht im Geringsten daran, daß die Madonna geweint und die Thränen derselben, davon hielt sie sich überzeugt, bedeuteten irgend ein großes Unglück.“

„Ich wollte sie beruhigen, aber der Eindruck war zu tief. Ich wollte sie diese eingebildete Furcht durch ein wirkliches Glück vergessen lassen, aber zum ersten Male fand ich sie kalt und unempfindlich; sie ersuchte mich endlich gar, ich möchte mich entfernen und sie die

Nacht in Gebet verbringen lassen. Ich bat einen Augenblick, aber Vena faltete flehentlich ihre Hände und ich sah zwei große Thränenperlen an ihren Augenlidern hängen. Ich küßte sie hinweg und dann schickte ich mich an, halb entzückt und halb schmolend, sie zu verlassen.“

„Wir löschten das Licht aus, traten an das Fenster, um uns zu überzeugen, daß die Straße öde sei, und schoben den Laden zurück. Ein in einen Mantel gehüllter Mann lehnte an der Wand. Bei dem Geräusche, das wir machten, richtete er den Kopf empor, aber wir sahen die Bewegung, die er machen wollte, noch zeitig genug, und ließen deshalb den Laden wieder zurückfallen, so daß er uns nicht sehen konnte.“

„Wir blieben einen Augenblick stumm und unbeweglich und lauschten dem Klopfen unserer Herzen, die einander antworteten und allein die Stille der Nacht störten. Die abergläubische Furcht Venas hatte endlich auch mich angesteckt und wenn ich auch nicht an ein Unglück glaubte, so hielt ich doch wenigstens eine Gefahr für wahrscheinlich. Ich hob den Laden von neuem empor; der Mann war verschwunden.“

„Ich wollte seine Abwesenheit benutzen, um mich zu entfernen, küßte deshalb Vena zum letzten Male und ging nach der Thüre zu. In diesem Augenblicke glaubte ich in dem Corridor, welcher dahin führte, Tritte zu hören. Vena hörte dieselben ohne Zweifel auch, denn sie drückte mir die Hände.“

„Hast Du eine Waffe?“ fragte sie mich so leise, daß ich sie kaum verstand.

— „Nein,“ antwortete ich.

„Warte.“ — Sie verließ mich. Einige Secunden darauf hörte oder fühlte ich vielmehr sie zurückkommen. „Da,“ sagte sie und gab mir den Griff eines kleinen Yatagan in die Hand, der ihrem Manne gehörte.

„Ich glaube, wir haben uns geirrt,“ sagte ich zu ihr, „denn man hört nichts mehr.“

— „Behalte nur immer diesen Dolch,“ sagte sie, „und komme niemals wieder unbewaffnet. Ich will es, hörst Du?“ und ich begegnete ihren Lippen, welche die meinigen suchten, um ihren Befehl zu einer Bitte zu machen.

„Du verlangst also noch immer, daß ich Dich verlasse?“

— „Ich verlange es nicht, ich bitte Dich darum.“

„Aber morgen doch?“

— „Ja, morgen.“



Ich drückte Lena zum letzten Male an meine Brust, dann öffnete ich die Thüre. Alles war still und schien ruhig zu sein.

„Thörin, die Du bist!“ sagte ich.

— „Thörin so viel Du willst, aber die Madonna hat geweint.“

„Es ist die Eifersucht, Lena,“ sagte ich, indem ich sie nochmals umschlang und ihren Kopf an den meinigen zog.

— „Sieh Dich vor!“ rief Lena mit einem Angstschrei, indem sie vorauseilte. „Da ist er! da!“

Es trat wirklich ein Mann an dem andern Ende des Ganges hervor. Ich eilte ihm entgegen und wir standen einander gegenüber. Es war Morelli, der Gatte Lenas. Wir sagten kein Wort, wir griffen einander wüthend an. Er hielt in der einen Hand einen Dolch, in der andern ein Pistol. Das letztere ging bei dem Ringen los, aber ohne mich zu treffen. Ich antwortete mit einem schrecklichen Stöße und hörte meinen Gegner einen Schrei ausstoßen. Ich hatte ihm den Yatagan in die Brust gedrückt. In diesem Augenblicke hörte ich draußen Halt! rufen; eine Patrouille, die auf der Straße vorüberzog, hatte den Pistolenschuß gehört und machte an dem Hause Halt. Ich eilte nach der Thüre zu, Lena ergriff mich aber am Arme, führte mich durch ihr Zimmer und öffnete mir ein kleines Fenster, das in ihren Garten ging; ich fühlte, daß meine Anwesenheit sie verderben mußte.

„Höre,“ sagte ich zu ihr, „Du weißt nichts, Du hast nichts gesehen, bist auf den Värm herbeigekommen und hast Deinen Mann todt gefunden.“

— „Sei ruhig.“

„Wo werde ich Dich wieder sehen?“

— „Überall, wo Du sein wirst.“

„Lebe wohl.“

— „Auf Wiedersehen.“

„Ich sprang wie wahnsinnig durch den Garten, kletterte über die Mauer und befand mich dann in einem Gäßchen. Es war stockfinster; ich wußte nicht, wo ich war, und lief auf das Geradewohl hin, bis ich mich auf dem Waffenplatze befand; hier orientirte ich mich, nahm meine ganze Kaltblütigkeit zusammen und ging mit mir zu Rathe über das, was ich wohl zu thun habe. Ich mußte jedenfalls fliehen; aber auf Malta ist das Entfliehen nicht leicht; übrigens hatte ich kaum einige Bechinen bei mir; Alles, was ich besaß, befand sich in meiner Wohnung, wie auch die Briefe Lenas, die weggenommen werden und unsere

Liebe verrathen konnten. Ich mußte also zuerst nach Hause gehen.

„Ich rannte deshalb meiner Wohnung zu. Einige Schritte vor der Thüre kauerte ein Mann, welcher den Kopf zwischen den Knien hatte; ich glaubte, er schlief, wie dies den Bettlern auf den Straßen Malta's bisweilen geschieht; ich achtete also nicht auf ihn und trat ein.

„Mit drei Sprüngen war ich in meinem Zimmer. Zuerst eilte ich zu dem Secretair, in welchem die Briefe Lenas lagen, und verbrannte sie bis auf den letzten; als ich mich überzeugt hatte, daß sie nur Asche waren, zog ich den Kasten auf, in welchem ich das Geld bewahrte, und nahm Alles, was ich hatte. Ich wollte nach dem Hofe eilen, mich in ein Boot werfen, meine Kleidungsstücke mit denen eines Matrosen vertauschen und den andern Tag die Rhede mit allen Fischern verlassen, welche jeden Morgen fortfahren. Das war um so leichter für mich, als ich wohl zwanzig Male Fischerpartien mit einem jeden gemacht hatte und ich sie Alle kannte. Die Hauptsache war, an den Hafen zu gelangen.

„In dieser Absicht eilte ich wieder hinunter; in dem Augenblicke aber, als ich die Thüre wieder öffnete, um fortzugehen, ergriffen mich vier englische Soldaten; zu gleicher Zeit trat ein Mann zu mir, leuchtete mir mit einer Blendlaterne in das Gesicht und sagte:

„Er ist es.“

„Ich erkannte den Bettler aus Epirus, dem ich am Morgen ein Almosen gereicht hatte, und sah ein, daß ich verloren sei, wenn ich nicht jedes meiner Worte bedenke. Ich fragte deshalb so ruhig, als es mir nur möglich war, was man von mir wolle und wohin man mich führe. Man antwortete dadurch, daß man den Weg nach dem Gefängnisse einschlug und dort mich in einen Kerker einsperrte.

„Sobald ich allein war, dachte ich über meine Lage nach. Niemand hatte mich Morelli ermorden sehen, denn auf Lena konnte ich so sicher wie auf mich selbst bauen. Ich war nicht auf der That ergriffen worden und nahm mir deshalb vor, Alles und unbedingt zu läugnen.

Ich hätte recht wohl sagen können, ich sei, als ich von Lena fortgegangen, angegriffen worden und hätte mich nur vertheidiget. Dadurch hätte ich die Todesstrafe vielleicht in Gefängnißstrafe umgewandelt, aber auch Lena mit in das Verderben hineingezogen. Ich dachte also daran weiter gar nicht.



„Am nächsten Tage erschien ein Richter und zwei Gerichtsbeisitzer, um mich in dem Gefängnisse zu verhören. Morelli war nicht sogleich gestorben, hatte vielmehr dem Führer der Patrouille, die während unseres Kampfes herbeigekommen war, meinen Namen genannt, auf das Crucifix geschworen, mich vollkommen deutlich erkannt zu haben, und dann erst seinen Geist aufgegeben.

„Ich läugnete Alles und behauptete, Lena nur von Ansehen zu kennen, wie man die Leute kenne, welche man in Gesellschaften, im Theater, auf der Promenade, bei dem Gouverneur sieht; ich versicherte, den ganzen Abend zu Hause gewesen und erst in dem Augenblicke, als ich verhaftet worden, ausgegangen zu sein. Da unsere Häuser selten Portiers haben und Jedermann mit seinem Schlüssel die Thüre sich öffnet, so konnte mir in diesem Punkte Niemand widersprechen.

„Der Richter gab Befehl, mich dem Leichnam gegenüber zu stellen. Ich verließ meinen Kerker und man führte mich zu Lena. Hier, das fühlte ich, mußte ich meine ganze Kraft zusammen nehmen; ich faßte mich und nahm mir vor, mich durch nichts erschüttern zu lassen.

„Als ich über den Corridor schritt, sah ich den Kampfplatz; die Kugel hatte das Glas eines kleinen Spiegels zerschmettert; auf dem Teppiche war ein kleiner Blutst Flecken zurückgeblieben; er befand sich auf meinem Wege und ich versuchte nicht, ihn zu vermeiden; ich schritt vielmehr darüber hin, als wüßte ich nicht, was es sei.

„Man ließ mich in das Zimmer eintreten; der Leichnam lag auf dem Bette mit entblößtem Gesichte und unverhüllter Brust; das Gesicht schien von einer letzten Wuth zusammengezogen zu sein; die Brust war durch die Wunde entstellt, die ihn getödtet hatte. Ich trat festen Schrittes an das Bett; man erneuerte das Verhör und ich blieb bei meinen ersten Aussagen. Man ließ Lena rufen.

„Sie erschien, bleich, aber ruhig; zwei große Thränenperlen rannen über ihre Wangen und konnten eben so wohl von dem Schmerze herrühren, ihren Gatten verloren zu haben, als von der Lage, in welcher sie ihren Geliebten sah.

„Was wollen Sie noch von mir?“ fragte sie; „ich habe Ihnen bereits gesagt, daß ich nichts weiß, nichts gesehen habe; ich lag im Bette, hörte Lärm auf dem Corridor, eilte hinzu und hörte meinen Mann: Mörder! rufen. Das ist Alles.“

Man ließ den Bettler heraufkommen und stellte

uns demselben gegenüber. Lena versicherte, ihn nicht zu kennen, und ich antwortete, ihn nicht gesehen zu haben.

„Ich hatte also eigentlich nichts gegen mich als die Aussage des Verstorbenen. Der Prozeß wurde thätig betrieben und der Richter that seine Pflicht wie ein Mann, der durchaus einen Kopf haben will. Zu jeder Stunde des Tages und der Nacht kam er in meinen Kerker, um mich zu überraschen und zu verhören. Das wurde ihm um so leichter, da aus meinem Kerker eine Thür in die Kapelle der Verurtheilten ging und er den Schlüssel zu dieser Thüre besaß; aber ich hielt mich tapfer und läugnete hartnäckig.

„Man brachte in meinen Kerker einen Spion, der sich als Unglücksgefährte darstellte und mir Alles gestand. Er hätte gleich mir einen Menschen ermordet und wartete wie ich auf den Richterspruch. Ich beklagte das Schicksal, das ihm bevorstände, sagte ihm aber, ich für meinen Theil sei vollkommen ruhig, da ich unschuldig sei. Eines Morgens kam der Spion in ein anderes Gefängniß.

„Zu der Beschuldigung durch den Ermordeten, zu der Aussage des Bettlers war unterdeß ein schrecklicher Umstand gekommen: man hatte im Garten die Spuren meiner Fußstapfen gefunden, die Sohle meiner Stiefeln mit den zurückgelassenen Eindrücken verglichen und erkannt, daß beide vollkommen zu einander paßten. In den Händen des Ermordeten waren einige Haare von meinem Kopfe zurückgeblieben; diese Haare, die man mit den meinigen verglich, ließen keinen Zweifel an der Identität übrig.

„Mein Advokat bewies klar und deutlich, daß ich unschuldig sei, aber der Richter bewies noch deutlicher, daß ich den Mord begangen habe, und ich wurde zum Tode verurtheilt.

(Beschluß folgt.)

### Miscellen.

(Der Sultan Mahmud und der Wasserträger.)  
Der Sultan Mahmud wanderte eines Abends in der Kleidung eines Derwisch in den Straßen seiner Hauptstadt umher, als er am Ende einer Gasse Geschrei, Aechzen und Schimpfreden hörte. Bald befand er sich an Ort und Stelle und erblickte einen Mann aus dem Volke, der sich auf den Händen und Knien mühsam und unter Schmerzen auf dem Pflaster hinschleppte und laut aufjammerte, sobald er aus Versehen mit den Füßen den Boden berührte.



„Barmherzigkeit! Ich bin ein Kind des Todes! Verfluchter Kadi!“ jammerte der Arme. „Ah, guter Derwisch, erbarme Dich meiner. Wenn Du reichlich Almosen empfangen hast, so kaufe Deinem Bruder, dem Armen, das Fell eines eben geschlachteten Hammes, denn man hat mir eben bei dem Kadi achtzig Stockschläge auf die Fußsohlen gegeben und Du weißt, daß die Füße am schnellsten wieder heilen, wenn man sie in eine noch warme Thierhaut hüllen kann.“

Der Sultan, der angebliche Derwisch, fragte, wo ein solches Hammfell zu erhalten sei. Ganz in der Nähe wohnte ein Fleischer und auch der arme Geschlagene. Das Fell wurde gebracht und aufgelegt. Die Schmerzen nahmen ab und der Unglückliche sah sich in den Stand gesetzt, gegen seinen Wohlthäter seinen Dank auszusprechen.

„Tugendhafter Derwisch!“ sagte er, „sage mir Deinen Namen, damit ich ihn jeden Abend in mein Gebet einschließe. Ich heiße Sadulah und bin meines Gewerbes ein Wasserträger, werde Dir also das Fell niemals wieder bezahlen können.“

— „Daß das gut sein,“ sagte der Sultan, „erzähle mir lieber, wodurch Du die achtzig Hiebe auf die Fußsohlen verdienst.“

„Der Kadi behauptet, ich habe Se. Hoheit den Sultan beleidiget. Heute früh, als ich von dem Brunnen zurückkam, erblickte ich in einer Straße die Palantine der Frauen aus dem Serrail, welche die Eunuchen nach dem Pavillon von Bujukbere geleiteten. Der böse Geist führte mich wahrscheinlich in Versuchung, denn unwillkürlich rief ich aus: „ach, warum so viele Frauen für einen Einzigen, der sie doch nicht alle lieben kann, während ich eine einzige so sehr lieben würde.“ Diese Worte wurden dem Kadi hinterbracht; man schleppte mich zu ihm und zählte mir, ohne sich um einen zu verzählen, die achtzig Schläge auf die Fußsohlen.“

„Der Sultan würde vielleicht nicht so streng gewesen sein als der Kadi,“ entgegnete der angebliche Derwisch. „Halte aber in Zukunft Deine Zunge mehr im Zaume.“

— „O daß schwöre ich!“ rief Sadulah, „und doch war der Ausruf nur das Resultat eines Gefühles, das in meinem Herzen liegt; denn wenn ich nicht so viel verdiene, um eine Frau ernähren zu können, sterbe ich vor Sehnsucht, eine zu haben.“

„Gott ist groß!“ rief Mahmud; „er wird Dir eine geben, wenn es ihm beliebt, und mit ihr was Du zu ihrem Unterhalte bedarfst. Vertraue also der Vorsehung; vielleicht träufelt sie Dir Balsam in die Wunden Deines Herzens, bevor die Deiner Füße geheilt sind.“

Am andern Tage früh erschienen zwei Bostandschis bei dem armen Sadulah, verbanden ihm die Augen und führten ihn in einen kleinen einzeln stehenden Kiosk. Eine verschleierte Frau saß auf einem Sopha in der Ecke des Zimmers; auf einen Winkel des Sultans, welcher an dem andern Ende des Sophas saß, nahmen die beiden Bostandschis dem Sadulah die Binde von den Augen.

„Schlage diesen Schleier zurück,“ sagte Mahmud zu ihm.

— „Allah! Bin ich in dem Paradiese?“ rief Sadulah begeistert, geblendet von der Schönheit der Frau, aus.

„Meinst Du, daß sie achtzig Schläge auf die Fußsohlen werth sei?“ fragte Mahmud lächelnd weiter.

— „O, ich würde noch zehnmal so viel ertragen, könnte ich sie dadurch gewinnen.“

„Sie ist Dein, wie dieser Pavillon; in diesem Beutel befinden sich ferner 250 Rubayehs zu Deiner Einrichtung als Bostandschi, zu dem Se. Hoheit Dich ernannt. Setz dich an; brauche ich Dir meinen Namen zu nennen?“

„Wer könntest Du sein, wenn Du nicht der großherzige Padschah selbst wärest!“ rief Sadulah aus, der von diesem Tage an der treueste Bostandschi war und seine schöne Frau leidenschaftlich liebte.

(Annehmlichkeiten in Ostindien.) Nach einer Revue, erzählt ein englischer Offizier, der in Ostindien diente, begab ich mich zu einem Freunde, bei dem wir frühstückten. Dann gingen wir in den Keller, um ein Faß Wein zu kosten, das vor einiger Zeit aus England angekommen war. Zu unserm großen Entsetzen fanden wir jedoch, daß eine Moschusratte über das Faß gelaufen und (so fabelhaft es auch für die Klingen mag, die nicht in Ostindien waren) jeder Tropfen des Weins verdorben war. Der Wein mußte weggegoßen werden. Ich kehrte nach Hause zurück und begegnete einer jungen Dame, die ich genau kannte und die in einem Palantine getragen wurde. Ich trat hinzu, um ein Paar Worte mit ihr zu sprechen, und erzählte ihr mein letztes Abenteuer, als sie mit einem Male einen schrecklichen Angstschrei ausließ. Ein Hundertfuß hatte sich mit seinen hundert Füßen oder Krallen an ihren niedlichen schönen Fuß gehangen. Die Palantinträger standen bestürzt da. Der Arzt, der sich glücklicher Weise bei mir befand, zerquetschte augenblicklich das Thier (das ungefähr acht Zoll lang war) durch einen heftigen Schlag auf die Gefahr hin, den Fuß zu verletzen, und befahl dann, die Dame sogleich nach Hause zu tragen. Das arme Mädchen litt elf Wochen, mußte endlich nach Europa zurückkehren und sich den Fuß abnehmen lassen.

Auf meinem Nachhausewege sprach ich bei unserm Major ein, welcher das beste Haus in dem Cantonement hatte. Während wir mit einander sprachen, blickte ich zufällig an einen Balken hinauf, welcher an der Decke sich hingog, und bemerkte, daß mehrere kleine Insecten an demselben hinstiegen. Eines fiel herunter und ich machte es mit dem Stocke todt, den ich in der Hand hatte. Der Major fragte mich, was ich thue; ich zeigte ihm das kleine Thier; er aber erblaßte, sobald er es erblickt hatte, wendete sich an seine Frau und befahl ihr, augenblicklich alles einpacken zu lassen und sich zum Ausziehen bereit zu halten. „Es ist eine weiße Ameise,“ sagte er. Die Frau stand sogleich auf und entfernte sich; mir aber sagte der Major: „das Insect vermehrt sich so schnell, daß der Besizer des besten Hauses, sobald er eines in demselben erblickt, lieber sogleich entflieht, als sich dem fast gewissen Einsturze auszusetzen. In vier und zwanzig Stunden



nagen sich diese kleinen Thiere durch den stärksten Balken. Sie haufen jetzt unter meinem Dache und ich wage nicht mehr, da zu schlafen. Auch meine Habseligkeiten kann ich nicht fortschaffen, bevor sie gereinigt und geräuchert worden sind, damit wir keines dieser Thiere mitnehmen.“

Von da begab ich mich zu einem Diner, das duftend bereits auf der Tafel stand. Mit einem Male aber hörte man ein leises Summen und Alle verließen sogleich ihre Plätze. Eine Schaar fliegender Wanzen fand sich ein und ließ sich auf den Speisen nieder, denen sie einen so abscheulichen Geruch mittheilten, daß an ein Genießen nicht zu denken war. Wir mußten warten, bis andere Speisen bereitet waren.

Ermüdet legte ich mich Abends auf mein Bett oder vielmehr meine Bettstelle, denn auf eine Matraze ist bloß ein Tuch gebreitet; eine dünne Soze schloß mich in eine Art Käfig ein, um die Moskito abzuhalten, und die Bettbeine standen in kleinen Gefäßen mit Wasser, damit die Ameisen nicht hinauf klettern konnten. Nach etwa zwei Stunden erwachte ich durch den heftigsten Schmerz im Gesichte und bei dem Lichte, das immer brennen muß, überzeugte ich mich daß die Plagegeister durch einen kleinen Riß in dem Neze dennoch eingedrungen waren. Nachdem ich mir das Gesicht mit Zitronensaft bestrichen und den Riß hatte ausbessern lassen, schlief ich eine Zeit lang ruhig; dann erwachte ich und sah eine Cobra Manilla (die giftigste aller Schlangen) auf dem Tische unweit von meinem Bette liegen. Meine Angst wage ich nicht zu beschreiben; ich wußte, daß das schöne Ungeheuer, durch die Wärme angelockt, sich nach meinem Bette wenden würde. Ich rief um Hilfe und mein großer englischer Jagdhund sprang in das Zimmer herein; er folgte meinen Augen und legte bald die Pfoten auf den Tisch. Blitsschnell fuhr ihm die Schlange nach der Kehle und im nächsten Augenblicke war sie verschwunden. Unterdes kamen meine Leute; die Schlange war nicht zu finden, der Hund aber lag bereits im Sterben. Ich stand auf, kleidete mich an und suchte am nächsten Tage um Urlaub nach Europa an.

(Die großartigste Jagdpartie.) Die großartigsten Jagden kann der Fürst v. Esterhazy anstellen. Er ladet vielleicht fünfzig Personen zu einer Jagdpartie in Eisenstadt ein. Diese Stadt, die ihm gehört, liegt achtzehn bis zwanzig Stunden von Wien. An dem bestimmten Tage reisen die Eingeladenen in Wagen des Fürsten ab und werden durch die Relais desselben nach Eisenstadt gebracht, wo sie der fürstliche Palast mit seinen Dienern aufnimmt. Nach einem Kasttage beginnt die Jagd in den unermesslichen Wäldern, welche die Stadt umgeben. Sie dauert meist drei Tage, an denen man in allerliebsten kleinen Häusern ausruhet, die hier und da zu diesem Zwecke in dem Walde stehen. Nach Beendigung der Jagd sind, wie es unter anderm nach einer solchen Jagdpartie 1829 der Fall war, 77 Hirsche und Neze und über 1500 Hasen, Kaninchen und Fasane erlegt und die Gesellschaft kehrt auf dieselbe Weise, wie sie ankam, nach Wien zurück.

(Die Hieroglyphen.) Es war zur Zeit, als Denon sich so eifrig mit den ägyptischen Alterthümern beschäftigte; er empfing häufig Sendungen von Mumien und Papyrusrollen und ein geschickter Maler, Maschereau, hatte die Hieroglyphen zu copiren, ohne daß er das Geringste davon verstand. Eines Tages rief ihn Denon, zeigte ihm eine sehr alte Papyrusrolle und trug ihm auf, dieselbe sobald als möglich zu copiren, weil er Abends Champollion, den berühmten Hieroglyphenleser, zu sich geladen habe und ihm das seltene Stück vorlegen wolle. Maschereau ging an die Arbeit, hatte aber bald das Unglück, die Tinte über das kostbare alte Stück zu schütten, so daß nichts mehr zu erkennen war. Er wußte in Verzweiflung nicht, was er beginnen sollte, bis er endlich auf den Gedanken kam, da die Hieroglyphen sich doch immer ähnlich sähen, einige Seiten seines Papiers auf Geradewohl mit Crocodilen, Ibis, Stieren, Männern mit Hundsköpfen u. zu bemalen. Champollion kam und Maschereau selbst wurde mit zu Tische geladen; er saß wie auf Kohlen; endlich trug ihm Denon auf, die fragliche kostbare Copie zu holen. Maschereau erblaßte, ließ sich den Auftrag wiederholen, ging endlich und kam dann zitternd mit seinen selbst gemachten Hieroglyphen zurück, denn er glaubte, Champollion würde den Betrug augenblicklich entdecken; aber nein, der große Gelehrte nahm die Hieroglyphen, äußerte große Freude über das seltene Stück und den interessanten Inhalt, las sie vom Blatt weg, erklärte sie mit einem Aufwande von riesenhafter Gelehrsamkeit und schrieb später eine Abhandlung darüber, die unter den Alterthumsforschern großes Aufsehen machte.

(London.) Die Riesenstadt London verbraucht jährlich hundert und fünfzig Millionen Apfelsinen; das Wasser muß ihr aus einer Entfernung von 20 (engl.) Meilen zugeführt werden und zwar täglich für die 200,000 Häuser 30 Millionen Gallonen. Acht Gesellschaften haben diese Wasserversorgung übernommen. Sonst wurde das Wasser durch Wasserträger in die Stadt gebracht; wollte sich London noch jetzt auf diese Weise versorgen, so würden kaum 800,000 Wasserträger hinreichen und die Kosten sich auf 70 Millionen Thaler belaufen, während man jetzt das Wasser für etwa 2 Millionen Thaler erhält. Milch braucht London jährlich 36 Millionen Litres, Butter 22 Millionen Pfund und Käse 30 Millionen Pfund. Die beiden letzteren Gegenstände, so wie die Millionen Eier werden ihm aus allen Welttheilen zugeführt. Zur Erzeugung des Gemüses und der Früchte, die sogleich genossen werden müssen, weil sie keinen weiten Transport vertragen, wie Kirschen, Erdbeeren u., sind in der Nähe von London funfzehntausend Acker Land verwendet, die ihren Besitzern jährlich 20 Millionen Thaler einbringen. Fleisch braucht London jährlich 2 Millionen Centner oder für 84 Millionen Thaler und überdies mehr als 150,000 Tonnen (à 20 Centner) Fische. —

(Lalleyrand) war ein beinahe ebenso origineller als geistreicher Mann und er bewies dies noch häufiger in dem gewöhnlichen als in dem politischen Leben. Bei seinen Mahlzeiten



trank er bald nur Wasser, bald eine große Menge Wein. Sein Widerwillen gegen Arznei ging bis zur Manie und es machte der Herzogin von Dino große Noth, ihm, wenn er krank war, auch nur die kleinste Pille beizubringen. Er kleidete sich trotzdem, daß die Natur mancherlei an ihm vernachlässiget hatte, oft sehr stutzerhaft und trug namentlich so enge Kleidungsstücke, als der eitelste junge Herr. Dagegen ließ er seinen Dienstleuten aus Sparsamkeit die weitesten Livreen machen, so daß sie bestimmt von allen angezogen werden konnten.

### Generalcorrespondenz.

Fanny Elfler, der es in Amerika so wohl gefällt und die dort so reiche Dollarsernten hält, daß sie ihren Contract mit der großen Oper in Paris darüber vergessen hat, ist von dem Handelsgerichte dieser Stadt auf den Antrag des Directors der Oper zur Bezahlung von 60,000 Francs Schadenersatz verurtheilt worden, wozu sie selbst durch Gefängniß gezwungen werden soll, sobald sie in Frankreich sich betreten läßt. —

Ein Knabe von zwölf bis dreizehn Jahren gab kürzlich ein Beispiel von großem Muth und seltner Charakterfestigkeit. Er fuhr Abends mit einem wohlgefüllten Beutel auf einem kleinen Wagen von Rheims nach Hause zurück. Auf dem Wege wurde er von drei Männern angehalten, welche ihm das Geld abverlangten. Der Knabe antwortete entschlossen, das würden sie nicht bekommen, und rief zugleich einen großen Hund, der ihn als Beschützer begleitete. Der Hund kam nicht und die Räuber drohten. Der Knabe beharrte bei seiner Weigerung und die drei Männer kündigten ihm an, sie würden ihn unter die Räder seines Wagens legen. Sie thaten dies wirklich und verlangten, als er am Boden lag, von Neuem das Geld. Der Knabe weigerte sich standhaft und rief fortwährend laut seinen Hund. Dieser ließ sich nicht sehen, die Räuber aber wollten nicht zum Keufersten schreiten und ließen den Knaben endlich wieder fortfahren. Bald kam er nach Hause, kaum aber war er da erschienen, als er ein geladenes Gewehr nahm, damit in den Hof ging und seinen Hund erschoss. Auf den Schuß eilte der Vater herbei, der ihn hart anlief. „Ich habe den Hund erschossen,“ antwortete der Knabe, weil er von uns für einen treuen Beschützer gehalten wurde, aber ein feiger Hund ist.“ Dann erzählte er, wie er redlich seine Pflicht gethan, jetzt aber den Hund erschossen, weil derselbe seine Pflicht nicht gethan habe. —

Es giebt in Frankreich über zwei Millionen Hunde; Jemand hat berechnet, daß mit dem Unterhalte, den dieselben kosten, 344,830 Arme recht wohl ernährt werden könnten. —

In London ist das Portraituren durch das Daguerreotyp bereits zu einem großen Geschäft gemacht worden. Herr Wolcott hat in dem Locale des polytechnischen Institutes seinen Apparat ausgestellt. Man wird in ein Zimmer geführt, welches sein Licht von oben erhält. Die Lichtstrahlen fallen durch hellblaues Glas,

welches ihre Kraft nicht verringert, ihnen aber das Berlegende für das Auge nimmt. Wer sich portraituren lassen will, setzt sich auf einen erhöhten, bequemen Stuhl, das Gesicht nach der Sonne gewendet. Der Kopf wird mittelst einer Art von Halseisen festgehalten. Dem Sitzenden gegenüber befindet sich ein großer Kasten, in welchem Herr Wolcott mit seinem Daguerreotyp verborgen ist. In wenigen Secunden befindet sich das Bild mit überraschender Ähnlichkeit auf der Silberplatte. Ehe man sich von dem Erstaunen über dieses Wunder erholt, ist das Bild durch den chemischen Prozeß fixirt; schöne Rahmen von jeder Größe und zu jedem Preise sind vorräthig und ehe zehn Minuten vergehen, wird dem Besucher sein Portrait, trefflich ausgeführt und herrlich eingerahmt, übergeben. Für die Damen besteht ein eigenes ganz ähnliches Zimmer. Die Ähnlichkeit der so erhaltenen Portraits ist wirklich außerordentlich, und ihre Schärfe und Genauigkeit so groß, daß sie auch bei Lampenlicht deutlich zu erkennen sind. Doch mögen die Portraitmaler nicht erschrecken. Der Ausdruck jener Portraits ist kalt und streng, die Lichter sind so übertrieben wie die Schatten; der Glanz den Blickes kann nie wiedergegeben werden, eben so wenig die Halbtinten des Fleisches und die glänzende Frische der Haut. Geist und Leben werden diesem rein mechanischen Vorgange immer unerreichbar bleiben; er wird das schöpferische Nachbilden des Malers niemals ersetzen können. —

Ein französisches Journal theilt über den Triebfand bei dem Mont St. Michel folgende interessante Angaben mit: dieser Triebfand ist der Schauplatz mancher traurigen Geschichte gewesen; Pfähle, die hier und da eingeschlagen sind, zeigen den Weg an, dem man folgen muß. Wer sich davon entfernt, setzt sich der größten Gefahr aus. Vor einigen Jahren versanken zwei junge Bauermädchen, Schwestern, und ein junger Mann, der ihnen zu Hilfe eilen wollte. Sobald man bis an die Knie eingesunken, ist man verloren, denn bei den Anstrengungen, die man macht, sich von dem schrecklichen Sande zu befreien, sinkt man immer tiefer ein. Eine schreckliche, grauenhafte Todesart! Der Abgrund schließt sich über seinem Opfer und läßt es nicht wieder los. Macht nicht die Katastrophe des Ravenswood in der „Braut von Lammermoor“, der so verschwindet, einen weit schrecklichern Eindruck als alle blutigen Dolchstöße? Niemand kennt die Tiefe jenes Schlundes. Im J. 1780 legte man einen drei Centner schweren Stein dahin, der an ein 40 Fuß langes Seil befestigt war. Vierundzwanzig Stunden darauf war keine Spur mehr davon vorhanden. Um dieselbe Zeit wurde ein ganzes Schiff, das in der Nähe des Berges scheiterte, auf diese Weise begraben; selbst die Masten desselben sind verschwunden. Man denke sich die ungeheuere Masse von Sand, die da liegen muß, und dann die Lage eines einzelnen Reisenden, den ein dichter Nebel in dieser treulosen Wüste, unter unbekanntem Abgründen, überfällt, während er zugleich der Gefahr des Ertrinkens ausgesetzt ist, denn, sobald die Flutzeit eintritt, dringen die Wogen oft mit der Schnelligkeit des flüchtigsten Rennpferdes heran. —



# Allgemeine Norddeutsche Zeitung

N<sup>o</sup> 41.

1841.

Der äußerst billige Preis dieser wöchentlichen Zeitschrift, für den Jahrgang zu 104 Quartbogen, mit 64 Kupfern oder circa 600 Abbildungen der neuesten Pariser, Londoner und Wiener Moden, schnell nach deren Erscheinen, ist 6 Thlr.; mit 116 Kupfern und



Stahlstichen, die Moden u. als Doppelkupfer: Portraits berühmter Menschen, Abbildungen von neuen Reubles, Fenster-Gardinen, Gartenverzierungen, Equipagen etc. enthaltend, 8 Thlr. Alle Buchhandlungen, Zeitungserpeditionen und Postämter nehmen Bestellungen an.

Redakteur: **Dr. A. Diezmann.**

Verlag von **Baumgärtner's Buchhandlung** in Leipzig.

Motto: Von dem Neuen das Neueste; von dem Guten das Beste.

## Gaetano Sferra.

Von Alex. Dumas.

(Schluß.)

„Ich hörte mein Todesurtheil an, ohne mit den Wimpern zu zucken,“ fuhr Gaetano fort; „unter den Anwesenden vernahm man einiges Gemurmel. Ich sah, daß Viele an der Gerechtigkeit des Ausspruchs zweifelten, streckte die Hand nach dem Crucifix aus und rief: „die Menschen können mich verurtheilen; der hier hat mich frei gesprochen.“

— „Das haben Sie gethan, mein Sohn?“ fragte Fra Girolamo, der bei dem Morde nicht gezeugt hatte, bei dieser Gotteslästerung aber erbebte.

„Es war nicht um meinetwillen, mein Vater, sondern um Lena willen. Ich fürchtete mich vor dem Tode nicht, Ihr werdet es sehen, da Ihr meinem Verschneiden beiwohnen werdet; aber das Todesurtheil entehrte sie. Dann weiß ich auch nicht, welche unbestimmte Hoffnung mir aus der Tiefe des Herzens zurief, daß ich doch frei werden würde. Und wird mir übrigens Gott nicht verzeihen, da ich Euch und dem Capitain Alles dies gestehe, mein Vater? Ihr habt mir gesagt, er würde mir verzeihen. Hättet Ihr eine Unwahrheit gesprochen?“

Fra Girolamo antwortete dem Sterbenden nur durch ein stilles Gebet. Gaetano sah erbleichend diesen Mönch an, der wegen der Sünden Anderer niederkniete, und ich erkannte, daß die fieberhafte Aufregung in sei-

nen Augen erlöschen wollte; er selbst fühlte, daß er schwach wurde.

„Noch einen Löffel voll von jenem Elixir, Capitain,“ sagte er zu mir. „Und Ihr, mein Vater, hört mich zuerst an; wir haben keine Zeit zu verlieren und wollen nachher beten.“

Ich gab ihm noch einen Löffel voll von dem Elixir, das dieselbe Wirkung hatte wie das erste Mal. Ich sah das Blut wieder auf seinen Wangen erscheinen und seine Augen erglänzten von neuem.

„Wo waren wir?“ fragte Gaetano.

— „Sie waren verurtheilt worden,“ antwortete ich.

„Ja. — Man führte mich in meinen Kerker zurück; es waren mir noch drei Tage übrig, denn drei Tage liegen, wie Sie wissen werden, zwischen dem Ausspruche des Todesurtheils und der Ausführung desselben.

„Am ersten Tage kam der Secretair des Gerichtes zu mir, um mir das Urtheil vorzulesen. Er drang in mich, mein Verbrechen zu gestehen, und versicherte, daß ich vielleicht eine Strafverwandlung erhalte, da mildernde Umstände für mich sprächen. Ich antwortete ihm, ich könnte unmöglich ein Verbrechen gestehen, das ich nicht begangen hätte, und ich sah, als er meinen Kerker verließ, daß er durch mein hartnäckiges Lügen fast erschüttert war.

„Den andern Tag kam die Reihe an den Geistlichen. Es war vielleicht ein größeres Verbrechen als



das erste, aber ich läugnete auch gegen den Priester Alles."

— Fra Girolamo machte eine Bewegung. — „Mein Vater," fuhr Gaetano fort, „Lena hatte mir immer gesagt, sie würde, wenn ich vor ihr stürbe, in ein Kloster gehen und ihr ganzes Leben hindurch für mich beten. Darauf rechnete ich.

„Der Geistliche verließ mich mit der Ueberzeugung, daß ich unschuldig sei, und über seine Lippen kam, als er mir den Kuß des Friedens gab, das Wort „Martyrer". Ich fragte ihn, ob ich ihn wiedersehen würde, und er versprach, in der nächsten Nacht mich noch einmal zu besuchen.

„Um vier Uhr gegen Abend wurde die Thüre meines Kerkers, welche in die Kapelle der Verurtheilten ging, geöffnet und ich sah den Richter hereintreten.

— „Nun," sagte ich zu ihm, sobald ich ihn bemerkte, „haben Sie sich endlich überzeugt, daß Sie einen Unschuldigen verurtheilten?"

— „Nein," antwortete er mir; „ich weiß, daß Sie der Schuldige sind, aber ich komme, um Sie zu retten."

„Ich glaubte, es sei dies eine neue List, um mir mein Geheimniß zu entlocken, und lachte deshalb verächtlich.

— Der Richter trat näher zu mir und reichte mir ein Papier. Ich las:

— „Glaube Alles, was der Richter Dir sagen wird, und thue, was er Dir befiehlt.

Deine Lena."

— „Sie haben ihr dieses Briefchen durch eine schändliche List oder durch irgend eine Peinigung entzissen," antwortete ich kopfschüttelnd. „Lena hat diese Worte nicht freiwillig geschrieben."

„Lena hat diese Worte aus freien Stücken geschrieben; Lena ist zu mir gekommen; Lena hat mich vermocht, Sie zu retten, und ich will Sie retten. Wollen Sie mir gehorchen und leben? Oder wollen Sie eigensinnig bleiben und sterben?"

— „Nun, was soll ich thun?" fragte ich.

„Hören Sie," fuhr der Richter fort, indem er ganz nahe zu mir trat und so leise sprach, daß ich ihn kaum verstehen konnte; „folgen Sie blindlings den Instructionen, die ich Ihnen geben will; denken Sie nicht darüber nach, gehorchen Sie und Ihr Leben ist gerettet, wie die Ehre Ihrer Geliebten."

— „Sprechen Sie."

Er machte meine Ketten los.

— „Hier ist ein Dolch; nehmen Sie ihn; gehen Sie durch diese Thüre hinaus, zu der ich allein den Schlüssel habe; laufen Sie schnell nach dem nächsten Kaffeehause; lassen Sie sich von allen Anwesenden erkennen; stoßen Sie dem ersten Besten den Dolch in die Brust, lassen Sie ihn in der Wunde, fliehen Sie und kommen Sie hierher zurück. Ich erwarte Sie hier und Lena, die sich bei mir befindet, bürgt mir für Ihre Wiederkehr."

„Ich verstand Alles. Die Haare standen mir zu Berge; ich fühlte, daß ein kalter Schweiß mir aus allen Poren drang und über mein Gesicht rann. Der Richter, dieser Mann, den das Gesetz zum Schutze der Gesellschaft ernannt, hatte sich durch Geld bestechen lassen und kein anderes Mittel, mich vom ersten Morde frei zu sprechen, gefunden als einen zweiten.

„Einen Augenblick zögerte ich, aber ich dachte an die Freiheit, an Lena, an das Glück. Ich nahm also den Dolch aus seinen Händen und rannte wie ein Wahnsinniger fort; ich lief nach dem griechischen Kaffeehause; es befanden sich da viele meiner Bekannten und ich sah kein fremdes Gesicht, als das Ihrige, Capitain. Ich eilte deshalb auf Sie zu und stieß Ihnen den Dolch in die Brust. Nach der von dem Richter erhaltenen Instruction ließ ich ihn in der Wunde und entfloh. Einige Secunden darauf befand ich mich wieder in meinem Kerker; der Richter legte mir die Ketten wieder an, schloß die Kerkerthüre zu und verschwand. Zehn Minuten hatten zu diesem schrecklichen Drama hingereicht. Ich würde geglaubt haben, von einem bösen Traume gequält worden zu sein, wäre nicht meine Hand voll von Blut gewesen. Ich rieb sie an der feuchten Erde des Kerkers; das Blut verschwand auf diese Weise und ich wartete.

„Der übrige Theil des Tages und der Nacht vergingen ohne daß ich, wie Sie wohl denken können, ein Auge zu schließen vermochte. Ich sah den Tag verschwinden und wiedererscheinen, einen Tag, der mein letzter in dieser Welt sein sollte. Ich hörte die Glocke der Kapelle die Viertelstunden, die halben Stunden, die Stunden schlagen. Um sechs Uhr des Morgens endlich, in dem Augenblicke, als ich gerade noch vierundzwanzig Stunden vor mir zu haben glaubte, öffnete sich die Thüre und ich sah den Geistlichen hereintreten.

— „Mein Sohn," sagte der brave Mann, indem er rasch in meinen Kerker hereinschritt, „hoffe das Beste; denn ich bringe Dir eine schreckliche Nachricht. Ge-



stern um vier Uhr Abends hat ein Mann, der wie Du gekleidet, von Deiner Größe, von Deinem Alter war und Dir so ganz gleich, daß ihn jedermann für Dich hielt, in dem griechischen Kaffeehause an einem sicilianischen Capitain einen Mord begangen und ist entflohen, ohne daß man ihn auffindig machen konnte.“

„Nun,“ entgegnete ich, als wüßte ich nicht, welchen Vortheil der Richter für mich aus diesem Umstande ziehen könnte, „darin, mein Vater, sehe ich nur einen Mord mehr und ich begreife nicht, wie derselbe mir von Nutzen sein kann.“

— „Du begreifst nicht, mein Sohn, daß jetzt Jedermann überzeugt ist, nicht Du habest den Herrn Morelli ermordet? daß Dich vielmehr Alle für das Opfer Deiner Aehnlichkeit mit seinem Mörder halten und der Richter bereits befohlen hat, Deine Hinrichtung zu verschieben?“

„Gott sei gelobt,“ rief ich aus; „aber lieber wäre es mir gewesen, meine Unschuld wäre auf eine andere Weise an den Tag gekommen.“

„Der ganze Tag verging in neuen Verhören. Ich hatte nur Eins zu antworten: daß ich meinen Kerker nicht verlassen. Meine Hüter wußten dies besser als irgend Jemand. Der Geistliche bezeugte, daß er mich einige Minuten nach vier Uhr erst verlassen, und der Kerkermeister versicherte, daß er mir nicht einmal die Ketten abgenommen hätte. Der Richter verließ mich des Abends, gestand vor allen Anwesenden, es müsse bei dieser Sache ein schrecklicher Irrthum vorgewaltet haben, und erklärte, seine Unparteilichkeit erlaube ihm nicht, das Urtheil vollstrecken zu lassen.“

„Den nächsten Tag holte man mich ab, um mich Ihnen, Herr Capitain, gegenüber zu stellen. Erinnern Sie sich des Austrittes noch? Sie erkannten mich; nichts konnte für mich vortheilhafter sein als die Bestimmtheit, mit welcher Sie behaupteten, ich hätte Sie verwundet. Je belastender Ihre Aussage für mich war, um so unschuldiger machte sie mich.“

„Indeß man konnte mich so nicht frei lassen; es mußte eine neue Untersuchung angestellt werden und der Richter verschob sie von einem Tage auf den andern, ob er gleich jeden von Vena gedrängt wurde. Die Hauptsache, sagte er, sei, daß ich lebe, das Uebrige würde mit der Zeit kommen.“

„So verging ein Jahr, ein ewiges Jahr. Nach Ablauf dieses Jahres wurde der Richter krank und es verbreitete sich bald das Gerücht, daß seine Krankheit einen tödtlichen Ausgang nehmen würde.“

„Vena besuchte ihn auf dem Sterbebette und forderte gebieterisch meine Befreiung. Der Richter wollte noch immer sein Versprechen umgehen. Da drohete Vena, Alles zu enthüllen. Er hatte einen Sohn, den er an seine eigene Stelle bringen wollte; er fürchtete sich und gab Vena den Schlüssel zu der Kapelle.“

„Mitten in der Nacht sah ich sie erscheinen. Ich glaubte zu träumen; seit einem ganzen Jahre hatte ich sie nicht gesehen. Die Freude des Wiedersehens tödtete mich fast. Sie erzählte mir Alles mit zwei Worten und daß wir keinen Augenblick zu verlieren hätten; dann ging sie vor mir her und ich folgte ihr; sie führte mich in ihre Wohnung. Ich ging wieder über den Corridor, wo ich den Blutsflecken gesehen hatte; ich betrat das Zimmer wieder, wo man mich dem Leichnam gegenüber gestellt. Den ganzen nächsten Tag verbarg sie mich in dem Betsaale, in welchem sich die Madonna Peruginos befand. Die Domestiken gingen hin und her in dem Hause wie gewöhnlich und Niemand ahnete etwas. Vena blieb einen Theil des Tages hindurch bei mir; da sie sich aber häufig in dem Betsaale einschloß und sich gewöhnlich dahin zurückzog, um ihre Andacht zu verrichten, so fiel es Niemandem im Geringsten auf.“

„Abends verließ sie mich; erst gegen zehn Uhr kam sie wieder.“

„Alles ist in Ordnung,“ sagte sie; „ich habe einen Schiffscapitain gefunden, der Dich nach Sicilien bringen will. Ich selbst kann mit Dir nicht abreisen; wenn man uns zu gleicher Zeit verschwinden sähe, würde klar vor Aller Augen liegen, was wir mit so vieler Mühe verborgen haben. Reise zuerst; in vierzehn Tagen werde auch ich in Messina sein. Meine Tante ist Superiorin in dem Carmeliterinnenkloster; dort wirst Du mich wiederfinden.“

„Ich drang in sie, sie möchte zugleich mit mir reisen; ich ahnete etwas Trauriges. Sie blieb indeß mit solcher Festigkeit bei ihrem Plane und versicherte mich so feierlich, daß wir noch vor drei Wochen vereint sein würden, daß ich endlich nachgab.“

„Es war eine finstere Nacht; wir gingen aus dem Hause, ohne gesehen worden zu sein, und wandten uns nach dem Vorgebirge San Giovanni zu. Hier nahm mich nach dem Versprechen, das ihr gegeben worden war, eine Schaluppe auf. Wir umarmten einander noch einmal. Ich konnte sie nicht verlassen, ich wollte sie mit mir nehmen und weinte wie ein Kind. Alles



sagte mir, daß ich sie nicht wiedersehen würde; es war die göttliche Rache, die also in mir sprach.

„Ich kam auf Ihr Schiff, konnte aber, wie Sie sich recht wohl denken werden, nicht schlafen. Ich trat aus der Kajüte heraus, um auf dem Verdecke frische Luft zu athmen, und traf da Sie.“

„Von diesem Augenblicke an wissen Sie selbst Alles. Ich wollte mich lieber mit Ihnen schlagen, als damals das Geständniß machen, das ich jetzt ablege. Sie würden geglaubt haben, ich gestehe dies, weil ich Furcht habe, und dann hatten Sie, wenn das Geständniß über meine Lippen war, mein Geheimniß, d. h. mein Leben in Ihrer Hand. Ich wagte nichts mehr, wenn ich den Zweikampf annahm, den Sie mir antrugen. Gott hat Sie zum Werkzeuge seiner Gerechtigkeit gewählt. Er wollte nicht, daß ich Ehebrecher und zwiefacher Mörder im Frieden die Straßlosigkeit genieße, die meine Geliebte mit Gold für mich erkaufte hatte. Reichen Sie mir die Hand, Capitain. Verzeihen Sie mir, wie ich Ihnen verzeihe.“

Er gab mir seine Hand und wurde ohnmächtig.

Ich reichte ihm noch zwei Löffel voll von dem Elixir, er schlug auch wirklich die Augen wieder auf, aber im Delirium. Von diesem Augenblicke an sprach er nur noch unzusammenhängende Worte, untermischt mit Gebeten und Gotteslästerungen und Abends um neun Uhr starb er. Dem Mönch Girolamo hatte er den Brief an Lena Morelli übergeben.

„Und was ist aus dieser jungen Frau geworden?“ fragte ich den Capitain.

— „Sie überlebte Gaetano Sferra nur drei Jahre,“ antwortete er mir; „sie starb als Nonne in dem Carmeliterinnenkloster zu Messina.“

„Und wie lange ist es her, daß dies geschah?“ fragte ich den Capitain.

— „Es ist...“ antwortete er, indem er sich zu erinnern suchte.

„Es sind heute gerade neun Jahre,“ antwortete Pietro.

— „Auch,“ setzte der Steuermann hinzu, „kommt da unser Sturm...“

„Wie so unser Sturm?“ fragte ich.

— „Allerdings. Ich weiß nicht, wie es zugeht,“ sagte Pietro, „aber seit dieser Zeit haben wir an diesem Tage jedesmal, wenn wir uns auf dem Meere befinden, ein wahres Hundewetter.“

## Der Bürger von Vitré.

Novelle.

1.

Es war im Jahre 1803 in Vitré. An einem schönen Juniabende blätterte ein alter Mann, der allein in einem engen Stübchen hinter dem Verkaufslocale saß, in einem durch den Gebrauch vergilbten Buche und schien ganz mit seinen Rechnungen beschäftigt zu sein. Ein Strahl der Sonne, der kaum durch die dicken bläulichen in Blei gefaßten Glasscheiben hindurch zu dringen vermochte, fiel schief auf eine Tapete mit verschoffenen Farben und beleuchtete Myriaden von Atomen in der staubigen Atmosphäre des Stübchens. Alles war hier mit einander in Uebereinstimmung; die Meubles waren noch verbrauchter als die Tapeten und der alte Mann abgenutzter als die Meubles. Das Ganze sah aus wie ein altes Gemälde, dessen Farben mit der Zeit erbleicht sind. Die Glieder des Alten waren übermäßig hager. Seine Kleidungsstücke, die sich hauptsächlich durch einen allgemeinen Mangel an Weite auszeichneten, glichen der damals gewöhnlichen Tracht nicht. Er trug Pantalons, die nur bis in die Mitte der Waden reichten und bis an das Knie aufgeschlitzt waren, ein kleines Säckchen und ein Frack ohne Kragen. Ueber den Frack um den Hals ging ein breites Band von Noire, an welchem eine goldene Medaille hing.

Auf seinem würdevollen und ernstern Gesichte erkannte man die Spuren jenes langsamen Leidens, das um so schmerzreicher ist, als es den Augen Aller verborgen bleiben muß. Seine Züge hatten nichts Auffallendes, außer etwa den Blick, der, gewöhnlich düster, plötzlich in fast jugendlichem Feuer aufflammte, wenn die Medaille, die wir erwähnten, auf irgend eine Weise seine Aufmerksamkeit erregte. Es war ein Blick gleichsam der Verzweiflung und Zärtlichkeit auf ein geliebtes Wesen, das uns auf immer verlassen will.

Der Alte hieß Gerard von Pelhedou. Er war erster Bürger von Vitré und handelte mit Messerschmiedswaren. Sein Vater schon hatte dieses Geschäft betrieben, wie sein Großvater und so fort bis in die Unendlichkeit. Trotzdem lagen Adelsbriefe in guter und gültiger Form neben andern Familienpapieren in dem Staube seines Schreibepultes mit doppeltem Boden; aber diese Adelsbriefe waren nutzlos und von den Gerard's seit Jahrhunderten verschmähet. Sie waren Bürger von Vitré, was, wie wir daraus ersehen, mehr ist als irgend ein anderer Titel in der Welt.



Je länger er in seinem alten Handelsbuche blätterte, um so mehr verdüsterte sich die Stirn des Herrn von Pelhedou; zornige Bewegungen zuckten um seinen Mund und in den Runzeln seiner Wangen. Auf der letzten Seite schrieb er mit drei Federzügen etwas hinzu, dann schob er das Buch von sich und legte die Hände über den Knien zusammen.

„Weiter nichts,“ sagte er endlich mit dumpfer Stimme. „Zweimalhunderttausend Francs! Was weiß ich? — Mehr vielleicht. Alles, bis auf den letzten Heller in diesem Schlund versunken! Ach, Vincent, Vincent, ohne meinen Titel als Bürger von Vitre!“

In diesem Augenblicke wurde die Thüre langsam halb aufgemacht.

„Kann ich eintreten, Vater?“ fragte eine Kinderstimme.

Der Alte lächelte, die Thüre ging ganz auf und herein trat ein allerliebste, blondes Wesen, dessen mildes Gesicht aber durch einen durchdringenden und sichern Blick belebt wurde.

„Was willst Du, Helene?“ fragte der Bürger, indem er zerstreut sein Kind auf die Stirn küßte.

— „Ein Brief, Vater. Goton will ihn Dir selbst übergeben und da Du nicht erlaubst, daß man hier herein kommt...“

„Mein Gott, einmal ist nicht immer,“ unterbrach sie von draußen eine näselnde Stimme.

Und Goton oder Margarethe Leveau, eine alte Frau mit unangenehmem Gesichte und hektischem ausgedörrten Körper trat über die Schwelle. Es war die Dienerin des Hauses. Kaum eingetreten, blickte sie gierig in allen Winkeln des Stübchens umher.

„Weiter ist es nichts?“ murmelte sie für sich hin.

— „Geh hinaus!“ donnerte sie der Waffenschmied zornig an.

„Nun, nun, Meister,“ sagte die Magd. „Wir wissen es wohl, daß Sie barsch mit den armen Leuten sind. Ich weiß es aber auch, daß Leute gefallen sind, die so groß waren als Sie, ja und so adelig und so reich als Sie. Ich, die ich da rede, habe mehr als einen Bürger in meiner Familie gehabt.“

Der Bürger schlug die Arme auf der Brust übereinander.

„Setz freilich,“ fuhr die Magd fort, „muß ich andern Leuten dienen. Auch sehe ich den Respect nicht aus den Augen. Da ist ein Brief von dem jungen Herrn.“

— „Von Franz?“ fiel Helene schnell ein, indem sie näher trat.

Die Alte zog schadenfroh den Brief zurück.

„Gieb her!“ sagte Gerard, „und geh.“

— „Ach, Gott,“ seufzete die Alte, „und mich behandelt man so, die ich Bürger in meiner Familie gehabt habe. Herr, das kann Ihnen kein Glück bringen.“

Gerard stampfte mit dem Fuße und die alte Margarethe mochte glauben, seine Geduld genugsam auf die Probe gestellt zu haben, denn sie schritt hinaus, während sie eine Drohung zwischen den Zähnen murmelte. Sie hatte dieses Stübchen zum ersten Male betreten, das sie das „Heiligthum“ nannte. Diese Ausschließung war ihr zu jeder Zeit sehr verdrießlich gewesen und deshalb, so wie aus einigen andern Gründen, haßte sie Gerard, wie eine alte Magd ihren Herrn hassen kann.

„Er ist von ihm,“ murmelte Gerard, indem er verflohen auf den Brief blickte.

— „Wirßt Du mir ihn vorlesen, Vater?“ fragte Helene nach einigen Augenblicken.

Der Alte ließ den Kopf auf die Brust sinken. Bei dieser Frage Helenens aber richtete er ihn rasch auf, als hätte er ihre Gegenwart vergessen gehabt.

„Geh, mein Kind,“ sagte er sanft. „Der Brief ist nicht von Deinem Manne.“

Die junge Frau seufzete tief und gehorchte alsbald. Gerard erbrach darauf den Brief und überlas ihn flüchtig.

„Noch zehntausend Francs!“ rief er, indem er das Papier zornig zwischen den Finger zerdrückte. Einige Augenblicke saß er wie vom Donner gerührt da; dann nahm er den Brief wieder und las ihn aufmerksam durch. Er lautete also:

„Mein lieber Herr Vetter,

„Ihr letztes Schreiben theilt mir Ihren Entschluß mit, die Unterstützung mir zu versagen, die Sie mir schuldig sind. Das ist Ihre Sache. Mich hindert nichts, nach Vitre zurück zu kommen und dort meine früheren Beschäftigungen wieder aufzunehmen. Ich weiß, daß ein solcher Schritt Ihnen höchst unangenehm sein würde, wegen Ihres Bürgertitels und Ihrer Liebe zu mir; deshalb, mein lieber Herr Vetter, mochte ich nicht unterlassen, Sie vorher davon zu unterrichten.“

„Folgendes dürfte meiner Ansicht nach unsere beiderseitigen Interessen befriedigen. Man sagt, in America mache ein entschlossener, verständiger Mann schnell



sein Glück. Ich bin, ohne Eitelkeit, ein solcher Mann. Senden Sie mir zehntausend Francs und ich reise nach America ab."

„Ich habe die Ehre zu sein &c.

Vincent Gerard de la Foliays."

(Fortsetzung folgt.)

### Miscellen.

(Bewegung.) Die gewöhnliche Uhr soll in einer Stunde 17,160mal schlagen oder ticken. Das macht täglich 411,840 und jährlich 150,424,560 Schläge, wenn man das Jahr zu 365 Tagen und 6 Stunden rechnet. Bisweilen geht eine Uhr bei sorgfältiger Behandlung hundert Jahre und in diesem Falle würde sie 15,042,456,000mal schlagen. Die Uhr ist von hartem Metall gemacht; es giebt aber ein merkwürdiges Ding, das bei weitem nicht so hart ist als Messing und Stahl, nicht härter als das Fleisch des Armes; doch schlägt es über 5000mal in der Stunde, 120,000mal des Tages und 43,830,000mal im Jahre. Bisweilen, aber nicht oft, hält es auch hundert Jahre aus und, wenn es geschieht, schlägt es also 4,383,600,000mal. Man sollte glauben, das letztere Werkzeug, das so weich ist, würde sich viel schneller abnutzen als das erstere, die Uhr; aber es ist nicht der Fall. Jeder hat dieses kleine Ding, jeder kann es schlagen fühlen, denn es ist — das Herz. —

(Ein Fanatiker.) Fast jeder unverheirathete Engländer, der nach Indien kommt, tritt in eine Art wilder Ehe mit einer hübschen Hindu. Auch Herr A. hatte sich ein solches schönes Mädchen ausgesucht, Ayah, und sie hatte ihm bereits zwei Kinder gegeben. Eines Tages befand sie sich mit ihren beiden Kleinen im Bade; ihr Bruder hatte einen Dienst im Hause, ihre Schwester war ihre Gesellschafterin und ihr Vater bewachte das äußere Thor der Wohnung.

Der erstere, der Bruder Ayahs, war ein religiöser Enthusiast, war von den Brahminen bearbeitet worden, hatte mehrere Verbrechen begangen und nahm sich endlich vor, sie alle auf einmal abzubüßen. Die Frommen glauben dort, ein Weg führe gerade in den Himmel, und diesen beschloß er zu betreten; er besetzte also, verrichtete seine Abwaschungen und bereitete sich vor zu seiner That. Der Fanatiker, der sich zu derselben entschließt, gelobt seinem Gott, jedes lebende Wesen zu ermorden, das ihm auf seinem Wege begegnet, kein Geschlecht und selbst seine Verwandten nicht zu schonen, weder rechts noch links abzuweichen, sondern alles ohne Unterschied zu opfern, bis er selbst geopfert wird. Zuerst bestreicht er sich den Körper mit Del, um dem Ergreifen desto leichter zu entgehen (denn jemehr Opfer er macht, um so sicherer ist ihm der Weg zum Himmel); er wirft alles ab, an dem man ihn festhalten könnte, rasirt sich den Kopf, nimmt eine große Portion Opium oder irgend ein anderes

wahnsinnig machendes Gift, faßt mit jeder Hand ein Messer oder einen Dolch und stürzt so fort, um zu ermorden, wen er trifft. Ayah verließ eben das Bad und hatte ihre Kinder auf dem Arme, ihre Schwester und Dienerinnen folgten ihr, mit den Kleinen lachend und spielend, als sich auf ein Geräusch die junge Mutter umbrehte; im nächsten Augenblicke lag sie am Boden, von ihrem Bruder erstochen; das Blut überströmte die kleinen Kinder, die sie an ihre Brust gedrückt hatte; ein Angstschrei preßte sich aus Aller Busen, während der Wahnsinnige triumphirend weiter eilte. Ein alter Träger kam ihm entgegen und in weniger als einer Secunde lag er todt am Boden. Die Schwester eilte ihm nach, um ihn zurückzuhalten; er stieß sie zurück, zögerte einen Augenblick — um sicherer zu zielen; der Dolch, den er in der linken Hand trug, senkte sich in ihre Brust und mit teuflischem Lachen stürzte er weiter. Unterdeß war Lärm geworden; man stellte eine regelmäßige Verfolgung an, aber vergebens; der Thürsteher erhielt den Befehl, das Thor zu verschließen; er kam heraus und sah seinen wüthenden Sohn; sogleich errieth er die Absicht desselben. Einen Augenblick zögerte er und während der Sohn in mörderischer Absicht auf ihn zuellte, trat der Vater zurück, nahm ein Gewehr von der Wand und schoss die Ladung seinem Sohne in die Brust, der zuckend niederstürzte und zu den Füßen dessen starb, der ihm das Leben gegeben hatte. —

(Eine genaue Bekanntschaft.) Humboldt erzählte vor Kurzem in Paris eine sehr hübsche Geschichte von den amerikanischen Menschenfressern. Er besuchte bei seinen Reisen in Amerika irgend eine Einöde; eines Tages saß er neben einem tiefenhaften Indianer, der vor nicht langer Zeit Christ geworden war, und fragte denselben: „Kannst Du den Herrn Bischof von Quebed?“ — „Ob ich ihn kenne!“ antwortete der Gefragte, „ich habe ihn ja mit gegessen!“ (Arago.)

(Seltsame Ehe.) Die Bettler in der Normandie haben eine ganz eigenthümliche Art, Ehen einzugehen. Ein solcher Bettler sucht sich ein Mädchen aus und fragt sie bloß, ob sie seine Gehilfin werden wolle. Williget sie ein, so ist das Geschäft abgethan und sie schreiten zur feierlichen Weihe dieser ihrer Ehe. Es wird ein Huhn in einen irdenen Topf gethan und gekocht. Ist dies geschehn, so nimmt der Bräutigam seinen Stock und zerschlägt den Topf damit. Die Ehe gilt für so viele Jahre als der Topf Scherben gegeben hat.

(Ein französischer Gesandter.) Man hat immer behauptet, Napoleon habe einen besondern Blick besessen, die für seinen Zweck brauchbarsten Männer auszuwählen und anzustellen. Daß er sich aber doch auch bisweilen versah, beweist der General Turreau, der Gesandter in Washington war, der roheste Mensch, den man sich denken kann. Seine Frau war die Tochter eines Kerkermeisters, die bei irgend einer Gelegenheit seine Flucht aus dem Kerker begünstigte, weshalb er sie zur Frau gewählt hatte. Sein Secretair hatte das einzige Verdienst, daß er



täglich ausdauernd auf dem Violoncell spielte, um das Schreien und Jammern der armen Frau zu betäuben, während der Stellvertreter des großen Napoleon sie mit der Reitpeitsche schlug. Diese Mißhandlungen wurden endlich so schrecklich, daß eine Magistratsperson der Stadt wagte, das Heiligthum des Hauses eines Gesandten zu verlegen, die Thüre aufzuschlagen und den Blaubart zu nöthigen, seine Frau aus dem Hause zu entlassen, ja das schriftliche Versprechen zu geben, ihr ein standesmäßiges Auskommen zu sichern. Er gab aber nie einen Pfennig für sie und die andern Gesandten mußten zusammenschließen, um die Frau wenigstens vor Hunger zu schützen.

(Unglück.) Ein junger Engländer wurde auf ganz eigene Weise vom Unglück verfolgt. Er erzählt es selbst: „man schickte mich nach Indien, um die Gunst eines Onkels wieder zu gewinnen, bei dem man mich angeschwärzt hatte. Ich hoffte von ihm 100,000 Pf. St. Sein Grundsatz war: „thue, was Du willst, aber alles mit Muth.“ Den Tag vor einem Duell nun hatte ich mich berauscht, war auf dem Nachhausewege von der Wache aufgegriffen worden und konnte so den Zweikampf nicht auskämpfen. Man hatte mir dies als Freigebigkeit ausgelegt und dem Onkel berichtet, welcher mich aus dem Testamente strich. Ich hatte mich mit meinem Gegner später geschossen und mit einem Zeugnisse darüber schiffte ich mich ein. Meine Großmutter wollte mir 60,000 Pf. St. vermachen, wenn ich niemals von der Wahrheit abwich. Eine Tante vermachte mir eine ansehnliche Summe ohne Bedingung. Mein Vater war lange Wittwer und haßte die Ehe; ich war sein ältester Sohn und hoffte ein ansehnliches Vermögen von ihm. Das waren meine Aussichten. Nun das Resultat. Bei meiner Ankunft in Calcutta fand ich einen Brief von meinem Onkel, der im Sterben lag. Ich eilte zu ihm, fand ihn noch am Leben und wurde zu ihm geführt. Er freuete sich, mich zu sehen, erzählte, er habe den wahren Hergang der Sache erfahren und werde mich wieder in sein Testament setzen lassen. Sein Advokat saß schreibend im Nebenzimmer, der Onkel trug mir auf, ihn herein zu rufen. Der Arzt am Bette winkte mich in eine Ecke und fragte da mit bedächtiger Miene: „lieben Sie Ihren Onkel.“

„Gewiß.“

— „Wollen Sie seinen Tod herbei führen, oder ihn wenigstens noch einige Tage leben lassen?“

Ich äußerte meinen Unwillen über die Frage.

— „Nun so geben Sie nicht zu, daß er sich jetzt aufrege; die Aufregung bei der Testamentsänderung wird ihn umbringen. Geben Sie ihm jetzt diese beruhigende Medizin, lassen Sie ihn eine kurze Zeit schlafen und wenn er gestärkt ist, wird er ohne Nachtheil für sich das Geschäft verrichten können.“

Ich willigte natürlich ein, obgleich mein Oheim sich zu widersehen schien, und gab ihm die Arznei. Dann entfernte ich mich aus dem Krankenzimmer und ließ den Arzt allein an dem Bette.

Ich saß und wartete mit gespannter Aufmerksamkeit in dem Vorzimmer. Der Advocat schnitt an seinen Federn herum. Ich gestehe, daß ich keine Ruhe finden konnte.

Endlich hörte ich Schritte näher kommen; wir alle im Vorzimmer wurden still. Der Advocat legte sich sein Schreibgeräthe zurecht. Ich stand auf und der Doctor trat ein.

„Ach,“ sagte der Arzt, „unser Freund ist so eben verschieden.“

Mein erster Gedanke war ein Fluch über meine Thorheit. Der Arzt war, wie sich ergab, der Haupterbe meines Onkels und ich erhielt nichts.

Mir blieb nun nichts übrig, als daß ich mich sogleich zu meinem Regimente begab. Ich that es und schrieb meiner Großmutter regelmäßig. Um ihr Vergnügen zu machen, schilderte ich ihr alle unsern militairischen Bewegungen; unter anderm erwähnte ich auch, daß wir jede Nacht in den topes (Gruppen) von Mangobäumen campirten, die in der Gegend sehr häufig sind. Durch irgend einen Zufall nun war das e aus dem Worte verwischt worden, so daß es tops (Gipfel) hieß. Ich erhielt zu meinem Schrecken darauf einen Brief, in welchem sie mir die Moral derb las und sagte: es thue ihr leid, daß ich noch immer bei dem Lügen verharre, ja mich darin vervollkommene, denn es sei doch eine unerhörte Lüge, wenn ich behauptete, ein ganzes Regiment campire in der Nacht auf Baumgipfeln. Mit der nächsten Gelegenheit erhielt ich die Nachricht von dem Tode der alten Matrone und daß sie ihr ganzes Vermögen zur Erbauung einer Methodistencapelle bestimmt habe.

Wie ich die Tante beleidigte, habe ich niemals erfahren; sie hielt sich aber für beleidiget durch mich und schloß mich aus ihrem Testamente aus.

Alle diese Täuschungen veranlaßten mich, nach Hause zu meinem Vater zurückzukehren. Ehe ich mich aber einschiffte, erhielt ich folgenden Brief von ihm: Lieber Georg, ich bin, seit Du mich verlassen, so einsam gewesen, daß Du mir es nicht verdenken wirst, wenn ich das Klügste that, das ich thun konnte. Ich verheirathete mich — mit einem wahren Engel und habe mir vorgenommen, meiner guten Frau mein übriges Leben zu widmen. Dein Bruder ist zur See gegangen, Deine Schwester trat als Gesellschafterin in eine vornehme Familie und ich bin nun ganz glücklich. Es sind sehr schlechte Zeiten, die Pachtgelder gehen schlecht ein, ich schicke Dir aber doch 5 Pf. St. und den Segen Deiner Mutter. Wenn Du Deine 20 Jahre gedient hast, werden wir Dich mit Freude erwarten. N. S. Charlotte, meine liebe Frau, hat mich eben mit einem gesunden Knaben beschenkt.“ — Das setzte dem Ganzen die Krone auf; ich kehrte zu meinem Regimente zurück und hörte von meinem Vater nichts mehr, der bald darauf starb und alles seiner theuern Charlotte vermachte, die jetzt mit einem deutschen Barone verheirathet ist.



### Generalcorrespondenz.

Ein „deutscher Naturforscher“ wohnte einem Diner bei Sir Robert Peel bei und sagt darüber im Morgenblatte unter anderem: daß ein Mann wie Peel, der 50,000 Pf. St. (über 300,000 Thlr.) jährlich zu verzehren haben soll, seine Gäste auf massivem Silber bedient, versteht sich von selbst. Auf Silbergeschirr wird überhaupt in England ungewöhnlich viel verwendet und als ungeheuer groß das Quantum dieses Metalles angegeben, welches unter dieser Form in Großbritannien angehäuft ist. Der Werth der Silbermasse, welche bei unserm Essen in der Gestalt von Löffeln, Tellern, Platten, Schüsseln, Deckeln zc. zum Gebrauche kam, würde auf dem Festlande ein nicht unbedeutendes Vermögen ausmachen. Uebrigens kamen die Teller zc. nicht wiederholt zum Vorscheine, denn hohe Stöße des kostbaren Geschirres standen auf dem side-board (Buffet) aufgethürmt und es wurde von dort auf die Tafel gebracht, wie es das jeweilige Bedürfnis erforderte. — Besonders interessant war mir der Nachtisch. Meines Wissens enthält der englische Nachtisch überhaupt weder Zuckerwerk, noch irgend andere künstlich verfertigte Süßigkeiten; die Abwesenheit derselben wird durch die schönsten Früchte ersetzt. Auf Sir Roberts Tafel z. B. erschienen neben den riesenhaften portugiesischen Trauben die größten und saftigsten Ananas, die wohlschmeckendsten Mandeln und rothe Haselnüsse, neben den ausgewähltesten Datteln, Feigen und Rosinen verschiedene Sorten der delikatesten Apfelsinen und eben so wenig mangelte das feinste Fischobst, wie es die so weit getriebene englische Gärtnerei nur immer hervorzubringen vermag. Ich kann versichern, daß schon der bloße Anblick eines derartig zusammengesetzten Nachtisches ein nicht geringes Vergnügen gewährt. Man denke sich eine lange und ziemlich breite Mahagonitafel, deren schön gemaserte Fläche wie ein Spiegel glänzt, mit einer großen Anzahl geschmackvoll und künstlich gearbeiteter aus dem klarsten Krystallglas und Silber verfertigter Gefäße besetzt, die mit den erwähnten Früchten gefüllt und auf vollkommen symmetrische Weise aufgestellt sind, und man hat eine Vorstellung von dem Aussehen und der Beschaffenheit eines guten englischen Nachtisches. Man braucht eben kein Angloman zu sein, um denselben vortrefflich zu finden und darüber das beste Zuckerwerk zu vergessen. — Was ich weniger bewundere, ist die Art und Weise, wie man nach vollbrachtem Essen sich Hände und Mund reiniget. Es wird jedem Gaste eine blaue wasserhaltende Glasschaale vorgefetzt, nebst einem viereckigen bunten Lappen und mit diesem winzigen Apparat hat er an sich das erwähnte Reinigungswerk vorzunehmen. Angesichts Aller taucht er die Finger in das Gefäß, sie hierauf mit dem besagten Lappchen abreibend, füllt dann den Mund mit Wasser und spuckt dasselbe in die smaltelblaue Glasglocke. Diese englische Sitte findet man jetzt hier und da auch auf dem Festlande eingeführt. — Sind nach dem Abgange der Damen die Reihen gelichtet, so fordert der Wirth die Männer zu engerm

Anschließen auf. Vor ihm sind etwa sechs große Caraffen, von schönstem Krystallglase verfertigt und mit eingeschliffenen Stöpfeln versehen, in Reihe und Glied aufgestellt. Jede der Flaschen trägt einen silbernen Schild, auf welchem der Name des flüssigen Inhaltes geschrieben steht. Behufs der Verzierung wie auch der Schonung der kostbaren Tafel ist überdies jede Caraffe in ein silbernes, mit einer Sammetsohle versehenes Gehäuse eingefetzt, etwa ein Drittel so hoch als die Flasche selbst, aus welchem diese herausgenommen wird, wenn man sich ihres Inhalts bedient. „Help yourself“ (langen Sie zu), sagt der Wirth zu seinem Nachbar linker Hand, indem er ihm die Flaschenbatterie zuschiebt. Dieser versorgt sich aus einer beliebigen Flasche, übermacht hierauf die vorgefetzten Weine dem nächsten Tischgenossen und auf diese Weise kreisen die Caraffen im geschlossenen Männerringe herum. —

Man hat in Frankreich eine neue Art Kartoffeln eingeführt, die man ihres Wohlgeschmacks wegen ungemein rühmt und ihrer Kleinheit wegen „Bohnenkartoffel“ nennt, denn die größten sind nicht größer als eine Nuss. —

In Frankfurt hat Rubini, welcher der ausgezeichnetste Tenorist — war, ein Concert im Theater mit bedeutend erhöhten Preisen gegeben und nicht eben gefallen. Die Künstler scheinen zu glauben, Deutschland müsse sich mit den Ueberresten ihrer Stimme begnügen. Erst erschien die Pasta, die aber in Leipzig zu der Einsicht kam, daß die Deutschen doch nicht alles Fremde mit blindem Enthusiasmus aufnehmen; Rubini wird dieselbe Erfahrung machen, wenn seine Stimme wirklich gealtert ist, wie es in Artikeln aus Frankfurt allerdings behauptet wird. —

Eine Gesellschaft von Engländern in Paris hat wieder einmal einen ächt englischen Vorsatz gefaßt. Sie hatten sich lange mit dem Plane getragen, ein Diner für 4000 Personen zu geben und fanden nirgends einen dazu hinreichenden Raum. Da schlug ihnen ein Pariser Wirth den Tunnel unter der Themse bei London vor. Der Gedanke gefiel den Engländern; der Pariser Wirth erklärte sich bereit, die Einrichtungen zu übernehmen, und nächstens wird dann dieses große Bankett unter der Themse gehalten werden. Die Kosten sind auf 400,000 Frcs. veranschlagt. —

In Belgien wählte vor Kurzem ein Unbekannter die Eisenbahn als Mittel, sich von dem Leben zu befreien, das ihm wahrscheinlich lästig geworden war. Er legte, ehe man es zu hindern vermochte, seinen mit einem Tuche verhüllten Kopf auf die Schiene der Bahn zwischen Brüssel und Mecheln, als eben ein Zug ankam, und die Räder der Maschine zermalmten ihn. —



# Allgemeine Norddeutsche Zeitung

N<sup>o</sup> 42.

1841.

Der äußerst billige Preis dieser wöchentlichen Zeitschrift, für den Jahrgang zu 104 Quartbogen, mit 64 Kupfern oder circa 600 Abbildungen der neuesten Pariser, Londoner und Wiener Moden, schnell nach deren Erscheinen, ist 8 Thlr.; mit 116 Kupfern und



Stahlschnitten, die Moden u. als Doppelkupfer: Portraits berühmter Menschen, Abbildungen von neuen Meubles, Fenster-Gardinen, Gartenverzierungen, Equipagen etc. enthaltend, 8 Thlr. Alle Buchhandlungen, Zeitungsexpeditionen und Postämter nehmen Bestellungen an.

Redakteur: Dr. A. Diezmann.

Verlag von Baumgärtner's Buchhandlung in Leipzig.

Motto: Von dem Neuen das Neueste; von dem Guten das Beste.

## Der Bürger von Vitré.

Novelle.

(Fortsetzung.)

„Der Elende!“ dachte Gerard, als er den Brief gelesen. „Die Zärtlichkeit, die ich für ihn fühlte! Und ich könnte ihn nach America schicken! Es ist das ein Land, von dem aus ich nichts mehr von ihm hören würde. Zehntausend Francs reichen dazu hin. Und müßte ich Pelhedou ganz ausplündern...“

Der Alte sprach sich nicht ganz aus. Er sprang bei den letzten Worten krampfhaft auf und ging mit raschen Schritten in dem Zimmer auf und ab. Plötzlich blieb er stehen.

„Ich bin der erste Bürger von Vitré,“ sagte er stolz, und sein Entschluß war gefaßt.

Zwei Jahre vor dem Auftritte, den wir geschildert haben, war Gerard der reichste Kaufmann in der Stadt. Da er rechtschaffen bis zur Starrheit, ein guter Christ und allgemein geachtet war, so mußte man, um einen Fehler an ihm zu finden, an seinen Handlungen einen gewissen Geiz ausfindig machen. Dennoch hatte er auch diese Beschuldigung mehrmals glänzend widerlegt, namentlich bei der Verheirathung seines Sohnes mit einer armen Waise, die unter den Augen der Mad. Gerard erzogen worden war. Franz Gerard zählte damals achtzehn Jahre, Helene, seine Braut, kaum fünfzehn. Die frühzeitigen Ehen sind ziemlich allgemein in dieser Gegend, wo die Männer, fortwährend vor den

Augen eines unbarmherzigen Publicums, die Fehler und Freuden der Jugend nicht kennen dürfen.

Man sollte sich lange der Pracht erinnern, welche bei dieser Gelegenheit aufgeboten wurde. Das Schloß Pelhedou, das zwanzig Generationen der Gerard's ausgeschmückt hatten, besaß prächtige Teppiche. Die Leute von Vitré bückten sich unwillkürlich, so wurden sie geblendet. Zwei ganze Tage lang floß der Traubensaft, als wäre es Aepfelwein, und der Aepfelwein, als wäre es Wasser. Es waren Tafeln gedeckt, an denen Jedermann Platz nehmen konnte, und, sobald neue Gäste erschienen, wurde frisches schneeweißes Tafelzeug aufgelegt. Ueber dieses hatte man die verstorbene Mad. Gerard sagen hören: „und dauerte es vier Wochen so fort, so brauchte in Pelhedou nicht gewaschen zu werden,“ — was einen ungeheuren Luxus in Weißzeug verrieth.

Aber Niemand wunderte sich über diesen Glanz. Gerard war der erste Bürger; sein Sohn heirathete die einzige Tochter eines Bürgers und es war also, als vermähle sich ein Prinz mit einer Prinzessin.

Gerard hatte außer seinem Vaterstolze noch andere Gründe, um sich so prachtliebend, so verschwenderisch zu zeigen. Man darf glauben, daß er auf die Fortdauer des Crediten speculirte, dessen Grundlagen bereits zu sinken begannen, und daß er deshalb seine Landsleute ein für allemal blenden wollte.

Franz war ein rechtlicher junger Mann mit einem von Natur gutem aber ausgetrocknetem Herzen, da er die häusliche Tyrannei fortwährend hatte ertragen müs-



fen. Helene dagegen war das reizendste Mädchen, das man sich denken konnte. Die kleinliche, unbeugsame Erziehung in Vitré, welche einen gewöhnlichen Geist verstockt machte, war für ihre zu unruhige Natur eine wahre Wohlthat gewesen. Die lästige Aussicht ihrer Adoptivmutter hatte ihre Laune gezügelt, ohne ihrem Character zu nahe zu treten. Sie war heiter, geistreich, stand ohne Vergleich über ihren Gefährtinnen, verstand es aber, diese Ueberlegenheit minder fühlbar zu machen.

Vor seiner Verheirathung war Franz als Commis bei seinem Vater und wurde in die Geheimnisse des Gewerbes eingeweiht. Während der Flitterwochen gab er sich ganz dem Glücke hin und vernachlässigte die Werkstatt. Als er in dieselbe zurückkehren wollte, hielt ihn sein Vater unter verschiedenen Vorwänden davon zurück und endlich äußerte er den Wunsch, er möge sich nach Rennes begeben, um dort die Jurisprudenz zu studiren.

Helene und Franz liebten einander. Helene besonders, die ihren Mann noch weit höher achtete, als er wirklich verdiente, betete ihn fast an. Deshalb äußerte sie denn auch ihre Verzweiflung sogleich, als die ersten Worte der Trennung gesprochen wurden, wenn sie sich auch, an Gehorsam gewöhnt, in ihr Schicksal ergab. Auch Franz war verdrießlich, doch gehörte er nicht zu denen, deren Trostlosigkeit lange währt. Ueberdies war es ihm ganz recht, wenn er es sich auch vielleicht nicht gestand, die Welt jenseits Vitré kennen zu lernen.

Der Beweggrund Gerard's war ohne Zweifel ein sehr gewichtiger, denn er blieb bei der Unruhe, die sein Vorsatz in der Stadt erregte, unerschütterlich. Es war allerdings etwas höchst Seltsames. Ein Bürger seinen Sohn nach Rennes senden, in jenes hyperboräische Land, das wenigstens zehn Stunden von Vitré entfernt lag! Eine Deputation von Bürgern machte ihm Vorstellungen dagegen, aber vergebens. Gerard sah sich selbst der Verarmung entgegengerissen und wollte sie vor Aller Augen verbergen. Ohne daß es das Publicum wußte, ohne daß es selbst seine Frau erfuhr, die starb, ohne von der Lage ihres Mannes etwas zu ahnen, bot dieser seine letzten Hilfsmittel auf. Zur Zeit, als diese Geschichte beginnt, hielt nur noch der Credit sein Geschäft aufrecht.

Vitré war um die Mitte des 15. Jahrhunderts eine hübsche kleine Stadt mit 8 bis 10,000 Einwohn-

ern, malerisch auf dem Rücken eines steilen Berges gelegen. Die Beste mit geheimnißvollem Aussehen fiel unter dem Epheu, der gleich Lumpen an ihr hing, in Trümmer. Anna Radeliff würde bei dem Anblicke dieser alten Burg einen angenehmen Schauer empfunden haben. Wie die melancholische Engländerin liebten die Eulen diesen unfreundlichen und schwärzlichen Steinhäufen. An jeder Seite der Straße schützten schmale Hallen von seltsamer Bauart die Kaufleute, wenn sie vor der Feuerglocke an ihren Thüren schwachten. In der Mitte der Stadt schien die Vilaine, die sich lieblich und kokett dahin schlängelte, gegen den brutalen Namen zu protestiren, den man ihrer bescheidenen Majade gegeben.

Die Bewohner von Vitré waren ehrliche Leute, um etwa zehn Jahrhunderte zurück und um deswillen unvergleichlich civilisirter, als man es damals war. Ihre Gebräuche blieben so ziemlich dieselben, wie die der alten Rhedoner zur Zeit der römischen Herrschaft. Fougères war für sie der Welt Ende und Rennes eine saubere Stadt.

Eines Abends, sagt eine Chronik des Ortes, sank Vitré mit Menschen, alten Thürmen und Eulen in jenen Tauberschlaf, welcher das Werk der Geister ist. Nur die Vilaine strömte fort, aber gleichsam nur im Schlafwandeln. Das dauerte etwa vierhundert Jahre, mehr oder weniger. Am Ende des letzten Jahrhunderts dehnte sich die gute Stadt, erstarrt von diesem langen Schlafe, dann setzten Alle, Eulen, alte Thürme und Einwohner, ihr Leben da fort, wo sie es im Jahre 1400 unterbrochen hatten.

Dieses Märchen ist so wahrscheinlich wie eine Menge historischer Romane. Man fragte sich wirklich im Ernst, ob Vitré nicht eine Versteinering des Mittelalters, eine gothische Mumie im besterhaltenen Zustande ist.

Wir hätten deshalb die Jahrzahl am Anfange dieser Erzählung recht wohl weglassen können. In Vitré sind die Jahrzahlen wirklich etwas ganz Müßiges. Das Drama, das gestern da geschah, hätte recht wohl auch vor fünf bis sechs Jahrhunderten eben so geschehen können. Die dabei Mitwirkenden würden dieselben Sitten, dieselbe Tracht gehabt, dieselbe Sprache geredet, dieselben Häuser bewohnt, dieselben Titel geführt haben. Hier ändert sich nichts, die Institutionen eben so wenig als die Menschen.

Der Ursprung der Bürger von Vitré verliert sich in dem Dunkel der Zeiten. Anfänglich war es ein Tribunal von fünf Mitgliedern. Im Anfange des 14.



Jahrhunderts vermehrte man, wegen der allmäligen Vergrößerung der Stadt, die Zahl auf zehn. Dieser Rath ersetzte sich durch Wahl in allen Gewerken ohne Unterschied; auch die Adelligen, die „einen Siebel nach der Strafe zu“ hatten, konnten ihm angehören. Anna von Bretagne, Ludwig XII., Karl IX., Heinrich III., Ludwig XIII. und Ludwig XV. erkannten nach einander durch königliche Urkunden die Gesehmäßigkeit der Bürger von Vitré an.

Waren sie zu Dreien versammelt, so entschieden sie über alle Handels- und Stadtangelegenheiten; versammelt im Rathe votirten sie die städtischen Abgaben und führten die Regierung. Der Vorsitzende im Rathe führte den Titel Bürgermeister oder Meister der Bürger und diese Würde war lebenslänglich. Die Wahl der Mitglieder des Rathes geschah mit einer seltsamen Feierlichkeit. Alles, was zu den Gewerken gehörte, Meister und Gesellen, hatte eine beratende Stimme. Der Erwählte legte den Eid ab in die Hände des Pfarrers von Vitré. Er communizirte, wenn er sich im Zustande der Gnade befand, dann wurde er im Triumphe auf das Rathhaus geführt. Der übrige Tag verging in Festlichkeiten. Das auszeichnende Merkmal war eine goldene Medaille, die der Bürgermeister an einem langen Noirebande trug.

Die moralische Herrschaft der Bürger ging über ihre von dem Geseze anerkannten Befugnisse weit hinaus. Kein Vergleich giebt eine Vorstellung von dem Respekte, in welchem sie bei der Bevölkerung standen. Ein ächter Vitréer würde nie anders mit dem Bürgermeister gesprochen haben, als mit dem Hute in der Hand und der Hand auf den Herzen. Das Reglement dieser ehrwürdigen Corporation war deshalb auch ungemein streng. Um Bürger zu sein und zu bleiben, genügte es nicht, ein ehrlicher Mann zu sein, auch alle Glieder der Familie mußten untadelig dastehen. Die Fälle der Absehung waren unzählig. Das geringste Vergehen wurde sorgfältig aufgezeichnet und bestraft. Während der Minderjährigkeit Ludwigs XIV. wurde Sebastian Morel, ein Bäcker, aus dem Rathe gestossen, weil sein Nefse, ebenfalls Bäcker, in einer theuren Zeit Getreide aufgekauft hatte. Man ließ ihn nach Ausführung des Urteils in Frieden leben, als ihn aber die Scham und der Schmerz getödtet hatten, riß man sein Haus nieder. Auf der Stelle desselben erhob sich eine Granitsäule, an welcher kein Bürger ohne Schauer vorüberging.

Wie man aus diesem Beispiele unerhörter Strenge

ersieht, scherzte das Gesez in Vitré nicht. Ein Sohn, ein Seitenverwandter selbst konnte sein Vergehen den Vater, den Vetter büßen sehen.

In der Familie Gerards nun war Folgendes geschehen.

Vincent Gerard de la Foliays, sein Vetter, war ein kleiner Edelmann, der ein Häuschen in dem Walde an der Strafe nach Ernée bewohnte. Er tadelte seinen Vetter und seine Vorfahren darum sehr, daß sie ihren Adel so weit vergaßen, um Handwerker zu werden, was ihn indeß nicht hinderte, oft und mit immer neuem Vergnügen an dem Tische des Waffenschmiedes Platz zu nehmen. Sein Häuschen Foliays war zu jeder Zeit der Zufluchtsort schlechter Subjecte vom Lande, einer Art Geschöpfe gewesen, die vorzüglich zum Trinken organisirt zu sein schienen. Es geschah hier die gemeinsten Orgien und die Gäste entsagten ganz und gar der Etikette, wie der Hausherr immer mit Vergnügen wiederholte.

Vincent konnte mit seinem kleinen Erbe diese Lebensweise nicht lange führen. Bald belagerte er die Thüre seines reichen Veters und erborgte von demselben allmählig ansehnliche Summen. Aber der Bürger war zu solchen Anleihen durchaus nicht geneigt und so geschah es, daß sein Beutel bald sich nicht mehr öffnete.

„Vetter von Pelhedou,“ sagte der arme Edelmann, indem er sich entfernte, „Sie werden es bald bereuen.“

Gerard zuckte stolz die Achseln und hielt es unter seiner Würde, auf eine so lächerliche Drohung zu antworten.

Vincent führte einige Monate lang ein armseliges Leben und verkaufte allmählig seine schlechten Hausgeräthe; mit einem Male sah man ihn sodann seine frühere Lebensweise wieder annehmen und seine ehemaligen Freunde zeigten sich von neuem in seinem Hause zu La Foliays. Dabei machte Vincent jetzt großen Aufwand und man berauschte sich bei ihm nicht mehr wie sonst in Aepfelwein, sondern in Traubensaft. Diejenigen, welche nicht der Meinung waren, daß er einen Schatz gefunden habe, glaubten deshalb, er habe sich dem Bösen ergeben.

Dies geschah kurz vor der Vermählung des jungen Gerard.

Um dieselbe Zeit wurde der Postwagen, welcher von Rennes nach Paris ging und die Steuern aus dem Departement nach der Hauptstadt brachte, mehrmals hintereinander angefallen und beraubt. Der Raub geschah jedesmal mit unerhörter Keckheit vor dem Thore



von Bitré. Gerard, als Bürgermeister, leitete die kleine von der Stadt besoldete Polizei und seine thätigen Nachforschungen krönte der vollständigste Erfolg. Nach einer Woche kannte er den Namen des Räubers. Noch denselben Abend sah man ihn in einen kleinen Wagen mit einem Pferde steigen und nach La Foliays zu fahren. Es war Nachts, als er an dem Hause ankam. Hundert Schritte schon von der Schwelle hörte er lauten Jubel. Als er in den Speisesaal treten wollte, blieb er stehen und seine Hand machte unwillkürlich das Zeichen des Kreuzes.

Vincent war noch nicht ganz betrunken. Bei dem Anblicke seines strengen Vetter's fühlte er sich von Angst und Furcht ergriffen, aber es währte nur eine Secunde.

„Folge mir,“ sprach der Bürger gebieterisch.

Vincent gebot seinen Freunden, die den Alten zu erschlagen droheten, Schweigen, reichte dem Vetter ein bis an den Rand gefülltes Glas und wollte auf die Gesundheit des Bürgers trinken.

„Folge mir, Vincent,“ wiederholte er leiser. „Es handelt sich um eine wichtige Sache, um...“

Vincent unterbrach ihn unehrerbietig durch lautes Lachen und alle Gäste stimmten in dasselbe ein.

„Es handelt sich um Leben und um Tod,“ fuhr der Bürger fort, indem er die Hand seines Vetter's heftig drückte.

Dieser schien nachzudenken. Er hatte sogleich den Beweggrund dieses ungewöhnlichen Besuches errathen.

— „Meine lieben Freunde,“ sagte er nach kurzer Pause, „mein ehrwürdiger Herr Vetter wünscht unter vier Augen mit mir zu sprechen. Ich bitte Euch, entfernt Euch.“

Ein Murren antwortete auf diesen unerwarteten Antrag. Vincent stand auf und öffnete die Flügeltüren.

„Herr de la Foliays,“ sagte der keckste der wilden Gäste, indem er seinen Bauernhut auf ein Ohr setzte, „ich bin ein Edelmann und...“

— „Den Hut herunter!“ rief Vincent; „den Hut ab vor meinem achtungswürdigen Vetter, Ihr Herren!“ Und er schlug dem Burschen den Hut vom Kopfe.

Da erhoben sich Alle lärmend und es würde wahrscheinlich irgend ein tragischer Auftritt gefolgt sein, hätte Vincent nicht mit Stentorsstimme in den Tumult hineingerufen:

„Bei Gott, der erste, welcher sich rührt, ist für immer von meinem Tische verbannt.“

Sogleich trat die tiefste Stille ein und Vincent setzte, indem er sie nach der Thüre zu trieb, hinzu:

„Ohne Groll, Freunde! Auf Wiedersehen, morgen!“

Die Männer zogen mit dem Hute in der Hand ab und draußen stimmten sie ein wildes Trinklied an.

Gerard hatte sich abgewendet. Vincent trat jetzt wieder zu ihm und nahm ihn sacht am Arme.

„Unglücklicher!“ begann der Bürger, indem er sich loszumachen suchte.

— „Herr von Pelhedou,“ unterbrach ihn Vincent, „ich weiß, was Sie zu mir führt.“

Der Bürger sah ihn verwundert an.

— „Ich weiß, daß es in der Welt etwas giebt, dem Sie Ihr Leben opfern würden, Ihr Vermögen, Herr von Pelhedou.“

„Es handelt sich nicht“... wollte der Bürger sagen.

— „Doch,“ unterbrach ihn Vincent nochmals. Dann setzte er hinzu, indem er ceremoniös einen Stuhl herbeizog: „ich weiß auch... Haben Sie die Güte, Platz zu nehmen... Ich weiß auch, daß Sie etwas Anderes sogar Ihrem Vermögen vorziehen würden, und Ihre Anwesenheit hier ist ein Beweis dafür.“

Unter allen andern Umständen würde Gerard sich durch den Ton, welchen sich sein Vetter gegen ihn erlaubte, höchlich beleidiget gefühlt haben. Gewöhnlich benahm sich derselbe auch gegen ihn, wie es einem Verpflichteten gegen einen Protector ziemt; hier aber hatte der Alte nur einen Gedanken und dieser machte ihn Vincent gegenüber schwach.

„Sprechen Sie offen, mein lieber Herr Vetter,“ fuhr der letztere fort, indem er sich bequemer setzte. „Würden Sie sich die Mühe genommen haben haben, mein armes Haus zu besuchen, wenn Sie mir nur einen guten Rath geben wollten?“

— „Vincent,“ sagte der Bürger in feierlichem Tone, „wilst Du mich anhören?“

„Recht gern, werther Herr Vetter, recht gern; aber lassen Sie mich erst ausreden. Sie sind mit sich zu Rathe gegangen und haben zu sich selbst gesagt: wir sind beide bedrohet, er an seiner Freiheit, an seinem Leben vielleicht, ich dagegen an dem, was mir das Theuerste auf dieser Welt ist, denn das, was Sie selbst Ihrem Vermögen vorziehen, ist Ihr Bürgertitel. Und wenn ich auf der Bank der Angeklagten säße, adieu dann Bürgertitel, Bürgermeisteramt und Medaille! Ist das Alles nicht wahr, mein Herr Vetter von Pelhedou?“



Gerard betrachtete mit Entsetzen diesen Mann, der ihm spielend seine geheimsten Gedanken entlockte. Vincent kannte, wie der Alte sah, die Anklage, die auf ihm lastete, und fürchtete sie nicht. Er schien vielmehr Gerard's Anhänglichkeit an dem Titel Bürger ausbeuten zu wollen.

Vincent ließ ihn auch wirklich nicht lange in Ungewißheit.

„Alles dies ist wahr,“ fuhr er fort; „es erreicht nicht einmal die Wahrheit. Wenn ich von Leben und Vermögen sprach, so geschah es, weil ich keinen andern Vergleich fand. Sie würden, Herr Wetter, so fromm Sie auch sind, Gott verläugnen, um Bürger zu bleiben.“

— „Genug!“ rief der Alte in Ungebuld.

„Es sei. Warum soll ich Ihnen auch sagen, daß Sie im Nothfalle ein Verbrechen begehen würden? Sie wissen es besser als ich.“

— „Was bezweckst Du?“ fragte endlich Gerard.

„Ich will Ihren Zweck erreichen, Wetter von Pelhedou. Ich bin Ihr Verwandter und habe wahrhaftig die kleinen Dienste nicht vergessen, die Sie mir gelegentlich erzeigten. Sie kamen jetzt zu mir, um eine lange Rede zu halten, deren Schluß folgender gewesen sein würde: Dein Verbrechen ist entdeckt, Dein Leben bedrohet, fliehe.“

— „Nun?“

„Nun? Ich bin Ihrer Ansicht.“

„Ich bin Ihrer Ansicht,“ wiederholte er, „aber ich will Ihnen die heuchlerische Maske nicht lassen, in der Sie meine Schwelle betraten. Was Sie thun, thun Sie nicht meinet, sondern Ihetwegen.“

Gerard wollte protestiren.

„Wollen Sie die Sache ausführlicher besprechen?“ fuhr Vincent kalt fort. „Indeß sind Sie in dem Augenblicke, da wir davon sprechen, nicht mehr Bürger. Ich habe einen Raub begangen; Sie sind mein Better und von rechtswegen haben Sie Ihre Stelle verloren. Denn...“

— „Elender!“ rief der Alte, bleich vor Zorn.

„Erkennen Sie es? Ich entfliehe in unserm gemeinsamen Interesse und Sie bezahlen die Reise.“

— „Darauf soll es nicht ankommen.“

„Ich gebe in unserm gemeinsamen Interesse mein Schloß, meine Hilfsmittel auf...“

— „Dein Schloß! Deine Hilfsmittel!“ wiederholte der Alte bitter.

„Ja, werther Wetter,“ sagte Vincent, „meine Hilfs-

mittel, mein Schloß. Unsertwegen gehe ich in die Verbannung. Sie müssen mich also erhalten. Und Sie werden mich erhalten.“

Gerard dachte eine Minute lang nach.

„Ich kann wirklich nicht einwilligen,“ sagte er nach einiger Zögerung.

— „Nicht? So stelle ich mich morgen als Gefangener.“

Der Alte sprang von seinem Stuhle auf.

— „Und übermorgen,“ fuhr Vincent mit unverwüßlicher Kaltblütigkeit fort, „wird es in Vitré nur noch neun Bürger geben.“

„Ich willige ein,“ sagte der Herr von Pelhedou.

— „Das ist etwas Anderes. Ich danke Ihnen nicht, Wetter; wir stehen nicht mehr bei den Complimenten. Morgen werde ich fünf bis sechstausend Francs von Ihnen holen.“

„Fünfstausend Francs!“

— „Fünfstausend oder sechstausend, eher sechs als fünf, bloß um die Kosten des Nachsendens zu ersparen. Je mehr ich gleich mitnehme, um so seltener werde ich Sie belästigen. Und nun, soll ich Ihnen ein Bett in meinem schlechten Hause zurechtmachen lassen?“

Gerard stand auf. Er glaubte zu träumen. Er, der mit der Absicht zu drohen gekommen war, mußte überwunden zurückkehren, ohne den geringsten Widerstand leisten zu können. Er stieg in seinen Wagen ohne ein Wort zu sprechen und erwiderte den triumphirenden Abschied Vincents durch ein trauriges Kopfnicken.

„Morgen, Wetter von Pelhedou!“ rief ihm der letztere nach. „Ich werde mich bei Ihnen noch einmal zu Gaste laden und mir Ihre guten Wünsche zur Reise holen.“

Vincent reiste ab und wählte Rennes zu seinem Aufenthalte. Binnen einigen Monaten forderte er mehrmals Geld und jedesmal sprach er seine Drohung dabei aus. Gerard weigerte sich nie, das verlangte Geld zu senden.

Deshalb schickte der Bürgermeister seinen Sohn nach Rennes, damit er dort das Recht studire. Das Vermögen des Alten war für Vitré ungeheuer. Außer seinen Handelsvorräthen besaß er 200,000 Francs, aus denen er keinen Vortheil zog, die er aber wohlgefällig betrachtete. Jene wiederholten Forderungen brachten indeß bald Störungen in sein Geschäft und, da er die Ursache nicht gestehen konnte, ohne das Opfer nutzlos zu machen, entfernte er lieber den Sohn von sich.



## 3.

Die Umgegend von Vitré ist für Straßenräuber ein wahres Paradies: dichte Schluchten, tiefe Gräben, riesenhafte Hecken, Alles vereinigt sich, um sie zu schützen und zu verbergen. Auch finden sie sich häufig dort ein. Fehlt es an starken und organisirten Banden, so sind die einzelnen Räuber desto zahlreicher. Auch vergaß man die Angriffe gegen die Post bald über andern Geschichten ähnlicher Art.

Gerard hatte, da er von dieser Seite ruhig war, einen Geldsack nach dem andern nach Rennes abgehen sehen. Er gab sie freiwillig hin, denn er wählte zwischen Verarmung und Schande das geringere Uebel, aber er dachte doch bisweilen mit Verzweiflung, daß selbst die Armuth ihn vielleicht nicht rette. In diesem Augenblicke war er bereit, alles aufzuopfern; er schlug den Weg nach dem Rathhause ein, entschlossen seinen Titel und seine Macht niederzulegen; aber bald blieb er stehen. Sollte er, nachdem er gleichsam Dictator gewesen, gewöhnlicher Einwohner der Stadt werden? Dazu gebrach es ihm an Charakterstärke.

Endlich schien die Crisis nahe bevorzustehen. Nach dem Briefe Vincents konnte er nicht länger schwanken. Noch einen letzten Versuch wollte er machen.

Helene und Goton Leveau sahen ihn mit Verwunderung alle Abende ausfahren. Er spannte selbst das Pferd an; was er neben sich in den Wagen legte, wußte Niemand; Helene hatte ihn zweimal um die Erlaubniß gebeten, ihn begleiten zu dürfen, aber der Alte hatte ihr die Bitte rund abgeschlagen.

„Ach, Madame,“ sagte die Dienerin mit gemutheten Augen, „wer etwas Gutes thut, verbirgt sich nicht.“

Trotz dem strengen Tadel der jungen Frau äußerte die alte Dienerin tausend seltsame Vermuthungen, sprach vom Teufel, vom Herensabbath und theilte auch den Nachbarn ihre Vermuthungen über ihren Herrn Gerard mit.

Der Letztere begab sich nach Pelhobou. Sieben Nächte hintereinander machte er diese Reise. In der achten schlug er den Weg nach Fougères ein und brachte einen Tröbder und Gehilfen mit; zu dem Werke, das er zu verrichten gedachte, brauchte er einen Fremden. Während Helene, verwundert über seine lange Abwesenheit, die Stunden und Minuten zählte, ging der Alte mit dem Handelsmann in den Salons seines Schlosses umher.

„Und wie viel verlangen Sie für alles dies?“

fragte der Bucherer, indem er verächtlich die Teppiche z. musterte, die von allen Frauen in Vitré bewundert worden waren.

— „Zehntausend Francs,“ antwortete der Alte.

Der Handelsmann zuckte die Achseln und bot endlich viertausend.

(Fortsetzung folgt.)

## Miscellen.

(Das Alter.) Salezza de Pebrada rühmte eine alte Dame ihrer Schönheit wegen und sie antwortete, die Schönheit vertrage sich nicht mit dem Alter. Salezza aber erwiderte als bald: „wir sagen: „schön wie ein Engel“ und doch sind die Engel unter allen Erschaffenen die ältesten.“

(Die Loge der berühmtesten Bühnenkünstlerinnen.) Loge heißt in der Theatersprache ein Zimmerchen, in welchem die Künstlerin sich ankleidet und in das sie sich begiebt, wenn sie auf der Bühne nicht beschäftigt ist. Mlle. Falcon, als sie noch ihre Stimme besaß, hatte ihre Loge zu einem Prunkzimmer umgeschaffen. — Fanny Cister besaß ein sehr großes Ankleidezimmer, an dessen Eingange zwei große Balaien in Livrée Wache hielten; aber man sah darin keine weichen Teppiche, sondern nur — Kreide, Kreide auf dem Tische, Kreide auf dem Fußboden, auf der Toilette, denn die Kreide ist das unentbehrliche Hilfsmittel jeder Sängerin, die sich die Sohlen ihrer Schuhe damit reibt, um keinen Fehltritt zu thun. Einst trat ein Bühnendichter, Bural, zu Fanny, die ihm mit den Worten entgegen kam: „ich bin außer mir; ich soll sogleich auftreten und man hat mir meine Kreide gestohlen. Ich habe Mlle schon um Kreide ersuchen lassen, aber Niemand will etwas davon haben; man hat sich gegen mich verschworen, sehen Sie, um mich zu hindern, gut zu tanzen. Sie schafften mir Kreide, nicht wahr?“

„Aber, theueres Fräulein, ich weiß nicht, wo ich sie finden soll.“

— „Gehen Sie, ich zahle jeden Preis; Sie haben noch eine Viertelstunde, ehe der Vorhang aufgeht; ich erwarte Sie.“

Es war elf Uhr Abends und jedes Gewölbe geschlossen. Herr Bural wußte nicht, wo er die ersuchte Kreide finden sollte. Er ging jedoch fort, kam vor der Viertelstunde zurück und brachte zwanzig Stückchen Kreide mit.

„Wie viel bin ich Ihnen schuldig?“ fragte Fanny.

— „Zehn Gläser Zuckerwasser,“ antwortete der Dichter, „denn ich mußte in zehn Kaffeehäuser gehen, um diese Kreide zu stellen.“

Die Loge der Julie Grisi ist immer sehr reichlich mit frischen Eiern versehen, denn die berühmte Sängerin genießt eins vor jedem Auftreten. Die der Mad. Persiani enthält Branntwein, dessen sie sich bedient, um ihrer Stimme gegen das Ende der Vorstellung die Kraft zu erhalten. Mlle. Rachel hat in ihrer Loge nichts als ein Ruhebett, auf das sie sich erschöpft wirft, sobald sie von der Bühne abgetreten ist.



(Abenteuer bei einer Fuchsjagd.) Ich hatte, erzählt ein französischer Schriftsteller, viel von den Fuchsjagden der Engländer gehört. In St. Omer lernte ich mehrere englische Fuchsjäger kennen und eines Tages machten mir diese Herren den Vorschlag, sie bei einer solchen Jagdpartie zu begleiten. Es war ein schöner Februarmorgen. Der Sammelplatz war eine weite Ebene, zwei Stunden von St. Omer. Zur festgesetzten Stunde fanden wir uns, zwölf bis funfzehn Reiter, ein, darunter mehrere Damen. Auch mehrere Reugierige waren zu Fuße an den Schauplatz geeilt. Der Mann, welcher den Fuchs in einem Sacke hatte, ließ ihn in einiger Entfernung los und sobald wir ihn aus dem Gesichte verloren hatten, wurden ihm die Hunde nachgehrt und die Jagd begann. Der Fuchs führte uns fast in gerader Linie nach der Straße zu, die ungefähr eine Stunde entfernt war. Er schlug einen Feldweg ein und die Hunde waren etwa zweihundert Schritte von ihm entfernt. Bald gelangte er an eine Gruppe Häuser am Anfange eines Dorfes und hier sprang er durch ein Fenster im Erdgeschoße, das offen stand, einer alten Frau, die da saß und spann, fast auf den Schooß. Von dem Fenster an das Bett war nur ein Schritt; der Fuchs flüchtete sich sogleich dahin und kroch unter den Strohsack, in den er sich hineinwühlte, während die Hunde auf ihrer eifrigen Verfolgung an dem Häuschen ankamen und sämtlich auch durch das Fenster hineinsprangen. Die arme Frau, die durch den Lärm der dreißig Hunde, die in ihrem Stübchen alles über den Haufen warfen, ganz betäubt war, wußte nicht mehr, welchem Heiligen sie sich empfehlen sollte, als wir selbst ankamen. Es wurde uns schwer, sie zu beruhigen und die Hunde wieder an die Koppel zu legen; dann mußte der Strohsack aufgeschnitten werden, um den Fuchs zu erlangen, der auf diese Weise gesund und wohlbehalten wieder in seinen Sack wanderte, um bei einer andern Jagd nochmals aufzutreten. Ich hatte dagegen mit der ersten Probe von einer Fuchsjagd genug.

(Eine grauenhafte That.) William Sadler war angeklagt und überführt, im Jahre 1829 seinen Herrn ermordet zu haben, und lebenslänglich nach Botany Bay deportirt worden, wohin man bekanntlich die englischen Verbrecher bringt. Sadler hatte Smithson, seinen Herrn, aus Liebe zu Charlotten, der Frau des Unglücklichen, umgebracht, die, wie die Lady Macbeth, seinen Arm bewaffnete, das Licht hielt, während er Smithson den Dolch in die Brust stieß und ihm sodann das Blut von den Händen wusch.

Diese Mitschuld Charlottens wurde von ihr vor den Assisen geläugnet und sie erlangte ihre Freiheit, während Sadler fortgeschafft wurde.

In Botany Bay betrug sich Sadler musterhaft, bestellte das Land, das ihm angewiesen war, und erwarb sich in wenigen Jahren einen gewissen Wohlstand.

Es ist in Botany Bai üblich, daß, wenn ein Schiff mit Verbrechern ankommt, jeder unverheirathete Ansiedler sich unter den neu angekommenen Beurtheilten eine Frau aussuchen kann.

Auch William Sadler wählte sich bei einer solchen Gelegenheit eine Gefährtin.

Die Hochzeit wurde gefeiert trotz dem Widerstreben der Frau, welche flehentlich bat, man möge ihr einen andern Mann geben.

Sadler brachte die Frau in seine Wohnung; hier band er sie auf das Bett, so daß sie sich nicht rühren konnte, riß ihr die Augen, die Zähne und alle Nägel von den Fingern und Zehen aus und schnitt ihr endlich den Hals ab.

Als diese Gräueltthat vollbracht war, ging er zu dem Richter und sagte: „geben Sie mir den Tod, ich bin gerächt.“

Man hielt den Barbaren fest und erfuhr, daß die Frau, die er sich ausgewählt und die er auf so gräßliche Weise umgebracht hatte, keine andere gewesen war als Charlotte, seine ehemalige Geliebte und Mitschuldige, die wegen Diebstahls deportirt worden war und an der er sich wegen ihrer Untreue gerächt hatte.

William Sadler wurde bald darauf gehangen.

(Die Trommel.) Die Trommel wird in Indien nicht wie in Europa zu militairischen Zwecken gebraucht; sie dient dort vielmehr zu ganz entgegengesetzten; man braucht sie, um die Krankheiten zu beschwören oder zu beruhigen, um die Sterbenden zu retten, mit einem Worte als geistiges und körperliches Heilmittel. Wenn alle andern Mittel der Heilkunst erschöpft sind und der Kranke immer übler sich befindet, greift man zu dem letzten, zu der magischen Kraft der Trommel und des Tanzes. Die Familie versammelt sich um das Bett des Sterbenden; die ihm am nächsten stehende Person, der Vater, die Mutter, die Frau, das älteste Kind, meist eine Person weiblichen Geschlechtes, wenn es möglich ist, fängt an zu ächzen und zu seufzen, erhebt dabei ihre Stimme immer mehr und mehr und endiget in einem wahren Geheul mit einem Ausdrucke der Angst, welcher das Herz zerreißt. Mit einem Male ändert dann die Trommel ihren traurigen und langsamen Tact und schlägt eine sehr lebhafte Tanzmelodie; die Anwesenden bilden eine feierliche Konde; während die trauernde Person schluchzt und jammert, tanzen die Andern und beten dazu oft Stunden lang hintereinander unausgesetzt, bis sie den Kranken durch den Lärm endlich in das Grab gebracht haben. Je schwächer der Unglückliche wird, um so stärker wird die Trommel gerührt, während Alle zu schluchzen und zu schreien anfangen; der Lärm und der Tumult werden endlich so entsetzlich, daß sie den wildesten Sturm übertönen würden, und der Kranke stirbt, wie man sich denken kann, in Folge dieses Tobens. Das heißt der ärztliche Tanz.

(Ein Gewissensfall.) Vor Kurzem empfing ein junger Mann aus Belgien, der in Vincennes bei Mab. A., einer Putzmacherin, wohnte, einen Brief mit dem Poststempel Gent. Er las ihn und stieß einen Freudenschrei aus. Mab. A. eilte zu ihm und fragte, was ihn so erfreut habe. „Madame,“ entgegnete der junge Mann, „der Brief bringt mir eine Nachricht, die Sie sehr in Erstaunen versehen wird; in Folge des Ereignisses, das man mir ankündigt, bin ich Ihnen 40,000 Frcs. schuldig.“



„Wie ist dies möglich?“ fragte die junge Wittve.

— „Ich habe,“ erklärte der Fremde, „das Gelübde gethan, an dem Tage, an welchem ich die Nachricht erhielt, daß ich eine sehr reiche Verwandte beerben solle, der Person, bei der ich mich befinden würde, 40,000 Frs. zu schenken. Vor acht Tagen war ich noch zu Hause und wenn ich damals die Nachricht erfahren hätte, die man mir heute meldet, würde ich Niemand etwas schuldig gewesen sein. Jetzt wohne ich bei Ihnen und mein Gelübde nöthiget mich, Ihnen die 40,000 Frs. zu geben, was ich gewissenhaft erfüllen werde.“

Mad. A. wollte ihren Ohren nicht glauben, allmählig klärte sich aber die Sache auf und man erfuhr wirklich, daß eine vornehme Dame in Gent in einem Alter von 105 Jahren gestorben sei und ein Vermögen von nahe an 6 Mill. Frs. hinterlassen habe. Der junge Mann, der sich in Vincennes befand, erbt den fünften Theil der Hälfte, also etwa 600,000 Frs. und er hat wirklich für Mad. A. ein Haus für 40,000 Frs. gekauft.

(Ueber den Wein.) Die Varietäten des Weines sind sehr zahlreich. In Spanien zählt man über vierhundert und in Frankreich über tausend Sorten. Ein einziger Weinberg im Jura liefert neunzehn Arten. Aus welchem Lande der Wein ursprünglich kommt, ist nicht zu ermitteln; die Forschungen, welche man darüber angestellt hat, führten zu keinem bestimmten Resultate. Wahrscheinlich stammt er aus dem Oriente. Das eigentliche Weinland begreift etwa sechszechn Grade, von Coblenz unter 51° im Norden bis zur Insel Cypren im Süden. In Calabrien und andern heißen Ländern muß man den Weinstock vor der zu großen Sonnenglut schützen. In America haben die deutschen Ansiedler Neben vom Rhein gepflanzt, während dort 70 Arten wilden Weines wachsen. Im Allgemeinen liegen die besten Weinpflanzungen auf Hügeln, die von mittlerer Höhe, auf dem Gipfel gut bewaldet und der Sonne ausgesetzt sein müssen; die Lage nach Süden zu ist nicht immer nöthig; am linken Ufer des Rheins und der Mosel wächst sehr guter Wein nach Norden zu. Leppiger fetter Boden giebt keinen guten Wein, feuchter gar keinen. In ganz Frankreich, die Provence ausgenommen, in Deutschland, der Schweiz und Ungarn sind die Weinstöcke niedrig; in Italien schlingen sie sich um die Bäume; in Griechenland haben sie starke Stämme und wachsen wie die andern Bäume, so daß die Zweige sich selbst tragen.

Nur eine einzige Art des Weins erhält man ohne Keltorn oder Austreten, die Lacrymā Christi. Man läßt die Trauben am Stocke aufspringen und hängt Gefäße an die Zweige, in denen sie die abträufelnden Tropfen sammeln. Auch der beste Malaga wird bisweilen so gemacht. Die Trauben, welche den Cypriern geben, schlägt man mit Keulen auf einer geneigten hölzernen Fläche. In Frankreich bedecken die Weinstöcke einen Flächenraum von 2 Mill. Hectaren und geben im Durchschnitt 35 Mill. Hectoliter Wein, wovon ein Sechstheil in Branntwein ver-

wandelt wird; der jährliche Ertrag wird auf 720 Mill. Frs. geschätzt.

(Dressirte Schauspieler.) Katharina II. kam von ihrer berühmten Reise nach der Krimm zurück, die zu so vielen merkwürdigen Festen Gelegenheit gab, und sprach in dem Schlosse des Grafen von Scheremetoff ein. Abends wollte der Graf der Kaiserin eine Oper zu hören geben. Er führte sie in einen glänzend erleuchteten Saal. Das Orchester bestand aus einer großen Anzahl Musiker, die trefflich spielten; die Sänger lösten ihre Aufgabe eben so trefflich und die Sängerinnen hätten große Künstlerinnen beschämen können. Es fehlte ihnen weder an Schönheit, noch an Schmuck, noch an Grazie. Nach Beendigung der Oper fragte man den Grafen, woher er die Truppe habe, und er antwortete: „die Musiker, die Sänger, die Sängerinnen und selbst der Dichter sind meine Leibeigenen; Sie sehen, daß sie gut dressirt sind.“

### Generalcorrespondenz.

In Iserlohn sollen täglich 120 Personen mit Verfertigung von — Brummeisen beschäftigt werden. —

Bei dem Worte Janitschar denkt man meist an einen Infanteristen, an die sonstige Garde des Sultans. Diesen Namen führten aber, ehe Mahmud bei strenger Strafe verbot, ihn auszusprechen, auch die tatarischen Reiter, welche für Rechnung der türkischen Regierung den Stafettendienst versehen. Diese Reiter legen noch heut zu Tage ungeheure Entfernungen auf ihren fast immer im Galopp dahin jagenden Pferden zurück. Sie reiten oft über die Kette der Schneegebirge, die Grenze von Europa und Asien, und bleiben dann funfzehn bis zwanzig Tage im Sattel, ohne selbst in der Nacht anzuhalten, um einen Augenblick zu schlafen. Schlafen aber müssen sie und sie schlafen auf dem Pferde, dessen Instincte sie sich völlig überlassen. Diese kühnen Männer tragen einen eigenthümlichen Mantel von Ziegen- und Kamelhaar, der so steif ist wie ein Bret und eben so undurchdringlich. Der Reiter ist in einem solchen Mantel gegen die Kälte, den Wind und den Regen geschützt; in ihm sitzt er auf dem Pferde und schläft. Das sind die türkischen Staffetten. —

Ein ausgezeichnete Esser hat kürzlich in Paris eine seltsame Wette gewonnen, die darin bestand, in zwölf Minuten zwei Pfund Brod und sechsundzwanzig Häringe zu essen, zu denen er vier Flaschen Bier und sechszehn Gläser Branntwein trank. —

Ein Beispiel von der ungeheuern Geschwindigkeit, mit welcher die Nachrichten gegenwärtig von Land zu Land fliegen, gab letzthin die englische Zeitung, Morning Herald, die am 14. September die Nachricht von dem am 13. September Nachmittags in Paris stattgefundenen Mordversuche gegen den Herzog von Auxmale enthielt. —



# Allgemeine Norden-Zeitung

N<sup>o</sup> 23.

Der äußerst billige Preis dieser wöchentlichen Zeitschrift, für den Jahrgang zu 104 Quartbogen, mit 64 Kupfern oder circa 600 Abbildungen der neuesten Pariser, Londoner und Wiener Moden, schnell nach deren Erscheinen, ist 6 Thlr. mit 116 Kupfern und



1841.

Stahlstichen, die Moden u. als Doppelkupfer: Portraits berühmter Menschen, Abbildungen von neuen Meubles, Fenster-Gardinen, Gartenverzierungen, Equipagen etc. enthaltend, 8 Thlr. Alle Buchhandlungen, Zeitungs Expeditionen und Postämter nehmen Bestellungen an.

Redakteur: **Dr. A. Diezmann.**

Verlag von **Baumgärtner's Buchhandlung** in Leipzig.

Motto: Von dem Neuen das Neueste; von dem Guten das Beste.

## Der Bürger von Bitré.

Novelle.

(Fortsetzung.)

Gerard seufzte tief und öffnete eine niedrige Thüre, die mit seinem Kabinet in Verbindung stand. Der Bucherer glaubte sich in einem Arsenal zu befinden; Gerard hatte acht Tage dazu verwendet, um sein Magazin von Bitré nach Pelhedou zu versetzen; es befanden sich in seinem Laden nur noch die Gegenstände, die als Probe aushingen.

„Ich werde für Alles achttausend Francs geben,“ sagte der Bucherer.

Die Waffen allein waren doppelt so viel werth.

— „Ich brauche zehntausend,“ entgegnete der unglückliche Bürger und er seufzte von neuem, indem er den Deckel einer kleinen mit Eisen beschlagenen Kiste aufhob.

Darin befand sich das Silberzeug seiner Familie, Teller und Schüsseln, die sie noch von den ersten Pelhedous herschrieben.

„Sonst haben Sie nichts?“ sagte der unbarmherzige Jude.

— „Alles dies für zehntausend Francs!“ murmelte der Alte.

„Keine Uhr, keine...?“

— „Nichts.“

Der Bucherer griff nach dem Noireband, das an dem Halse des Alten hing.

„Was befindet sich an dem?“ fragte er.

Gerard erblaßte vor Unwillen.

— „Zurück, Jude!“ rief er stolz. Aber die Erinnerung an seinen Nothstand kehrte bald zurück und er setzte hinzu: „alles dies für zehntausend Francs!“

„Alles dies!“ wiederholte der Bucherer mit einem höhnischen Lächeln; „ich gebe neuntausendfünfhundert.“

— „Zehntausend. Was soll ich mit neuntausendfünfhundert anfangen?“

„Zehntausend also, zahlbar in drei Monaten.“

Gerard konnte sich kaum im Zaume halten; zwanzig Male in einer Minute fühlte er sich versucht, den Mann aus der Thüre hinauszwerfen.

— „Augenblicklich!“ sagte er abgespant und setzte sich auf den Koffer, den er zugeworfen hatte.

Der Jude schien nachzudenken.

„Zwei Geschäfte der Art würden mich arm machen,“ sagte er; „ich kaufe Ihnen aber doch alles dies ab.“

Er zählte zehntausend Francs auf den Tisch, worauf seine Gehilfen ansingen, das Schloß auszuleeren. Abends befand sich nichts mehr darin.

Nach der Entfernung dieser Geier ging Gerard lange in den öden großen Sälen auf und ab. Es wurde bereits Nacht; der Mond erhellte düster diese Scene.

Der Alte trat mit gepreßter Brust auf die Schwelle. Hier warf er einen letzten Blick auf die Wohnung seiner Väter und ein Strahl des Stolzes heiterte sein Gesicht auf.



„Die Armuth ist kein Grund zur Absehung,“ sagte er. „Ich werde sterben als Bürger von Vitré. Was liegt an dem Uebrigen?“

Er stieg in seinen kleinen Wagen. Das Pferd ging im Schritt, denn Gerard war ganz in seinen Gedanken versunken. Mit einem Male fühlte er an seiner Stirn einen kalten Gegenstand und er hörte die Worte:

„Deine Börse!“

Da fand der Bürger seine Energie, gleichsam die Kraft seiner Jugend wieder. Der Angreifende war allein und es trat ein langer verzweifelter Kampf ein. Endlich ließ der Alte erschöpft los und sank bewegungslos in seinen Wagen nieder. Erst mit Anbruch des Morgens kam er wieder zu sich. Sein Pferd hatte ihn allein nach Vitré gebracht; es stand an der Thüre seines Hauses. Aber ach, die so theuer erkauften zehntausend Francs waren verschwunden.

Helene hörte das Pferd stampfen vor der Thüre. Sie eilte hinunter und fand ihren Vater in dem traurigsten Zustande. Er hatte in dem Kampfe mehrere Wunden erhalten. Im Fieber schlugen seine Zähne an einander und alle seine Glieder zitterten.

Das war Stoff für die alte Magd. Als der Bürger in sein Bett gebracht war, lief sie in der ganzen Nachbarschaft umher.

„Es ist nicht Alles Gewinn in dem Handel mit dem Satan,“ sagte sie jedes Mal zum Schlusse ihrer Erzählung, die jedes Mal mehr ausgeschmückt wurde. „Der arme Herr mag große Schuld haben, aber der Herr des Himmels hat ihn auch sehr hart gestraft.“

Die, welche die alte Magd anhörten, wußten nicht was sie denken sollten. Die Ehrfurcht, die man gegen die Bürger hegte, sträubte sich gegen die albernen unbestimmten Anklagen, die aber unaufhörlich wiederholt wurden.

Helene saß Tag und Nacht am Bette ihres Vaters und dachte kaum an ihren abwesenden Franz. Bisweilen aber stand sie erschrocken auf und neigte sich unbeweglich über das Bett des Greises. Dieser hatte in seinem Irresein gesprochen und sein Geheimniß, nicht das Geheimniß seiner Verarmung, war ihm entschlüpft; von der Vergangenheit sagte er nichts, aber das Fieber führte ihm einen Plan, mit dem er sich lange getragen hatte, wieder in die Erinnerung zurück. Er mußte schrecklich sein, denn Helene schauderte bei dem Anhören.

Während dieser Krankheit erlitt das politische Ansehen Gerard's den ersten Stoß. Die Erzählungen der alten Magd gelangten von einem Hause zum andern,

bis endlich zu dem Rathhause. Der Rath hörte davon und eine Deputation der Bürger erhielt den Auftrag, dem Meister ehrerbietige Vorstellungen zu machen und von ihm Rechenschaft zu fordern wegen seiner nächtlichen Abwesenheit. Gerard war damals gerade durch die Krankheit hart darnieder gedrückt und Helene brauchte nur ein Wort zu sagen, um die Bürger zu entfernen.

Die Magd hatte sich auf die Schwelle gestellt und, als die Deputation wieder herauskam, sagte sie:

„Meine guten Herren, der arme Mann ist sehr krank, haben Sie um der Liebe Gottes willen Mitleid mit ihm.“

Es lag eine große und wahrhafte Würde in dieser alten Institution der Bürger von Vitré. Die Männer sprachen unter einander: „es ist nur eine Magd,“ und sie schritten weiter.

Vincent wartete unterdeß ungeduldig auf das Resultat seines Schreibens. Er wohnte in Rennes in der berühmtesten Straße in dem berühmtesten Hause und spielte und trank vom Morgen bis zum Abende. Hätte er nicht gespielt, so würde er die Louiss'ors haben durch das Fenster hinaus auf die Straße werfen müssen, um in zwei Jahren in Rennes die zweihunderttausend Francs des Bürgers durchzubringen.

Eines Tages, als er zufällig die Straße verließ, in welcher er wohnte, begegnete er Franz Gerard, seinem jungen Better. Dieser befand sich erst seit zwei Monaten in Rennes, besaß die Züchtigkeit von Vitré noch, ging gemessenen Schrittes einher und sah über die Spitze seiner großen Schuhe nicht hinweg. Vincent meinte, es müsse angenehm sein, diesen jungen Quäker für seine eigene Lebensweise zu gewinnen. Leider war die Aufgabe nicht schwer. Während Helene sich in Gedanken nur mit ihm beschäftigte und betete, vergaß sie Franz; er that sogar noch Schlimmeres. Allerdings fand sich bisweilen die Reue ein, aber sein Better kannte unfehlbare Mittel gegen dieses vorübergehende Leiden.

Vincent benahm sich als freigebiger Verwandter. Da Franz nur eine mäßige Summe erhielt, so ließ ihm jener so viel als er verlangte. Aber die Geldsendungen des alten Pelhedou wurden allmählig seltener und hörten endlich ganz auf, wie wir erwähnt haben. Die Reihe, für Geld zu sorgen, kam nun an Franz. Man kannte das Vermögen seines Vaters und es wurde ihm leicht, Geld zu borgen. Als indeß auch diese Hilfsquelle erschöpft war, hatten die beiden Bettern nichts als ihre Schulden und die traurige Erinnerung an ihre frühern Drgien.



Dies war ihre Lage während der Krankheit Gerards. Franz wußte durchaus nichts von dem Verhältnisse seines Vaters zu Vincent. Er hatte gar nicht daran gedacht, nach der Quelle des Reichthums des Letztern zu fragen.

Eines Morgens erschien Vincent bei Franz und zwar im Reiseanzuge.

„Hast Du in Vitré etwas zu bestellen?“ fragte er lachend.

— „Du reiseſt?“ fragte Franz verwundert.

„Ja, ich will einen kleinen Ausflug machen — die rückständigen Gelder der Pächter eintreiben, eine Rechnung in Ordnung bringen...“

— „Und ich?“ fragte Franz erschrocken, den Gläubigern allein gegenüber zu stehen.

„Verhindert Dich etwas, mich zu begleiten?“

Franz ließ schweigend den Kopf sinken. Sein Vater hatte ihm verboten, Rennes zu verlassen, und er war noch nicht so weit gekommen, einem Befehle seines Vaters zuwider zu handeln. Er setzte sich an einen Tisch, schrieb schnell einige Zeilen und übergab dieselben Vincent.

— „Das übergieb meinem Vater und suche die Sache auszugleichen,“ sagte er.

Gerard befand sich kaum auf dem Wege der Besserung, als man ihm den Besuch seines Veters, Vincent Gerard de la Foliays, meldete. Das war ein Donnerschlag für ihn. Helene sah die Verlegenheit ihres Vaters, verglich dieselbe mit den Worten, die dem Alten während des Irreins entschlüpft waren, und wollte die Zusammenkunft verhindern; sie befahl, dem Vetter den Eintritt zu versagen. Die Magd aber gehorchte nur, wenn es ihr gefiel; man hörte bald Lärm draußen und gleich darauf Schritte in dem anstoßenden Zimmer. Helene eilte dahin.

„Mein Herr,“ sagte sie, „Sie können unmöglich...“

— „Ach, bei Gott!“ unterbrach sie Vincent, „es ist die allerliebste kleine Cousine.“ Und er faßte sie vertraulich am Kinne.

Helene wich beleidigt zurück.

„Kleine Cousine,“ fuhr Vincent fort, „man hat mir den Auftrag gegeben, Sie auf beide Wangen zu küssen... Sie dürfen nicht böß werden... denn der liebe Franz hat mir diesen Auftrag gegeben, kleine Cousine.“

— „Sie haben Franz gesehen?“ rief Helene, indem sie näher trat.

„Gewiß; wir werden mehr von ihm sprechen, aber ich habe einen Auftrag...“

Helene war nachdenkend geworden. Seit langer Zeit hatte ihr Franz nicht mehr geschrieben. Was that er in Rennes? „Vielleicht könnte er mir sagen, ob er meiner noch gedenkt,“ dachte die junge Frau, indem sie die Augen niederschlug.

Vincent benutzte diesen Augenblick und trat in das Zimmer des Bürgermeisters ein. Helene konnte ihm bloß folgen. Gerard hatte sich bei dem Anblicke Vincent's aufgesetzt; er sah todtensbleich aus. Seine Wunden und seine Krankheit hatten ihn um zehn Jahre älter gemacht. Er winkte seiner Tochter, sich zu entfernen.

„Nun, Vetter?“ begann der Edelmann.

Gerard gebot ihm Schweigen, indem er auf die Thüre deutete. Vincent verstand ihn und schob den Riegel vor.

„Herr de la Foliays,“ sagte dann der Greis mit hohler Stimme, „Du bist gekommen, um Dein Werk zu betrachten.“

Vincent antwortete anfangs nicht. Der Anblick dieses Mannes, der mit einem Fuße bereits im Grabe stand und ihm seinen Tod zur Last legte, entmuthigte ihn. Er zog gedankenvoll den Brief des jungen Franz hervor und legte ihn auf den Tisch neben dem Bette.

„Auch er!“ rief im Schmerz Gerard, nachdem er den Brief überlesen hatte. „Vincent, Du bist der böße Geist meines Hauses.“

Dieser ließ den Kopf verlegen sinken. Einen Augenblick war er versucht, sich zu entfernen, aber die Stille, die folgte, gab ihm Zeit, sich wieder zu sammeln. Da er die Summe, welche ihm sein Vetter gesandt, mehr verloren als verzehrt hatte, so kannte er den Betrag derselben kaum und meinte, Pelhedou müsse noch immer im Stande sein, Geld herbeizuschaffen.

„Vetter,“ sagte Vincent, „ich habe Ihnen einen ganz verständigen Vorschlag gemacht.“

— „Du hast mich an den Bettelstab gebracht, Vincent,“ antwortete der Greis. „Habe nur Erbarmen mit meiner Ehre.“

„Seine Ehre!“ dachte der Edelmann. „Das ist seine fixe Idee; wenn es im Himmel keine Bürger und Bürgermeister giebt, wird er sich die ganze Ewigkeit hindurch langweilen.“

Er warf sich in einen Lehnstuhl und sagte:

„Herr von Pelhedou, wir hätten vielleicht früher an diese Reise nach America denken sollen; indessen



spät ist besser als gar nicht... Wenn ich dort mei Glück mache, werde ich Ihnen wiedererstaten, was Sie mir — vorgeschossen haben.“

Der Bürger sah ihn an und antwortete:

— „Ich habe nichts mehr.“

„Das sagen Sie Andern, Vetter! Das, was Sie noch besitzen, könnte mir wohl eine Fahrt nach America ersparen... Lassen Sie die zehntausend Francs bringen.“

— „Ich habe nichts, gar nichts mehr,“ wiederholte derselbe.

„Der Hauptschlag muß ausgeführt werden,“ dachte Vincent. — „Vetter von Pelhedou,“ setzte er laut hinzu, „Sie bringen mich in die schrecklichste Lage; ich hatte geschworen, wieder ein ehrlicher Mann zu werden, und sehe mich nun genöthiget, mein früheres Leben wieder anzufangen.“

— „Welches?“ fragte der Bürger lebhaft.

„Sie wissen es ja.“

— „Du könntest es wagen?“

„Ja; warum nicht, Vetter von Pelhedou?“

Der Alte hob sich langsam aus dem Bette, schlich, einem Gespenste gleich, an einen Schrank am Ende des Zimmers und fing an sich anzukleiden.

Vincent sah ihm bestürzt zu.

„Legen Sie sich wieder in das Bett, Vetter von Pelhedou,“ sagte er endlich.

— „Still!“ gebot der Alte, indem er die Hand ausstreckte.

Als er sich mit größter Anstrengung halb angekleidet hatte, griff er nach einem Fläschchen auf einem Brete im Schranke und trank daraus. Dann richtete er sich gerade auf und ging festen Trittes im Zimmer auf und ab.

— „Vincent,“ sagte er, indem er den Arm desselben stark drückte, „sagtest Du nicht, Du wolltest wieder thun, was Du früher thatest?“

„Ich glaube dies gesagt zu haben,“ stotterte der Edelmann; „indessen...“

„Widerrufe nicht! Diesen Abend geht von Bitré ein Wagen ab...“

— „Herr von Pelhedou!...“ fiel Vincent ein, der eine Schlinge fürchtete.

„Fürchtest Du dich?“ fuhr der Alte fort. „Es giebt in Bitré als Gendarmen nur Rekruten. Ich weiß es, der ich...“

Er unterbrach sich und sein Blick, der eben noch in ungewöhnlichem Feuer glänzte, senkte sich matt zur

Erde. Vincent athmete auf, aber der Waffenschmied fuhr bald leiser und in ruhigerem Tone fort:

„Höre mich an. Der Wagen kommt von Rennes und wird, ich weiß nicht von wem, zu Bitré angehalten. Er führt die Steuern aus dem ganzen Departement. Es ist einziger Zufall, Vincent! Achtzigtausend Francs in Sechslivresstücken!“

— „Hm!“ brummte der Edelmann; „das läßt sich nicht wohl transportiren.“

„Und funfzigtausend Francs in Gold,“ fuhr Gerard fort.

— „Funfzigtausend Francs!“ wiederholte Vincent. „In Gold!“

Der Alte folgte mit gierigem Auge der Wirkung dieser Versuchung. Vincent, der kaum zu athmen vermochte und die Hände krampfhaft zusammendrückte, ließ den Kopf sinken und schien völlig überwunden zu sein.

„Wenn Du dich fürchtest,“ sagte der Bürger endlich, „so begleite ich Dich.“

— „Sie?“ rief Vincent, indem er vor Erstaunen zurückwich.

Der Alte lächelte kaum bemerklich.

„Wir theilen,“ sagte er, „denn,“ setzte er in seinem früheren kläglichen Tone hinzu, „ich bin völlig verarmt, Vincent, völlig verarmt.“

Der Letztere beobachtete ihn mit Unruhe. Er glaubte, der Alte könne nur in der Fieberhize so sprechen; aber Gerard stand, gerade und fest, neben ihm. Das Fieber schien wie durch Zauberei verschwunden zu sein.

— „Es sei,“ sprach Vincent endlich. „Vetter, wir gehen miteinander. Zu welcher Stunde?“

„So bald es Nacht ist, wird Dich mein Wagen bei dem Schlosse erwarten.“

— „Ich werde dort sein. Heute Abend also.“

Vincent drückte seinem neuen Gefährten die Hand und schritt ein Liedchen trällernd zur Thüre hinaus. Als er durch das Vorzimmer ging, glaubte er Helenen zu bemerken, die durch die entgegengesetzte Thüre verschwand.

#### 4.

Dies geschah früh am Morgen. Gerard versank nach der Entfernung Vincents in tiefe Abspannung. Er legte sich nieder, schlief den ganzen Tag einen bleiernen Schlaf und fuhr dann plötzlich auf, um nach seiner Uhr zu sehen. Es war zu Ende des Monats Juni. Der Bürger erhielt gleichsam neues Leben und konnte



nicht länger im Bette bleiben. Sobald es sieben Uhr geschlagen hatte, ließ er anspannen.

Bis dahin hatte Helene nichts gesagt; jetzt aber warf sich die junge Frau vor dem Bürger auf die Knie nieder.

„Vater,“ sprach sie, „im Namen des Himmels, thut dies nicht.“

Gerard blickte sie verwundert an.

„Ich war hier,“ fuhr Helene auf die Thüre deutend fort. „Ich habe Alles gehört.“

— „Alles?“ wiederholte der Alte, der alsbald wieder umkehrte, die Thüre verschloß und hinzusetzte: „was hast Du gehört, Helene?“

„Es schien mir.. ach, Vater, bleibe, damit ich sehe, daß ich mich getäuscht habe!“

— „Antworte!“ gebot Gerard in strengem Tone.

„Ich horchte. Es ist vielleicht ein schrecklicher Irrthum. Ihr wollt auf der Straße einem Wagen auflauern — in der Nacht, und Du sprachst von funfzigtausend Francs.“

Der Bürger lächelte ruhig.

— „Kind!“ sprach er. „Und daraus schloßest Du? Es ist das eine strenge Lehre, Helene. In Zukunft maßige die Neugierde Deines Geschlechtes.“

„Ach, Vater,“ fuhr die junge Frau fort; „ich weiß noch mehr. Während Deiner Krankheit..“

Sie wollte ohne Zweifel von den geheimnißvollen Worten sprechen, die ihr so oft in das Gedächtniß kamen; aber eine ehrerbietige Scheu hielt sie zurück.

— „Höre, Helene,“ sagte der Bürger, indem er sich in seinen kleinen Mantel hüllte, um fortzugehen; „ich sollte durch mein Schweigen Deine Neugierde strafen, ich habe aber Mitleid mit Deiner thörichten Besorgniß. Es handelt sich um funfzigtausend Francs, die mir mein Vetter de la Foliays in Verwahrung gegeben hat, und die sich in Pelhedou befinden. Von da fahren wir nach der Straße, um den Wagen zu erreichen. Vincent tritt noch diesen Abend eine weite Reise an.“

Helene konnte darauf nicht antworten, aber überzeugt war sie nicht.

— „Und nun, meine Tochter,“ fuhr der Bürger fort, „verschließe das Haus. Ich werde morgen früh zurückkommen.“

Unter diesen Worten hatte er die Vorhalle des Hauses erreicht; er küßte Helenen auf die Stirn und stieg in den kleinen Wagen.

Vincent erwartete ihn an dem verabredeten Orte. Gerard überließ dem Pferde die Zügel und der Wagen

rollte schnell auf der Straße nach Brest hin. Sobald sie die letzten Häuser hinter sich hatten, schlugen sie einen Feldweg ein, fuhren um die Stadt herum und wendeten sich nach Pelhedou. Das Schloß lag eine halbe Stunde von der Stadt. Auf dem ganzen Wege schwiegen die beiden Männer. Vincent bedachte, um sich Muth zu machen, daß jeder Verrath unmöglich sei; warum also dem Manne eine Schlinge legen, den man früher mit dem Verluste seines ganzen Vermögens gerettet hat? Die Gesetze von Vitré hatten sich unterdeß nicht geändert; sobald man ihn ergriff, mußte der Bürgermeister, sein Vetter, abgesetzt werden. Dennoch zitterte er; jeden Busch, der seinen Schatten auf die Straße warf, hielt er für einen Diener des Rathes. Gerard dagegen saß unbeweglich und unveränderlich auf dem Sitze. Aus seinem Gesichte sprach ein ruhiger und fester Entschluß.

In dem Hofe von Pelhedou stieg er zuerst ab, dann entblößte er sein Haupt und sprach mit feierlicher Höflichkeit:

„Willkommen in der Wohnung unserer gemeinschaftlichen Vorfahren, Vincent Gerard!“ Dieser trat mit gesenktem Haupte ein. Die Ruhe des Alten gebot seiner sonst so fecken Zunge Schweigen und mit seinen fecken Worten verschwand auch sein gewöhnlicher Muth. Gerard zündete Licht an. Vincent blickte verwundert um sich: Tapeten, Meubles, Teppiche, jene Pracht, die er sonst so oft bewundert und beneidet hatte, Alles war verschwunden. Ueberall starrte ihm Kahlheit und Leere entgegen. Der Bürger schien auf das Erstaunen seines Veters nicht zu achten.

„Vincent Gerard,“ sagte er, indem er durch den Vorsaal schritt, „hier ist der Speisesaal. An der Tafel finden 70 Gäste Platz. Ich hoffe, daß wir, ehe ich sterbe, hier noch manches Glas mit einander leeren.“

Vincent riß die Augen weit auf, suchte die Tafel und sah nichts als den feuchten Boden.

Der Alte achtete nicht darauf. Je weiter er in dem Schlosse kam, um so mehr ging seine Höflichkeit ins Einzelne, um so feierlicher wurden seine Worte. Er beschrieb und deutete mit dem Finger auf die Meubeln, die nicht da waren.

„Hier ist endlich der Ehrensaal,“ sprach er. „Die Meubeln wurden von Johann von Pelhedou, Bürger von Vitré, Deinem und meinem Urgroßvater, gekauft.“

Er hob das Licht empor, um den Glanz dieses Zimmers heller zu beleuchten, von dem nur noch die vier kahlen Wände übrig waren.



„Die Tapeten,“ fuhr er fort, „waren das Werk der Renate Bertin, der zweiten Gemahlin Johanns von Pelhedou. Schwerlich kann man schönere finden, wie Kenner behaupten.“

Vincent schauderte. Sein Geist vermochte das Schauerliche dieser Scene nicht zu ertragen. Er suchte sich zu überreden, daß der Alte wahnsinnig sei, der indeß eiskalt und langsam in dem Zimmer herum ging.

„Diese Portraits sind die unserer Ahnen; keiner von ihnen hat gegen die Ehre gehandelt; sprich mit mir: Friede ihrem Gedächtnisse.“

— „Friede ihrem Gedächtnisse,“ wiederholte Vincent.

Und er verbeugte sich vor den Rahmen, die nicht mehr da waren.

„Pelhedou,“ fuhr der Alte fort, „wurde nicht in einem Tage meublirt. Meine selige Mutter pflegte zu sagen, die Tapeten allein wären zwanzigtausend Livres werth. Das war ein stolzer Gedanke und doch haben sie ihren Werth. Sieh nur.“

Sie waren in einem Zimmer stehen geblieben, welches früher als zweites Gesellschaftszimmer gedient hatte. Die Wände waren ebenfalls ganz kahl und das Licht fiel gerade auf einen Riß in der Mauer, der durch Spinnweben ausgefüllt war.

„Sieh' da,“ wiederholte der Alte stark betont.

Vincent folgte ihm aus einem Zimmer in das andere. Beide gingen langsam und trugen die Hüte in der Hand. Gerard ließ keinen Sessel und kein Portrait unerwähnt.

„Werther Better,“ sagte endlich der Edelmann, dem diese phantastische Promenade außerordentlich lästig wurde, „wollen wir nicht ausruhen?“

Der Greis zeigte mit einer stolzen Geberde auf eine Menge leerer Plätze. „Gott sei Dank!“ sagte er, „es fehlt in Pelhedou nicht an Stühlen; aber wir wollen weiter gehen, wenn Dir es recht ist, und erst in meinem Schlafzimmer da Halt machen.“

Sie befanden sich wirklich bald in diesem Zimmer, das wie die andern ausgeleert worden war.

„Hier,“ sagte der Bürger mit selbstgefälligem Lächeln, „hier ruhe ich von meinen Arbeiten aus, Better. Hier habe ich Alles, was ich brauche, bei der Hand. Ich gehe hierher, wenn ich glücklich sein will.“

Der Contrast zwischen den Worten des Bürgers und der Wirklichkeit war herzzersehrend.

(Fortsetzung folgt.)

## Miscellen.

(Neue Alterthümer in Rom.) Die Zahl der Personen, welche sich gegenwärtig in Rom mit der Verfertigung alter Gemmen beschäftigen, ist sehr bedeutend und daraus schon läßt sich schließen, wie schwer es ist, die ächten von den nachgeahmten zu unterscheiden, wenn die letztern gut gearbeitet sind; das alte Aussehen muß ebenfalls copirt werden und man hat ein sehr merkwürdiges und interessantes Verfahren erfunden, dies zu bewirken. Der frischgeschchnittene Stein wird einem Truthahn eingestopft und in dessen Eingeweiden eine hinreichende Zeit gelassen, dann schlachtet man den Vogel und der Stein hat in Folge der Einwirkung des Magensaftes ganz das Aussehen eines griechischen geschrittenen Steines, der zwei Jahrtausende vergraben lag.

(Ein Schneiderquäler.) Clarke, der Länger, der unter der Regierung Jacobs II. und Wilhelms lebte, war ein wahrer Quälgeist für seine Schneider; denn wenn Einer kam, um ein Maas zu nehmen, so hatte er einen ungeheuern Höcker auf der linken Schulter, der, sobald der Rock anversucht werden sollte, auf die rechte Schulter gewandert war. Der Schneider entschuldigte sich wegen seines Versehens, nahm den Rock wieder mit, änderte ihn, kam dann wieder und versuchte von neuem, ihn passend zu machen; aber zu seinem großen Erstaunen fand er seinen Kunden so gerade wie einen Pfeil. Es fand sich eine Legion von Schneidern bei ihm ein, um ihn zu adonsiren, aber er brachte sie alle in Verlegenheit.

(Anekdote.) „Wenn ich so unglücklich wäre,“ sagte ein Offizier, „einen dummen Sohn zu haben, so würde ich ihn gewiß einen Pfarrer werden lassen.“ — Ein Geistlicher, der sich in der Gesellschaft befand, in welcher diese Bemerkung gemacht wurde, entgegnete alsbald: „Sie sind deshalb anderer Meinung als Ihr Herr Vater war.“

(Das Singen ein Beförderungsmittel der Gesundheit.) Der bekannte Dr. Rush war der Meinung, junge Mädchen, die, wie die Gesellschaft jetzt nun einmal ist, von manchen andern gefunden Körperübungen sich ausgeschlossen sehen, sollten auch aus dem Grunde singen, um sich gesund zu erhalten. Er bestand besonders darauf, daß das Singen bei der Erziehung junger Mädchen nicht vernachlässigt werde, da es nicht blos die Sorgen des häuslichen Lebens vertreibe, sondern auch eine directere heilsame Wirkung habe, indem es namentlich vor den Krankheiten der Brust bewahre, die leider so häufig sind. Er behauptet, mehrere Mädchen gekannt zu haben, welche die offenbarste Anlage zur Schwindsucht gehabt, dieselbe aber dadurch verhindert hätten, daß sie ihre Lungen fleißig durch Singen übten. Aus diesem Grunde wird in mehreren neuingerichteten Schulen in England alles singend gelehrt; die Kinder singen ihre Aufgaben, sogar die Rechenexempel ab. Diese Übung ihrer Lungen hat man bereits als sehr gesund erfunden. Man hat Beispiele gesehen,



daß Kinder, die so schwach waren, daß sie kaum stehen konnten, durch diese fortwährende Übung ihrer Lungen gesund und kräftig wurden.

(Die Heiligenbilder in Rußland.) Jede Handelswaare hat auf dem Markte in St. Petersburg ihre besondere Gallerie, auch die Heiligenbilder. Die Massen würden sich von Gott verlassen halten, wenn ihre Augen nicht überall die Bilder ihrer Heiligen sähen. Aus diesem Grunde bedecken sie ihre Zimmer und Thüren, wie ihre Kirchen mit Heiligenbildern und tragen dergleichen an ihrer Person. Es werden deshalb Heiligenbilder in großer Anzahl gebraucht. Man sieht in den Läden der Kaufleute, welche mit diesen Gegenständen handeln, große Kisten voll kleiner Kreuze, kleiner Bildr der heiligen Jungfrau, des heiligen Johannes des Täufers, des heiligen Georgs und man verkauft sie Duzendweise. Die Lakaien aus den vornehmen Häusern kommen oft und holen sunzig Stück auf ein Mal, um ein neugebautes Haus damit zu verzieren. Endlich sind Heiligenbilder in Holz von drei bis vier Ellen Höhe ausgestellt, welche für die Häuser der Kaufleute, für die Kirchen und Kapellen gekauft werden. Da man aber immer denen den Vorzug giebt, die alt sind und schon in einem gottgeweihten Hause aufgestellt waren, so speculirt die Habsucht darauf, indem man solche Bilder mit Staub bedeckt und ihnen künstlich ein älteres Aussehen zu geben sucht.

(Ein Perückenkalender.) Lord Pem..., ein reicher und eleganter Engländer, der in Paris lebt und dort wegen seiner Pferde und seines Silbergeschirrs bekannt ist, trägt eine Perücke, will es aber nicht wissen lassen und bietet jede mögliche List auf, damit die Leute glauben sollen, er trage sein eigenes Haar.

Lord Pem... hat dreißig Perücken, eine für jeden Tag des Monats.

Die, welche er morgen tragen wird, hat ein klein wenig längeres Haar als die, welche er heute trägt, und sofort vom ersten bis zum letzten Tage des Monats.

Diese Chronologie der Perücken soll das allmätige tägliche Wachsen des Haares nachahmen, so daß er zu Ende des Monats feck vor seinen Freunden sagen kann: „mein Haar ist zu lang geworden, ich muß es abschneiden lassen.“

Den Tag darauf erscheint er sodann in der Perücke Nr. 1. Sein Kopf ist ein Kalender.

(Dantan, Scribe und Vanderburgh.) Das Atelier Dantans, des Künstlers, der die auch im Auslande bereits bekannten kleinen Caricaturstatuen arbeitet, ist der Sammelpaz aller berühmten Männer in Paris, die hier nicht selten einander von Person kennen lernen. Vor einigen Monaten hatte Scribe eingewilliget, Dantan zu einer kleinen Wüste zu fien, aber dabei die Bedingung gestellt, daß sich bei diesen Sitzungen sonst Niemand in dem Atelier befinde. Eines Tages hatte Scribe um zw. i Uhr Nachmittags sich einzufinden versprochen und kurz vor dieser Zeit erschien ein anderer Bühnendichter, ein Freund Dan-

tans. Der Künstler sah vorher, daß dieses Zusammentreffen dem Herrn Scribe unangenehm sein würde und ersuchte deshalb seinen Freund, sich diesmal zu entfernen. Vergebens bat der Bühnendichter, ihm zu erlauben dazubleiben, da er lange gewünscht habe, Scribe einen Plan vorzulegen; Dantan blieb unerbittlich. In diesem Augenblicke meldete die Klingel die Ankunft Scribes und Dantan eilte dem berühmten Manne entgegen. Als er mit ihm zurückkam, sah er den Bühnendichter nicht mehr und er glaubte, derselbe habe sich durch eine andere Thüre entfernt.

Scribe saß etwa seit einer Viertelstunde und sein Gesicht, auf dem sich anfänglich deutlich die größte Langeweile ausgesprochen hatte, heiterte sich allmätig durch Dantans witzige Unterhaltung auf; bei einem höchst drolligen Einfall des Künstlers endlich brach Scribe in ein lautes Lachen aus, aber in demselben Augenblicke sahen beide sich verwundert um, da sie dasselbe Lachen in einem Winkel des Ateliers durch eine Puppe wiederholen hörten, die mit einer weiten rothen Draperie behangen und deren Kopf mit einem mittelalterlichen Helme bedeckt war.

Dantan, der an Wunder nicht glaubte, eilte auf seine Puppe zu, hob ihr den Helm ab und bemerkte darunter das Gesicht seines Freundes. Der Bühnendichter hatte diese List erdacht, um in der Gesellschaft Scribes zu bleiben, und den Augenblick benutzte, als derselbe sich in guter Laune befand, um zu erscheinen und Theil an der Unterhaltung zu nehmen. Er trat jetzt hervor und nahm Platz neben Scribe. Dieser, der nun einmal in gute Laune versetzt war, hörte freundlich den Andern an, der die gute Gelegenheit benutzte, vom Vaudeville sprach und den Plan zu einer trefflichen Rolle entwickelte. Die Sache gefiel Scribe und er kam mit dem Fremden überein, daß sie das Stück mit einander schreiben wollten. Einige Monate darauf erschien das Stück als „Clermont oder der Blinde“ und fand den größten Beifall. Der Bühnendichter, der Scribes Bekanntschaft auf so seltsame Weise suchte, war der durch viele gelungene Stücke bekannte Emil Vanderburgh.

(Ein schweizerischer Appius.) In dem grünen Thale Engadin erzählt man eine Geschichte, welche an das classische Drama des Appius erinnert. Der Herr von Sardowall hatte die Schönheit eines jungen Mädchens in der Nähe bemerkt und befahl seinen Leuten, sie aufzusuchen und noch denselben Abend zu ihm in die Burg zu bringen. — „Wartet,“ sagte der Vater des jungen Mädchens, als er die Botschaft erfuhr, „wartet bis morgen, ich werde dann meine Tochter selbst zu Eurem Herrn bringen.“ Die Knappen entfernten sich, der Landmann aber eilte zu seinen Freunden, erzählte ihnen im höchsten Unwillen die Schmach, die ihnen drohe, und forderte sie auf, ihm beizustehen. Alle versprachen ihm Hilfe zu leisten. Mit Tagesanbruche kam er in seine Wohnung zurück, legte seine Festkleider an, befahl seiner Tochter, sich zu schmücken wie zur Hochzeit, den Strauß an die Brust zu stecken und den Brautkranz aufzusetzen; dann nahm er sie an der Hand und führte sie, begleitet von seinen Freunden und Verwandten, nach der Burg des Herrn von Sardowall.



Kaum erblickte dieser die Geliebte, als er ihr entgegen eilte, aber in dem Augenblicke, als er sie anfassen und an sich ziehen wollte, zog der Vater das Schwerdt, das er unter seinem Rocke verborgen trug, hervor, und stieß es dem Verführer in die Brust. Auf dieses Zeichen ergriffen alle die, welche ihn begleiteten, ebenfalls ihre Waffen, megelten die Hüter der Burg nieder und pflanzten auf den Thürmen die Fahne der Freiheit auf. Von diesem Tage an war die Herrschaft, die unter dem grausamsten Drucke gefesselt hatte, frei und unabhängig.

### Generalcorrespondenz.

In New-York scheint wie in den Städten des Orientes die Zahl der Hunde ungemein groß zu sein; seit Kurzem hat man auf ihre Verminderung gedacht und in wenigen Tagen wurden 1488 umgebracht, unter denen sich mehr als ein Duzend tolle befanden. Noch aber bemerkt man keine Verminderung. —

Ein Engländer, welcher die Industrieausstellung in Brüssel besuchte, sagt, es sei ihm an allen Erzeugnissen der belgischen Industrie etwas Plumpes und eine ungeschickte, unvollständige Nachahmung des Styls und Geschmacks der Franzosen aufgefallen. Nur die Spitzen befriedigten; ein Paar seidener Handschuhe, die fünfzehntausend Francs kosteten, waren fein genug, um von der Feenkönigin, statt von der Königin der Belgier getragen zu werden, für die sie eigentlich gearbeitet wurden, indem man glaubte, sie würde dieselben kaufen. Die Königin lehnte den Antrag aber ab mit der Bemerkung, sie sei nicht reich genug, um sich eine solche Ausgabe für ein einziges Paar Handschuhe erlauben zu können. —

Ein Herr Samuel Baruch in Bonn ist im Besitze eines von Lucas Cranach in Del gemalten Bildes, welches Katharina von Bora als Braut Luthers darstellt; es ist auf einer zirkelrunden Holzfläche gemalt und mißt etwa 12 Zoll im Durchmesser. Wie der Eigenthümer behauptet, haben die eifrigsten Nachforschungen kein zweites Portrait der Katharina von Bora, als Fräulein oder Braut dargestellt, aufzufinden vermocht. Ist dies wirklich gegründet, so hat das Bild, abgesehen von seinem sonstigen Werthe als Originalbild des Lukas Cranach, noch ein historisches Interesse. —

In Gera soll dem Niederländer Nicolaus de Smid (geb. zu Doornick den 5. Novbr. 1541), der dort die Kammwollenzeugfabrication (Merino u. s. w.) einführte, über seinem Grabe ein Denkmal errichtet werden. —

Die Wiedereinführung der Falkenjagd, namentlich bei den Großen im westlichen Europa, scheint immer mehr Fortgang zu gewinnen. Holländer suchten in diesem Jahre in Norwegen Edel Falken zu fangen, was ihnen auch so weit gelang, daß sie

sechs Stück mit sich nehmen konnten. Schon im Mittelalter wurden die norwegischen Falken allen andern vorgezogen. —

In Gent fand vor einigen Tagen die erste Aufführung des ersten Nationalbühnenstückes in flamändischer Sprache statt, „Jacob von Artevelde.“ —

Am 4. Aug. 1841 ward in den Karpathen, auf der Spitze des Krivans (7500 F. über der Meeresfläche) unserm verehrten Könige von Sachsen ein Denkmal von Guseisen errichtet zur Erinnerung an den 4. Aug. 1840, an welchem der König, als das erste gekrönte Haupt, jenen Berggipfel erstieg. —

Von Scribe wird ein neues Stück erwartet, von welchem man sich einen ähnlichen Erfolg wie von dem „Glas Wasser“ verspricht. Es heißt „ein Bruch.“ —

Der Bildhauer Imhof, der sich mehrere Jahre in Rom aufgehalten und sich namentlich durch mehrere gelungene Büsten Anerkennung erworben hat, ist kürzlich mit dem Modelle zu einer Statue fertig geworden, das ihm den Beifall und ungetheiltes Lob der Anhänger des verschiedensten Kunstgeschmacks eingebracht hat. Es stellt dasselbe die Rebecca dar, wie sie mit dem Wasserkrüge auf der Schulter vom Brunnen heimkehrt und mit mädchenhaften Blicken das Armband betrachtet, mit welchem Elisar ihre Hand geschmückt. Der Gegenstand ist neu, günstig ergriffen und äußerst gefällig. Der Künstler hatte das Glück, auf einen Frauenkopf zu treffen, dessen wunderbare Schönheit er in seinem Werke wiedergegeben hat. —

Der Fürst Lichnowsky schildert die spanische Aristokratie in seinen „Denkwürdigkeiten“ in folgender Weise an dem ersten Edelmann in Spanien, dem Grafen von Astorga, Marquis von Altamira: „er bildet den reinen Typus des spanischen Granden, wie er in stufenweiser physischer und moralischer Degradation in einen Zustand vollkommener Abstumpfung gefallen ist. Kleiner, kränklicher, krankhaft zuckender Körperbau, unschöne Gesichtszüge, Vernachlässigung alles äußern Anstandes und der ersten Reinlichkeitsorgfalt, ein blödes vor sich hin glohendes Auge, dies ist die erste Erscheinung. Die grenzenloseste Ignoranz der gewöhnlichsten Rudimente erster Erziehung, vornehmes Verachten aller Kenntnisse und Wissenschaften, unleidlicher Hochmuth gegen den kleinen Adel, vorzüglich aber gegen Bürger, Künstler, Gelehrte und Kaufleute, mit einer Familiarität mit ihrer Dienerschaft, mit der sie auf dem vertrautesten Fuße leben, und kriechende Unterthänigkeit gegen Alles, was die königliche Person in näherer oder weiterer Beziehung, als zum Palaste gehörig, umgiebt. Dieser Drang nach der königlichen Sonne webt sich in ihr ganzes Leben ein und findet sich überall wieder. Der Grande, der am Hofe lebt und den Kammerherrenschlüssel trägt, nennt sich in stolzer Demuth un criado, einen Domestiken, Lakaien Sr. Majestät etc.“



# Allgemeine Mode-Zeitung

N<sup>o</sup> 44.



1841.

Der äußerst billige Preis dieser wöchentlichen Zeitschrift, für den Jahrgang zu 104 Quartbogen, mit 64 Kupfern oder circa 600 Abbildungen der neuesten Pariser, Londoner und Wiener Moden, schnell nach deren Erscheinen, ist 6 Thlr. mit 116 Kupfern und

Stahlstichen, die Moden u. als Doppelkupfer: Portraits berühmter Menschen, Abbildungen von neuen Meubles, Fenster-Gardinen, Gartenverzierungen, Equipagen etc. enthaltend, 8 Thlr. Alle Buchhandlungen, Zeitungs-Expeditionen und Postämter nehmen Bestellungen an.

Redakteur: **Dr. A. Diezmann.**

Verlag von **Baumgärtner's Buchhandlung** in Leipzig.

Motto: Von dem Neuen das Neueste; von dem Guten das Beste.

## Der Bürger von Vitré.

Novelle.

(Fortsetzung und Schluss.)

Der Alte schwieg und Vincent hütete sich wohl, ein Wort hinzuzusetzen. Seit er das Schloß betreten hatte, konnte der Edelmann die Tiefe des Abgrundes ermessen, in den er den unglücklichen Greis gestürzt. Vincent war ein Taugenichts, besaß aber doch kein ganz schlechtes Herz. Er fühlte Reue.

„Ich werde ihm die funfzigtausend Francs geben,“ dachte er bei sich, „und aus mir mag dann werden, was dem Teufel beliebt.“

Gerard öffnete in diesem Augenblicke einen Wand-schrank und nahm zuerst Flaschen und Gläser, dann zwei Gewehre heraus, die er sorgfältig abwuschte.

Bei dem Anblicke der Flaschen hatte Vincent, gleich einem Schlachtrosse bei dem Klange der Trompeten, die Traurigkeit völlig abgeschüttelt. Er öffnete das Fenster und setzte sich auf den Fensterstock.

Gerard nahm seinen Platz neben Vincent und er schenkte demselben ein Glas nach dem andern ein. Ohne Zweifel um neuen Muth zu erhalten, trank der Edelmann ohne die Gläser zu zählen. Wären beide nicht ernstlich beschäftigt gewesen, der Eine mit dem Einschenken, der Andere mit dem Trinken, so würden sie eine Gestalt haben bemerken müssen, die unter dem Fliedergebüsch im Hofe halb versteckt war und die beide Männer aufmerksam zu beobachten schien.

Helene hatte ihre Besorgniß nicht zu unterdrücken vermocht. Sie war zu Fuße direct nach Pelhedou gegangen und fast gleichzeitig mit dem Wagen angekommen. Ein einsamer Gang durch die Dickichte in der Gegend um Vitré, die unsichersten in der Bretagne, war allerdings etwas sehr Gewagtes, aber Helene dachte nicht an die Gefahr. In dem schönen blonden Köpchen mit fast kindlichen Zügen wohnte eine männliche Entschlossenheit. Sie argwöhnte einen verbrecherischen Plan und das Rechtsgefühl ihres Herzens, das durch eine strenge Erziehung noch mehr ausgebildet worden war, gebot ihr, das Verbrechen zu verhindern; aus dieser Absicht hatte sie die Wanderung unternommen. Waren ihre Vermuthungen nicht begründet, so wollte sie versteckt bleiben, dagegen sogleich zwischen das Verbrechen und ihren Vater treten, wenn sie unglücklicher Weise recht gerathen haben sollte.

Der Wein hatte auf Vincent bald die gewohnte Wirkung; seine Kühnheit und seine Keckheit kehrten alsbald zurück. Er stieß jeden Augenblick mit seinem vollen Glase an das leere Gerards und bald wagte er über das zu spotten, was ihn noch eben erst in Schrecken gesetzt hatte.

„Auf das Wohl der Meubeln, der Tapeten, der Teppiche und der andern Phantome von Pelhedou!“ rief er endlich und lachte aus voller Kehle.

Nur seine bereits beginnende Trunkenheit hinderte ihn, den Blick des Hasses zu sehen, der plötzlich in den Augen des Bürgermeisters leuchtete. Der Letztere raffte



sich selbst auf, schenkte sich zum ersten Male sein Glas voll Wein, verbeugte sich ceremoniös und trank.

„Pelhedou,“ sagte da Vincent, dem das Herz immer mehr auf die Lippen trat, „wenn Sie mir großen wegen des verfluchten alten Plunders, den Sie um meinetwillen verkaufen mußten, wie es scheint, so wäre es wahrhaftig sehr unangenehm, denn Sie sind ein vortrefflicher Better, Pelhedou.“

Und sie drückten einander herzlich die Hände.

„Zum Werke nun!“ sprach der Alte.

Man hatte noch eine halbe Stunde von Pelhedou bis zur Straße, aber Vincent peitschte mit aller Kraft; das arme Pferd galoppierte so sehr als es vermochte, und der Wagen, der auf jedem Schritte in Stücke zu fliegen drohete, gelangte in einigen Minuten an Ort und Stelle.

Es war eines der in der Bretagne so häufigen vortrefflichen Plätzchen. Die Straße zog sich holprig und mit tiefen Gleisen zwischen zwei undurchdringlichen Dickichten durch. Rückwärts, nach Vitré zu, erhob sich ein steiler Berg, vorwärts eine noch steilere Küste und zwischen beiden lag ein Thal, das eben breit genug war, um einem ganz kleinen Bache als Bett zu dienen. In dieser öden und tiefen Schlucht mußte jedes Geräusch vergebens ertönen. Die Hilferufe und Nothschreie drangen von hier nur zum Himmel, und deshalb waren auch fast alle Uebelthaten, welche im Winter in Vitré am Kamine erzählt wurden, hier an der Brücke über die Bresche geschehen.

Als die beiden Männer ankamen, verkündete ein fernes Geräusch von Ketten und Rädern die Annäherung des Wagens. Dieser rollte denn auch wirklich, von zwei Gensdarmen escortirt, im Galopp herunter. Vincent wollte sich vor die Brücke stellen; der Wein von Pelhedou hatte ihm einen ritterlichen Muth gegeben. Gerard entriß ihm aber die Zügel und fuhr mit dem Wagen in das Dickicht. Beide traten sodann in den Graben.

Die Brücke zitterte unter der plumpen Maschine. Vincent hatte hinter einem Baumstamme das Gewehr angelegt; Gerard machte sich schweigend schussfertig. Mit einem Male fuhr dem Letztern ein Gedanke durch den Kopf; er faßte Vincent an dem Ärmel und sagte leise zu ihm:

„Wie viel verlangt Franz von mir?“

— „Zum Teufel aber auch!“ brummte der Edelmann, indem er sich von dem Alten frei machte; ich werde wohl schießen, wenn Sie mich am Arme ziehen.“

„Wie viel? Sag' es mir schnell!“ wiederholte der Alte.

— „Ich weiß es, bei Gott! nicht; tausend Thaler, glaube ich.“

„Ich danke Dir.“

Jetzt knallten zwei Schüsse gleichzeitig. Vincent, der ein ausgezeichnete Schütze war, schoß den Postillon von Pferde und Gerard streckte — Vincent todt zu seinem Füßen nieder.

Der Postwagen war in einem Augenblicke leer; die Reisenden zerstreuten sich. Die beiden Gensdarmen, Recruten, schossen einmal ins Blaue hinein, rissen ihre Pferde herum und jagten davon. Gerard öffnete die Koffer und nahm dreitausend Thaler heraus, nicht mehr und nicht weniger. Franz war diese Summe in Rennes schuldig und die nicht bezahlten Schulden galten für einen Grund der Absetzung. Der Bürgermeister hatte nie einen andern Gedanken. Als er nach seinem kleinen Wagen zurückkehrte, sah er eine weiße Gestalt über dem Leichnam Vincents sich erheben und dann an derselben Stelle wieder zusammensinken. Als er näher kam, erkannte er Helenen, die ohnmächtig geworden war.

Die junge Frau war zu spät gekommen. Als der kleine Wagen von Pelhedou abfuhr, faßte ihn Helene hinten an einem Vorsprunge und hielt sich hier fest an; aber der Weg war sehr holperig und Vincent trieb das Pferd zum äußersten Galopp an. Bei einem den gewaltigen Stöße, welche das gebrechliche Fuhrwerk zu zertrümmern droheten, ließ Helene unwillkürlich los und stürzte auf den Weg nieder. Als sie sich wieder aufrichtete, war ihr der Wagen bereits aus den Augen verschwunden. Die junge Frau lief in ihrer trostlosen Verzweiflung auf Geradewohl weiter. Die Flintenschüsse wurden ihr ein Merkzeichen und sie kam an dem Schauplatz an, um an den Leichnam Vincents zu stoßen. Da klangen ihr die Worte, welche dem Alten in dem Irrsein entschlüpft waren, wieder in den Ohren. Die Drohung war erfüllt; Franz hatte einen Mörder zum Vater.

Gerard schleppte mühsam und mit Anstrengung den Körper Vincents bis unter den Postwagen, damit man glaubte, sein Better sei unter den Passagieren gestorben, und ihn nicht für einen Mörder halte. Ehe ihn die Kräfte, das Resultat seiner Verzweiflung, verließen, legte er Helenen in den Wagen und setzte sich neben sie. Das Pferd mußte den Weg nach Vitré allein finden.



## 5.

Den andern Tag war die Stadt in Aufruhr. Man erzählte ganz laut den in der vorhergehenden Nacht erfolgten Raub und ganz leise beschuldigte man, ein in den Annalen Vitre's unerhörter Fall, einen Bürger dieser verbrecherischen Handlung.

Das mit so viel Geduld betriebene Werk der alten Magd fing endlich an, seine Früchte zu tragen. Halb aus Bosheit, halb aus Schwachhaftigkeit, Unvorsichtigkeit und Dummheit, hatte die alte Frau soviel erfunden, gemuthmaßt und errathen, daß sie endlich ihren Herrn Gerard geradezu zu einem Uebelthater und Bösewicht machte. Der Waffenschmied mochte schuldig oder nicht schuldig sein, die Würde der Corporation der Bürger verlangte, daß dem öffentlichen Aergernisse ein Ende gemacht werde. In vollständiger Versammlung trug deshalb ein Mitglied darauf an, daß Herr Gerard sofort in Anklagestand versetzt werde. Der Antrag wurde zwar einstimmig verworfen, aber der Rath beschloß, eine Deputation zu dem Bürgermeister zu senden, damit er selbst auf eine Untersuchung antrage. Es war dasselbe unter einer andern Form, aber diese rücksichtsvolle Schüchternheit muß uns eine hohe Meinung von dem Zartgefühl Vitre's beibringen.

Gerard legte seine Bürgermeistermedaille in die Hände der Deputation nieder. So war er aus freiem eigenen Willen wieder gewöhnlicher Bürger geworden und er verlangte, daß er gleich am nächsten Tage gerichtet werde. Helene und die Magd sollten als Zeugen auftreten.

Der Alte hatte alles dies vorausgesehen; seine Maßregeln waren darnach genommen. Nachdem er die Brücke über die Bresche mit Helenen verlassen hatte, war diese allmählig wieder zu sich gekommen. Auf der ganzen Fahrt wurde kein Wort gesprochen, aber Vater und Tochter waren mit einem und demselben Gedanken beschäftigt. Helene sah voraus, daß ihr Vater angeklagt werden würde. Es lastete bereits eine unbestimmte Vermuthung auf ihm, die nur durch seine Krankheit auf einige Zeit wieder in den Hintergrund gedrängt worden war. Der Vorfall in dieser Nacht mußte dem bestehenden Argwohn neue Kraft geben. Welche Rolle mußte ihr bei dieser feierlichen Untersuchung zufallen, wo man ihr Zeugniß gewiß zuerst forderte? Ihre fast puritanische Rechtlichkeit empörte sich bei dem Gedanken an eine Lüge, konnte auch diese Lüge die Ehre des Vaters ihres Franz retten. Und dennoch sprach dieser Name so berecht in ihrem Herzen.

Auch Gerard dachte an sein Verhör. Er wog die strenge Rechtlichkeit Helenens mit ihrer Liebe zu Franz ab und maß kaltblütig die Gefahr. Nachdem er zu dem einen Zwecke so viele Opfer gebracht hatte, nach einer Mordthat, zu welcher ihn nicht die Rache getrieben, die er aber für die dringendste Nothwendigkeit hielt, sollte der Greis vor der Entscheidung stehen. Nur Helene konnte ihn retten, indem sie durch ihr Zeugniß das Dunkel aufklärte, das seit einigen Monaten auf seinem Leben lag. Es war bei der Anklage weder von Raub, noch von Mord die Rede. Diese Anklage war gleich von vorn herein durch die Incompetenzerklärung des Rathes beseitigt worden. Ein Bürger von Vitre war ein öffentlicher Charakter, der Alles sichtbar an hellem Tage thun mußte; Gerard aber hatte sein Leben mit einem geheimnißvollen Schleier umhüllt und er sollte demnach eine Reihe von Handlungen erklären, die mit den Gewohnheiten der Senatoren nicht übereinstimmten, Handlungen, welche wohl Veranlassung zu Argwohn geben konnten. War die Entsetzung ausgesprochen, hatte man die Zeugen bei der Untersuchung abgehört, so konnte eine Anklage des Waffenschmieds vor den gewöhnlichen Gerichten erfolgen.

Kaum war Gerard zu Hause angekommen und hatte sich neugierig von seiner alten Magd betrachten lassen, so nahm er Helenen an der Hand und führte sie in sein Heiligthum. Die junge Frau sank auf einen Stuhl. Der Bürger, welcher Zeit gehabt hatte, unterwegs über seine Rolle nachzudenken, stellte sich vor sie. So blieb er einige Minuten mit über einander geschlagenen Armen vor ihr stehen, wie es schien, in schmerzliche Gedanken versunken.

„Helene,“ sagte er endlich mit Anstrengung, „ich bin ein Verbrecher.“

Ein krampfhaftes Schluchzen hob die Brust der jungen Frau, die schweigend die Hände faltete.

„Dieser Mann,“ fuhr der Greis fort, „hatte mir so viel Weh bereitet.“

Und er erzählte seine Verarmung und wie er Peshou ausgeleert habe, was Helene noch nicht wußte. „Alles dies war aber nichts,“ fuhr er fort. „Gott ist mein Zeuge, daß ich, nachdem ich Alles, was in meinen Kräften stand, gethan hatte, um die Absehung zu verhindern, die mich in meinen alten Tagen gebrandmarkt haben würde, mich endlich doch in dieselbe ergeben hätte, als eine Strafe des Himmels für mein Vergehen. Aber Franz mußte gerettet werden.“

„Franz?“ rief Helene erschrocken und überrascht.



— „Ja, Franz, den jener Mensch seit zwei Jahren auf die Pfade des Lasters geführt hatte, mein armes Kind, Franz, den er vollends in das Verderben gestürzt haben würde.“

Helene machte eine Bewegung des Unwillens. Sie glaubte, der Vater beschuldige mit Unrecht seinen Sohn, um die Schuld von sich abzuwälzen.

„Es geschah, um ihn zu retten?“ fragte sie langsam.

Der Augenblick war entscheidend; Gerard fühlte, daß er jetzt vor seinem wahren Richter stehe. Er schlug die Augen nieder vor dem Blicke Helenens, die ihm in die verborgensten Falten sehen zu wollen schien, und er antwortete mit erheuchelter Aufrichtigkeit:

„Warum sonst, meine Tochter?“

Ein schmerzlich bitteres Lächeln umschwebte die Lippen der jungen Frau.

„Das Geld, das Sie nahmen, sollte ihn retten?“ fragte sie.

Der Bürger hob die drei Geldsäcke empor und legte sie auf den Tisch.

„Es befanden sich 50,000 Francs in Gold in dem Wagen,“ sagte er.

Dann hielt er Helenen den erbrochenen Brief seines Sohnes hin.

— „Dreitausend Francs!“ rief die junge Frau; „er verlangt dreitausend Francs? Und Sie haben nur diese Summe genommen?.. Er spricht von Vergehen, von böser Gesellschaft.. Es war also für ihn?“

Sie betrachtete den Brief mit starren Blicken; es wurde in ihrem Herzen ein heftiger Kampf geliefert. Mit einem Male stand sie auf.

— „Was muß ich zu Ihren Richtern sagen?“ fragte sie mit leiser aber fester Stimme.

Der Greis war darauf nicht vorbereitet. Bei diesem unerwartet schnellen Erfolge wäre ihm fast die Maske entfallen, die er vorgenommen hatte.

„Du mußt sagen...“ begann er rasch, aber in demselben Augenblicke besann er sich anders und setzte hinzu: „mein armes Kind, es war nicht meine Absicht, mit Dir davon zu sprechen. Nach dem Ausspruche des Rathes wird ohne Zweifel das Urtheil des Gerichts erfolgen und mich von dem Leben befreien, das mir jetzt eine Bürde ist.. Und doch.. möchte ich meinem Sohne..“

„Was muß ich sagen?“ fragte Helene nochmals.

— „Du hättest mich auf allen meinen nächtlichen Ausflügen begleitet, mein Kind; Dir werden sie glau-

ben.. Wer sollte etwas Uebeles argwöhnen von einem Vater, den die Frau seines Sohnes gegen das Böse bewahrt?“

Helene verbeugte sich in düsterer Ehrfurcht und ging hinaus.

Sobald der Alte allein war, sank er auf seine Knie nieder. Er legte die Hand auf das Herz, als wollte er das heftige Klopfen desselben mäßigen.

„Mein Gott!“ rief er mit gepreßter Stimme, „erbarme Dich meiner!“

Obgleich die Förmlichkeiten und Gebräuche der Bürger von Vitré, wenn sie sich als Gerichtshof constituirt hatten, um über Einen ihres Gleichen zu richten, etwas ganz Seltsames und Ungewöhnliches waren, wollen wir sie doch unerwähnt lassen, um desto schneller zu der Entwicklung zu gelangen, die zum Theil wohl schon vorhergesehen wird.

Gerard erschien am nächsten Tage vor der Rathsversammlung. Die ungeheure Mehrheit wünschte ihn unschuldig zu finden. Die Institution, die noch in ihrer ganzen Kraft bestand, hatte das Eindringen der Ideen des Zeitgeistes zu fürchten; damit sie diesem Andringen zu widerstehen vermöchte, mußte sie stark, wie sie war, und rein von aller Befleckung erhalten werden.

Der Greis antwortete ruhig auf die vorläufigen Fragen, mit einer Art Verachtung dagegen auf die, welche auf die Sache selbst eingingen.

Die Magd blieb sich in ihrer Aussage gleich, wie sie immer gewesen war.

Dann ließ man Helenen eintreten. Die junge Frau sah ganz blaß aus. Mit gebrochener Stimme antwortete sie auf die Fragen des Bürgers, welcher die Stelle des Bürgermeisters vertrat. Nach ihrer Aussage lief ein beifälliges Gemurmel unter den Mitgliedern des Rathes umher, denn sie entfernte jeden Verdacht von Gerard von Pelhedou.

„Herr Gott!“ rief die Magd aus, „die junge Herrin hat gelogen, halten Sie zu Gnaden. Der Bürger fuhr allein, immer allein fort und Helene weinte oft die ganze Nacht hindurch, indem sie ihn erwartete.“

— „Helene von Pelhedou,“ fragte der Vorsitzende, „haben Sie die Wahrheit gesagt?“

Helene machte ein bejahendes Zeichen mit dem Kopfe.

— „Sie sind eine Bürgerstochter; schwören Sie bei dem Andenken an Ihren Vater.“

Der jungen Frau traten die Thränen in die Augen, sie antwortete jedoch mit vernehmlicher Stimme:



„Bei dem Andenken an meinen Vater, ich schwöre es!“

— „Heiliger Gott!“ rief die Magd, „sie hat bei dem Andenken ihres Vaters falsch geschworen.“

„Meine Herren Brüder,“ sprach darauf der Vorsitzende, „Margarethe Leveau ist eine Magd, Helene Gerard von Pelhedou ist Dame und die Tochter eines Bürgers. Wählt und urtheilt nach Euerm Gewissen.“

Alle Bürger ohne Ausnahme erhoben sich und erklärten, Gerard sei nicht schuldig. Einige verließen ihre Plätze, um ihm Glück zu wünschen, während andere den schwarzen Schleier von dem Bürgermeisterstuhle wegzogen, mit dem derselbe während der Sitzung bedeckt gewesen war.

Der Waffenschmied schob die Glückwünschenden stolz bei Seite und nahm seine goldene Medaille wieder, die zu den Füßen eines Crucifixes niedergelegt worden war, welches sich über die Estrade erhob.

Von dieser Erhöhung aus, von welcher er über seine Collegen hinweg sah, wie von einer Rednerbühne herunter, sprach der alte Gerard:

„Ich behalte dieses Zeichen meiner Amtes, das mir die Bosheit nicht zu entreißen vermochte, aber unter Euch werde ich erst dann wieder Platz nehmen, wenn ich im Namen der Stadt Vitré öffentlich um Verzeihung gebeten worden bin.“

Nach diesen Worten verließ er langsamen Schrittes und mit stolz erhobenem Haupte den Sitzungsaal.

Helene hatte sich zurückgezogen, nachdem sie ihre Aussage abgegeben.

Als Gerard vor seinem Hause ankam, fand er die junge Frau unter der Vorhalle; sie trug ein Packet in der Hand.

„Wohin gehst Du, meine Tochter?“ fragte er überrascht.

— „Nach Rennes, zu meinem Gatten.“

Gerard seufzte tief.

„Helene,“ sagte er, „ich bin alt; bleibe bei mir, ich bitte Dich darum.“

— „Ich kann es nicht.“

„Du kannst es nicht!“ wiederholte der Alte mit leiser Stimme. „Du willst nicht unter meinem Dache bleiben, weil... So gehe, meine Tochter; ich habe nicht das Recht, Dich zurückzuhalten, und gebe Dir meinen Segen.“

Helene trat unwillkürlich einen Schritt zurück.

„Ach, mein Gott!“ rief da Gerard im Tone des tiefsten Schmerzes.

Und er ließ sein Haupt sinken unter diesem ärgsten Schimpfe.

Die junge Frau hatte Mitleid mit ihm. Sie kniete nieder, nahm die Hand des alten Mannes, küßte dieselbe und sprach:

„Ich werde für Sie beten, mein Vater.“

Dann entfernte sie sich schnell.

Sobald Gerard sein Heiligthum erreicht hatte, schloß er sich wie gewöhnlich ein. Lange blieb er unbeweglich, wie von einer gewaltigen Last zu Boden gehalten. Endlich sprach er mit dumpfer Stimme:

„Vermögen... Familie... selbst die Ruhe meines Gewissens, — ich habe Alles, Alles verloren.“

Dann richtete er sich langsam gerade auf. In seinem Auge glänzte ein außerordentlicher Enthusiasmus.

„Aber du bleibst mir doch,“ sprach er.

Während er dies sagte, zog er aus seinem Busen einen Gegenstand, den er leidenschaftlich an seine Lippen drückte.

Es war die Bürgermeistemedaille von Vitré.

Lange nachher, um das Jahr 1825, stieg eine zahlreiche Familie, die von einer Reise nach Indien zurückkam, in Orient an das Land. Der Vater war ein Mann von vierzig Jahren; die Frau, fast von demselben Alter, aber noch immer schön, trug auf ihrem Gesichte den Stempel eines ruhigen und festen Verstandes.

Es war Franz Gerard von Pelhedou und seine Frau Helene. Die Letztere war vor Jahren in Rennes angekommen, wie sie Vitré verlassen hatte, zu Fuße, das kleine Packet in der Hand tragend. Sie hatte Franz dem gemeinen, elenden Leben entrisen, das er seit der Abreise Vincents führte, und beide waren mit einer geringen Summe, die sie aus dem Verkaufe der Juwelen Helenens löseten, nach America unter Segel gegangen. Das Geheimniß des Bürgers hatte die junge Frau gewissenhaft bewahrt. Jetzt kamen sie mit einem ziemlichen Vermögen nach Frankreich zurück.

In der Zwischenzeit war Gerard gestorben als Bürger und Bürgermeister von Vitré. Helene konnte einwilligen, ihre Geburtsstadt wieder zu sehen.

Die alte Margarethe Leveau lebt, wie wir vernommen haben, noch heutigen Tages.



## Miscellen.

(Der Arzt im Irrenhause.) Der berühmte englische Arzt Astley Cooper erzählte öfters ein Abenteuer, das er auf einer Erholungsreise in Schottland bestand. „Den Tag nach meiner Ankunft in Edinburg,“ sagte er, „schliefe ich noch, als heftig an meine Thüre geklopft wurde. Ich fragte, wer mich so zeitig wecke, und man antwortete draußen: „Heißen Sie nicht Cooper?“ — „Allerdings.“ — „Astley Cooper?“ — „Ja.“ — „Sie sind gestern Abend von London hier angekommen?“ — „Ja.“ — „So machen Sie auf, denn Sie sind derjenige, welchen wir suchen.“ Ich konnte nicht zweifeln, daß man wirklich mit mir sprechen wollte und öffnete deshalb. Vor der Thüre stand ein Constable mit drei Männern.

„Sie werden uns sogleich begleiten.“

— „Wohin?“

„Dahin, wohin ich Sie zu führen Befehl habe.“

— „Ich werde nicht folgen, bevor ich nicht Erklärung erhalten habe.“

„Diese werde ich nicht geben, denn Wahnsinnigen giebt man keine.“

— „Wahnsinnigen?“ rief ich.

„Ja, armer Mann. Seit drei Monaten schon sucht Sie Ihre Familie und ohne die Frau, die Sie so gefährlich verwundet haben, würde man Ihre Spur noch nicht gefunden haben. Ein Brief hat endlich Ihrem Oheim Alles entdeckt, Ihre Flucht aus London und Ihre Ankunft hier. Da Sie jetzt gerade etwas lichte Augenblicke zu haben scheinen, so folgen Sie mir ohne Widerstreben.“

— „Man befindet sich in einem argen Irrthume,“ antwortete ich lachend. „Lassen Sie mich in Ruhe, denn ich bin der Wahnsinnige nicht, den Sie suchen, sondern der Leibarzt des Prinzen von Wales. Entfernen Sie sich.“

„He da!“ rief der Constable seinen Begleitern zu, „ergreift ihn, bindet ihn, wenn er sich wehrt, und führt ihn in das Irrenhaus des Dr. Goldsmith.“

Ehe ich eine Bewegung machen konnte, war ich ergriffen und in einen Wagen gebracht, der an der Thüre wartete und sogleich nach dem erwähnten Irrenhause abfuhr. Wie unangenehm mir nun auch die Verwechslung war, so hegte ich doch keine ernstliche Besorgniß, denn der Arzt, meinte ich, würde sogleich den Irrthum des Constable erkennen. Der Dr. Goldsmith war sogar einer der Aerzte, dessen Bekanntschaft ich zu machen wünschte, da er sich einen großen Ruf erworben hatte. Er sollte, wie man erzählte, seine Kranken durch ganz ungewöhnliche Mittel heilen und ich war deshalb sehr neugierig. Nach einer halben Stunde erreichten wir das Haus des Arztes, aber man denke sich mein Entsetzen, als ich in dem Arzte einen alten Mann erkannte, den ich selbst vor zwei Jahren als Irren behandelt hatte. Ich gestehe, daß ich nun ernstlich besorgt wurde, besonders als ich sah, daß auch der angebliche Arzt mich erkannte,

„Ach,“ sagte er, indem er mir einen der Blicke zuwarf, die nur den Irren angehören, „willkommen hier. Douchen, Aderlässe, strenge Diät und Bäder!“ setzte er hinzu, indem er meine eigenen Worte und selbst meine Gebärden nachahmte.

„Aber, lieber Doctor,“ sagte ich, „ich bin ja nicht krank, nur ein Irrthum.“ — „Ich kenne das, ich kenne das,“ entgegnete er lächelnd. „Die Irren kennen niemals ihren Zustand; das ist gerade ein Symptom der Geistesstörung.“ — Auch dies hatte ich früher zu ihm gesagt. — „Vollzieht meine Vorschriften,“ sagte er zu seinen Leuten, „bis er seinen Wahnsinn eingesteht. Erst Aderlaß, dann Douchen und Hunger, dann den großen Sturz, Ausreißung dreier Zähne, die Bastonnade und Einsperung.“ Ich zitterte vom Kopfe bis zu den Füßen, denn eine solche Behandlung konnte mich wirklich wahnsinnig machen. Was sollte ich thun? Ich entschloß mich endlich, um Zeit zu gewinnen, mich für wahnsinnig auszugeben. Der Arzt entließ seine Leute und als ich mit ihm, dem Wahnsinnigen, allein war, fiel er wüthend über mich her. Da man mir die Hände gebunden hatte, konnte ich ihm keinen Widerstand leisten und ich mußte mir die schmerzlichste Behandlung gefallen lassen. Er schlug und biß mich, er trat mich mit Füßen, zog mich an den Haaren und als die Ermüdung seine Wuth etwas gelindert hatte, übergab er mich den Aufsehern. Wie meine Gesundheit und mein Verstand diesen Qualen widerstanden, weiß ich nicht. So vergingen drei Wochen, für mich drei Jahrhunderte. Dann erschienen mehrere Personen in meiner Zelle; sie sahen mich mit Verwunderung an und sagten zu Goldsmith, der sie begleitete, sie kannten mich nicht, ich sei Astley Cooper, ihr Verwandter, nicht. Ich setzte den Leuten in wenigen Worten meine schreckliche Lage auseinander und ersuchte sie, mir die Freiheit zu verschaffen oder wenigstens an meine Familie in London zu schreiben. Goldsmith lachte darüber und erklärte mich für einen der gefährlichsten Irren in seiner Anstalt. Zum Glück glaubte ein Arzt, der die Fremden mit begleitete und der ein Bild von mir gesehen hatte, meine Bäume zu erkennen. Ich sprach mit ihm und er erklärte, mich mit sich nehmen zu wollen. Goldsmith wurde wüthend, als er dies hörte, und schwur, er würde mich nicht fortlassen. Der fremde Arzt wendete sich an die Leute und vermochte sie, mich für ihren Verwandten zu erklären und als solchen mich zu befreien. Sie willigten ein und so wurde ich aus diesem schrecklichen Kerker befreit. Ich ließ sogleich eine gerichtliche Untersuchung anstellen und durch dieselbe ergab es sich, daß der sogenannte Dr. Goldsmith ein Wahnsinniger Namens Nielson sei, der aus Bedlam entwichen war, einen Arzt ermordet und sich der Papiere desselben bemächtigt hatte. In Edinburg hatte er eine Irrenanstalt gekauft, die der Grünsäcker ausbot. Man bemerkte seine Geistesstörung nicht und schrieb sein seltsames Verfahren dem excentrischen Wesen zu, das manche Gelehrte charakterisirt. Nachdem aber die Justiz von der wahren Sachlage unterrichtet war, ließ sie die Heilanstalt des sogenannten Goldsmith schließen und brachte denselben wieder in das Irrenhaus Bedlam. Das Paar des berühmten Astley Cooper war in jenen drei Wochen vollständig ergraut.



(Amerikanische Witz:) Die Amerikaner finden den größten Gefallen an Münchhausiaden und die dortigen Zeitungen bieten ihren Witz auf, um immer neue zu erfinden; so erzählt der Picayune, ein Maler in dieser Stadt habe ein ganz dünnes Lantzenbretchen wie Marmor bemalt und zwar so vollkommen, daß es, als man es in das Wasser warf, sogleich unterfank wie wirklicher Marmor. Derselbe Künstler malte eine Winterlandschaft nach einer Gegend in den weißen Bergen von New Hampshire so treu, daß ein Thermometer, als man ihn an das Gemälde hielt, sogleich 7 Grad unter den Gefrierpunkt fiel.

(Die französische Militärschule.) Von den ersten 500 Jöglingen der Militärschule in Fontainebleau starben 202 auf dem Schlachtfelde, 2 stiegen zu dem Range eines Generalleutenants, 28 zu dem eines Generalmajors, 57 zu dem eines Obersten und Oberleutenants. Die übrigen erreichten hohe Stellen im Civildienste.

(Der Westenknopf.) Walter Scott begegnete einmal in einer engen Gasse in Edinburg einem schwerbeladenen Wagen, der mit drei Pferden bespannt war und fast die ganze Straße versperrte. Der Wagenführer ließ anhalten, trat mit dem Hute in der Hand zu dem Baronet und sagte: „gehn Sie vorüber, während ich das eine Pferd da halten lasse; es könnte sonst ein Unglück geschehen.“ Walter Scott betrachtete den Mann, der so ziemlich in seinem Alter war, graues Haar, einen großen fast viereckigen Kopf, breite Schultern, schwielige Hände und lebensvolle Augen hatte. „Hast Du nicht Jemanden, dem Du Dein Geschirre anvertrauen könntest?“ sagte er zu dem Fremden. Dieser pfliff einem jungen Burschen und befahl ihm, mit dem Wagen an den bewussten Ort zu fahren, in einer Stunde würde er zurück sein. „Vor Abends wirst Du nicht wieder loskommen,“ fiel Walter Scott ein. — „Run, so komme ich Abends,“ sagte der alte Schotte zu dem Burschen und er folgte dem großen Dichter in das Haus, das dieser in der Stadt besaß und wo er den Fremden mit einem tüchtigen Frühstück tractirte. Nach dem Frühstück führte er seinen Gast in sein Arbeitszimmer, in dem sich alte merkwürdige Gegenstände in Menge befanden, ein Halsband der Anna Boleyn, ein Messbuch der Marie Stuart, ein Stuhl, dessen sich Cromwell bedient hatte. Er zeigte alles dies und vieles andere noch dem Fremden, zuletzt öffnete er einen Schrank und brachte aus demselben ein kleines künstlich geschnitztes Kästchen von Cedernholz heraus, das wahrscheinlich irgend einem Kreuzritter gehört hatte und in dem sich nichts als ein gewöhnlicher kupferner kleiner Knopf befand.

„Das ist das Werthvollste, was ich besitze,“ sagte der Dichter, indem er dem Alten den Knopf in die Hand gab.

John betrachtete ihn von allen Seiten, drehete ihn in der Hand herum und fand ihn wie jeden andern kupfernen Knopf, nur älter. „Was ist es mit diesem Knopfe?“ fragte er endlich.

„Das ist der Knopf von der Weste John Trimmers,“ antwortete Walter Scott.

— „Der meinige? mein Knopf, mein Westenknopf?“ fragte der Schotte.

„Ja, lieber Freund.“

Walter Scott nahm seine Reliquie zurück, schloß sie sorgfältig wieder in das Kästchen ein und sagte zu dem alten John Trimmer:

„Du erkennst mich nicht wieder, aber ich habe Dich nicht vergessen, denn ich verdanke mein Vermögen und meinen Ruhm wohl ausschließlich dem Diebstahle, den ich an Dir begangen habe.“

— „Sie haben mich bestohlen?“

„Ja, diesen Knopf da habe ich Dir entwendet. Vor fünfzig Jahren etwa lernten wir beide in einer Schule lesen, schreiben und rechnen. Du warst weiter als ich; ich mochte mir noch so viele Mühe geben, es ging alles schwer in meinen Kopf ein, während Du den ersten Platz inne hattest und ich Dich nicht verdrängen konnte. Das machte mir mehrere schlaflose Nächte. Ich wußte nicht, wie Du es anfangst, daß Du mich immer übertraffst, bis ich endlich eine Gewohnheit an Dir bemerkte. Wenn Du Deine Aufgabe hersagtest, spielten Deine Finger stets mit dem untersten Knopfe an Deiner Weste; ich bildete mir ein, eine schottische Zauberin oder eine Zigeunerin habe irgend einen Zauber in diesen Knopf gelegt, und eines Morgens schnitt ich Die den Knopf ab, ohne daß Du es bemerktest. Als Du ausgerufen wurdest, suchten Deine Finger den Knopf und fanden ihn nicht; Du kamst in Verlegenheit, stottertest und vergaßest, was Du gelernt hattest; die Reihe kam an mich, ich übertraf Dich leicht und erlangte Deinen Platz. Ich wurde dadurch in meinem Glauben an die Zauberkräft des Knopfes bestärkt; er hat mich nie verlassen und vielleicht verdanke ich ihm die ersten Erfolge bei meinen Arbeiten. Später konnte ich wohl einsehen, daß der Zauber die Gewohnheit war, aber der Knopf hat mir doch viel genützt. Du hast mich vergessen, ich aber habe Dich nie aus den Augen verloren; ich sah, daß Du arm, aber gerade nicht in Noth warst; heute drückt mich meine Schuld mehr als gewöhnlich, ich muß Dir Deinen Knopf bezahlen, denn vielleicht kann ich es in einigen Monaten nicht mehr. Hier sind hundert Guineen.“

Der berühmte Dichter starb fünf oder sechs Jahr nach diesem Ereignisse und man erzählt, John Trimmer sei, sobald er den Tod seines Schulcameraden erfahren, nach Abbotsford gegangen, um seinen Westenknopf wieder zu holen; aber die Familie Walter Scotts wollte sich von dieser kostbaren Reliquie nicht trennen und der alte Trimmer sah seinen Knopf nicht wieder.

### Generalcorrespondenz.

In Paris macht ein schreckliches geschichtliches Drama das größte Aufsehen; man strömt in das Theater, um die Gräueltaten zu sehen, und wahrscheinlich erblickten wir es auch bald auf den deutschen Bühnen. Das fünfactige Stück heißt „die Escorbat“ und der Inhalt ist folgender: der Präsident von Escars, ein



seiner Verdienste und seines Alters wegen ehrwürdiger Mann, vermählt sich mit einer jungen und hübschen Arbeiterin Marie. Leider entsprechen nun aber die Eigenschaften des Herzens denen des Gesichts nicht immer und wenn Marie ihrer Schönheit wegen ein Engel ist, so ist sie ihrem Charakter nach ein Teufel. In ihrem verbrecherischen Ehrgeiz hat sie selbst einen gewissen Bargerres beauftragt, die beiden Söhne ihres Mannes umzubringen. Zwanzig Jahre später liebt Marie einen jungen Officier, Alfred v. Lucernay, und der alte Escars stirbt, indem er sie in einem geheimen Codicill enterbt, welches er einem seiner Freunde, dem Herrn von Lescombat, anvertrauet. Dieser vergift eine heilige Pflicht wie sein so hohes Alter, begiebt sich zu der Wittve des Präsidenten, zeigt ihr das Codicill, gesteht ihr seine Liebe und verlangt als Preis der Vernichtung des Codicills ihre Hand. Trotz ihrer Liebe zu dem jungen Officiere willigt Marie ein und wird Frau von Lescombat. Die neue Ehe ist nur die Gelegenheit zu einem neuen Verbrechen. Marie verfolgt den Officier mit ihrer Liebe, die derselbe mit Verachtung zurückweist, und Lescombat bedrohet sie bald mit seiner Rache. Es ist keine Zeit zu verlieren; dieses neue Hinderniß muß aus dem Wege geräumt werden und Marie wendet sich an einen jungen Mann, der sie leidenschaftlich liebt. Dieser fordert den alten Lescombat zum Zweikampfe und streckt ihn todt zu seinen Füßen nieder. Der Mörder und die Mitschuldige desselben werden in das Gefängniß gebracht; da aber erscheint Bargerres wieder, der seiner Geliebten nicht gehorcht hat. Die beiden Söhne des Präsidenten sind nicht ermordet worden; diese beiden Söhne sind Alfred, den Marie liebt, und Mangot, der unglückliche junge Mann, der aus Liebe zu ihr ein Verbrechen beging. Alfred versucht es, seine Stiefmutter und seinen Bruder zu retten, es gelingt ihm aber bloß, Mangot der Schande zu entreißen. —

In Paris werden bei den Limonadenverkäufern und Restaurateurs jährlich 16 Mill. Pfund Eis verbraucht, die einen Werth von ungefähr 600,000 Francs haben. —

Ein Schlosser in Havre hat einen Sohn, der eine besondere Virtuosität im Selbstaussagen besitzt, was gar nicht nach dem Wunsche des Vaters ist. Da dieser nach Anwendung aller Mittel, zu denen die Väter gewöhnlich greifen, welche ähnliche Söhne besitzen, alle Hoffnung aufgeben mußte, seinen Sohn auf den rechten Weg zu bringen, so hielt er es für das Beste einen Hauptschlag auszuführen; er begab sich also mit dem jungen Manne zu dem Polizeidirector, um denselben um eine lettre de cachet zu bitten, mit andern Worten, er bat, man möge ihm den Gefallen erweisen und seinen Sohn auf eine gewisse Zeit in das Zuchthaus stecken. Der Polizeidirector antwortete, so gern er auch einem bekümmerten Vater beistehen, so sei doch die Zeit der lettres de cachet vorüber und da der junge Mann kein Vergehen begangen habe, das in dem Strafgesetzbuche vorgesehen sei, so dürfe derselbe auch nicht verhaftet werden. Diese Antwort steigerte die Verzweiflung des Vaters auf das Höchste,

so daß er über den Sohn mit solcher Wuth herfiel, daß der Polizeidirector, um den unglücklichen Sohn zu retten, den Vater zu Haft bringen und einsperren lassen mußte. —

In Paris fängt eine höchst zweckmäßige Neuerung an ziemlich allgemein zu werden; man hat nämlich schon an mehreren Häusern die Hausnummer auf rothes Glas schreiben und oben an der Thüre anbringen lassen. In der Nacht wird diese Hausnummer durch ein Licht dahinter erleuchtet, so daß sie sogleich in die Augen fällt. Wie zweckmäßig diese Einrichtung ist, kann nur der wissen, welcher in der Nacht irgend eine Hausnummer aufzufinden gesucht hat. —

Die Chinesen, welche sich bekanntlich gegenwärtig gegen eine englische Expedition zu wehren haben, hatten in Canton eine ungeheure Maschine, eine Art schwimmender Stadt, gebaut, die sie den Feinden entgegenschicken wollten. Sie war mit zwei großen Rädern versehen, nach Art der Räder an den Dampfmaschinen, und jedes dieser Räder sollte von 80 Mann in Bewegung gesetzt werden. Auf jeder Seite befanden sich Galerien für die Soldaten und Fallthüren sollten denselben das Mittel gewähren, sich den Schüssen der Engländer, vor denen sie sich gewaltig fürchten, zu entziehen. Auch große Kanonen, die bis in den Himmel schießen sollten, wollte man auf die schwimmende Stadt bringen, die sich jedoch nicht herauswagte, als es wirklich zum Kampfe kam. Sogar Seeperde und andere Meeresthüme von Holz hatten die erfinderischen Chinesen gebaut, die sie schwimmen ließen, damit die „englischen Barbaren“ erschrecken sollten; leider fürchteten sich aber die Engländer vor dergleichen nicht. —

Unsere Leserinnen werden mit Vergnügen erfahren, daß dieses Jahr der Fang der Sardellen einen außerordentlich reichen Ertrag geliefert hat und der Preis derselben deshalb wieder sinken wird. Ein einziger Fischer fing von früh bis Nachmittag 3 Uhr nicht weniger als 60,000 Stück, was lange nicht vorgekommen ist. —

Ein Ingenieur in Wien soll endlich wirklich eine Vorrichtung erfunden haben, welche das so lästige und gefährliche Umherstreuen der Funken durch die Dampfmaschinen auf den Eisenbahnen verhindert, eine Aufgabe, mit deren Lösung man sich bisher vergeblich beschäftigte. —

Wir haben vor einiger Zeit erzählt, daß die große Oper in Paris einen Tenoristen fast auf die Art gefunden hat, wie „der Postillon von Conjumeau“ zur Oper kommt. Ein Höttergeselle in Rouen zeichnete sich durch seine ausgezeichnet schöne Stimme aus; er wurde veranlaßt, nach Paris zu gehen; hier hörte ihn der Director der großen Oper und schloß sogleich mit ihm einen Contract, nach welchem der junge Mann ein Jahr Unterricht genießen und dann auftreten sollte. Vor wenigen Tagen ist dieser ehemalige Fassbinder, Poulitier mit Namen, wirklich aufgetreten und das Publicum war von seiner Stimme entzückt. —



# Allgemeine Norddeutsche Zeitung

N<sup>o</sup> 45.

Der äußerst billige Preis dieser wöchentlichen Zeitschrift, für den Jahrgang zu 104 Quartbogen, mit 64 Kupfern oder circa 600 Abbildungen der neuesten Pariser, Londoner und Wiener Moden, schnell nach deren Erscheinen, ist 6 Thlr. mit 116 Kupfern und



1841.

Stahlschnitten, die Moden u. als Doppelkupfer: Portraits berühmter Menschen, Abbildungen von neuen Meubles, Fenster-Gardinen, Gartenverzierungen, Equipagen etc. enthaltend, 8 Thlr. Alle Buchhandlungen, Zeitungserpeditionen und Postämter nehmen Bestellungen an.

Redakteur: Dr. A. Diezmann.

Verlag von Baumgärtner's Buchhandlung in Leipzig.

Motto: Von dem Neuen das Neueste; von dem Guten das Beste.

## Die Sylvestrina.

Novelle.

(Fortf. aus Nr. 44. des Silber-Magazin).

„Willst Du mit Deinen Worten behaupten, die Malerei sei vorzugsweise die Kunst?“ sagte Leonardo da Vinci zu seinem Freund Loredano.

— „Das ist allerdings meine Absicht,“ entgegnete dieser.

„Die Kunst vorzugsweise ist die Bildhauerei. Warum habe ich nicht meine ganze Jugend auf das Meißeln des Marmors verwendet! Vielleicht wäre ich jetzt ein Phidias. Weißt Du, was die Bildhauerei ist, Loredano? Weißt Du, was es heißt, einen formlosen, schmutzigen, nutzlosen Stein herzuziehen und ihn mit solcher Geschicklichkeit zu bearbeiten, daß man etwas Herrliches aus ihm herausbringt, vor dem die Menschen bewundernd niederknien? Ein Bild ist aber nur ein Bild, lieber Freund, eine Lockspeise für das Auge, mehr nicht. Durch die Farben gelingt es, Formen scheinbar vortretend darzustellen, einen Schein von einem Fuße, einer Schulter zu geben, aber es ist nur ein Schein. Tritt näher, streiche mit der Hand darüber hin und Du fühlst nur einen glatten, öligen Stoff, der die Hände beschmutzt.“

— „Ich will am Fieber sterben, wenn ich ein Wort von dem verstehe, was er mit so großer Bestimmtheit ausspricht,“ murmelte Loredano, der nach einiger Zeit mit ungläubiger Miene hinzusetzte:

„Gesteh' nur, daß Deine Ansicht so ziemlich unhaltbar ist. Ich will nicht läugnen, daß die Malerei nicht ganz . . . wie soll ich sagen? . . . Du verstehst mich schon . . .; aber das ist kein Grund, um zu behaupten, daß die Sculptur . . .“

— „Die Sculptur!“ sprach Leonardo, indem er sich im Sattel erhob; „sie ist die Kunst, welche den Menschen am meisten zum Schöpfer macht. Betrachte ein schönes antikes Marmorbild und sage mir, ob dieser Marmor nicht Fleisch, wirkliches Fleisch ist, das hier weit schwieriger darzustellen ist als auf einem Gemälde, weil die Farbe fehlt. Sage mir, ob Du unter diesem Fleische, unter diesem Marmor nicht Muskeln, Nerven, Adern siehst, ob in diesen Adern das Blut nicht roth und warm strömt, wie in dem lebendigen Geschöpfe. Erblinde und Du wirst mit der Hand über die Schönheit des Meisterwerks urtheilen können, denn Du wirst einen Arm, einen Rücken, ein Bein fühlen, Du wirst die Glieder, eines nach dem andern, unter Deiner Hand zittern fühlen; was ist dagegen ein Gemälde für Dich, wenn Du blind bist?“

„Sehr wohl,“ entgegnete Loredano so ernst als möglich; „aber was ist für mich eine schöne Statue, wenn ich blind und ohne Hände bin?“

Leonardo verlor die Geduld über diese ironische Antwort, zuckte die Achseln und gab seinem Pferde einen Hieb mit der Reitgerte, so daß er einige Schritte vor den Andern vorauskam.

„Ihr möget sagen, was Ihr wollt,“ sprach Loredano.



dano zu den beiden Schülern Leonardo's, „so war er vor seiner Reise nicht und ich behauptete mit größerer Bestimmtheit als jemals, daß er verliebt ist.

„Ich glaube, Ihr irrt,“ entgegnete Marco Uggioni; „meiner Meinung nach quält ihn vielmehr die Langesweile; er weiß nicht, womit er seinen thätigen Geist beschäftigen soll. Selbst die Unbeständigkeit seiner Neigungen ist ein Beweis für meine Meinung. Kennt Ihr Jemanden, der wie er zu gleicher Zeit Maler und Bildhauer, Baumeister, Philosoph und Musiker ist?“

Leonardo, der einen Augenblick angehalten hatte, um die Andern nachkommen zu lassen, hörte das letzte Wort Marco Uggioni's und rief in fast zornigem Tone:

„Um Gotteswillen, Ihr Herren, sprecht nicht von Dingen, von denen Ihr nichts versteht! Redet von der Malerei so viel als Ihr Lust habt, auch von der Baukunst, wenn es Euch gefällt, im Nothfall meinetwegen sogar von Philosophie, nur schont die Musik.“

— „Setz,“ sagte Loredano leise, „wird er eine Lanze für die Musik brechen. Ich habe ihn noch nie so streitsüchtig, so übellaunig gesehen, als diesen Abend. Leonardo,“ fuhr er dann lauter fort, „ich weiß sehr wohl, daß Du ein geschickter Musiker bist, daß Du singst wie ein Vogel und im Harfenspiele allen Meistern in Florenz zu rathen aufgeben würdest; aber Du bist deshalb doch nicht minder auch ein großer Maler und, da die Malerei ebenso gut Deine Geliebte ist als die Musik, so solltest Du keinen Unterschied zwischen ihnen machen, sondern sie beide gleich lieben.“

Leonardo antwortete nur durch ein neues Achselzucken, das sehr beredt die Ungeduld ausdrückte.

Loredano dagegen fuhr lächelnd fort:

„Was würdest Du zum Beispiel sagen, wenn Jemand die Worte, die Du eben gesprochen hast, benutzte und gegen Dich den Vorzug, nicht der Malerei, die Du bekanntlich verschmähst wie eine Geliebte, deren man überdrüssig geworden ist, sondern der Sculptur über die Musik behauptete?“

„Ich würde sagen,“ antwortete Leonardo, „daß ich mit der Widerlegung so alberner Ideen meine Zeit nicht verliere.“

— „Indessen...“

„Ich wiederhole Dir, Loredano, daß die Musik so hoch über allen Künsten der Erde steht, wie diese Sterne da oben, welche wir kaum bemerken, über den Bäumen hier unten schweben, die wir berühren. Was lehrt Dich die Bildhauerei, ich bitte Dich? Was spricht

die Bildhauerei zu Deiner Seele, Deinem Herzen? Gar nichts. Dein überspannter Geist findet seine Rechnung dabei, das ist aber auch Alles. Du sagst: dieser Marmor gleicht genau der oder der Dame, welche ich gesehen habe; dieser Hals scheint von den Schultern der Signora Leonora genommen zu sein; das ist eine Hand, wie sie nur die Fürstin Battista besitzt. So ist es mit den Füßen, den Augen, den Schultern. Alles dies scheint einer Person entnommen zu sein; es ist eine Zusammenstellung gestohlener Schönheiten, die man wohl oder übel aneinander klebt. Aber das Leben! das Leben! wo ist dieses? Die Glieder treten allerdings hervor; aber berühre sie, sie sind kalt, kalt und hart, es ist Stein. Der Hals ist unbeweglich, die Hand unempfindlich; der Fuß ruht für die Ewigkeit in einem Soccus, die Augen leben nicht, der Busen hebt nicht unter dem Schleier...“

— „Man kann sich selbst unmöglich besser widerlegen,“ sagte Loredano indem er sich zu Marco Uggioni beugte.

„Wirklichkeit, ärmliche, unvollständige und elende Wirklichkeit!“ fuhr Leonardo fort. „Die Musik dagegen ist der Vorhang, der sich erhebt zwischen einer andern Welt und dieser, welche der Mensch bewohnt; der weiße Flügel, der uns in den Himmel trägt. Strahlende Gesichte, himmlische Erscheinungen, göttliche Geschöpfe, welche nur der Traum bieten kann, sind das Reich der Musik. Bist Du traurig, so tröstet Dich die Musik; bist Du glücklich, so erfreut sie Dich; bist Du krank, so bringt sie Dir Genesung. Alles ermüdet und langweilt in dieser Welt; alle Gewerbe, alle Vernügungen, alle Leidenschaften führen endlich Abneigung und Ueberdruß herbei; nur die Musik gefällt immer, weil sie allein nichts Rohes, nicht Sinnliches oder Genießbares hat, weil sie einer Stimme vom Himmel gleicht, die man hört, ohne jemals den Mund zu sehen, aus welchem die Töne hervorgehen...“

— „D!“ sprach Loredano.

„Ich,“ entgegnete Marco Uggioni, „ich gestehe es zu, Meister, daß die Musik eine erhabene Kunst ist, doch bin ich weit entfernt, Euere ausschließliche Bewunderung für dieselbe zu theilen, noch weiter, ihr gar die Malerei zu opfern. Ihr mögt mich immerhin einen Materialisten nennen. Sehen und greifen halte ich doch keineswegs für so verächtliche Befriedigungen, als sie Euch vorkommen. Träumen ist in gewissen Augenblicken ohne Zweifel ein sehr angenehmes Vergnügen; ich will es nicht läugnen, es ist bisweilen höchst rei-



zend, die Arme über einander zu schlagen und die Augen zu schließen, um einen Vogel zwitschern, eine Harfe klingen oder ein schönes Mädchen singen zu hören; aber das Gefieder des Vogels zu bewundern, über die Geschicklichkeit und Pracht bei dem Baue des Instruments sich zu begeistern, den rothen frischen Mund zu küssen, dessen melodische Töne uns entzückten, sind zwar materielle Genüsse, aber sicherlich so viel werth als andere.“

„Pfui!“ fiel Loredano mit ironischer Verachtung ein, „Ihr werdet doch nicht behaupten wollen, die Malerei komme der Musik gleich?“

— „Warum nicht?“

„Was begründet den Vorzug?“ fragte Leonardo.

— „Ich gestehe unverholen, Meister, daß ich eben das Portrait meiner Geliebten male, eines herrlichen Mädchens, das ich vergöttere, und ich habe bei dieser Beschäftigung einen Genuß, den mir die schönste Musik nicht zu geben vermag.“

„Du malst das Portrait Deiner Geliebten?“ fragte Leonardo lebhaft.

— „Ja und durch die Malerei wird mir die Geliebte jeden Tag theurer, denn ich finde sie immer liebenswerther, je mehr ich ihr schönes Gesicht und ihren schönen Körper studire.“

Leonardo ließ bei diesen Worten sein Haupt auf die Brust sinken. Einige Augenblicke schien er den Ort und die Zeugen dieser Scene ganz zu vergessen. Nur einige Geberden verriethen den Sturm, der in ihm tobte.

„Das wußte ich wohl!“ murmelte er mit einem traurigen Blicke zum Himmel.

Dann setzte er sich wieder fester im Sattel und sagte:

„Meine Herren, wir sind noch eine Meile von Florenz entfernt. Galopp also!“

Und die drei andern Reiter jagten Leonardo nach.

## 2.

Am Eingange der Stadt wünschten Marco Ugioni und Antonio Boltraffio ihren Gefährten eine gute Nacht und entfernten sich in einer andern Richtung als der, welche Loredano und Leonardo einschlugen. Die beiden letztern ritten langsam in den Straßen von Florenz hin. Es schlug zehn Uhr an mehreren Kirchen, als sie an dem Palaste Strozzi vorbeikamen.

Leonardo hatte die ganze Zeit über kein Wort gesprochen. Vergebens bemühte sich Loredano ein Gespräch in Gang zu bringen; Leonardo antwortete immer nur durch Zeichen. Loredano hatte sich endlich auch in das Schweigen gefügt, als er sich endlich heftig von hinten ergriffen fühlte und zwar von Leonardo, der mit einer Hand den Arm seines Freundes faßte, die andere dagegen nach einem nahen Hause ausstreckte und Loredano eine auf dem Balcon sitzende Dame zeigte.

„Was ist's mit dieser Dame?“ fragte Loredano.

— „Still!“ antwortete Leonardo. „Ich glaube sie zu kennen.“

„So bist Du glücklicher als ich, lieber Freund. Trotz dem hellen Mondenscheine könnte ich bis morgen früh hier halten, ohne den Namen derjenigen zu errathen, die mir Dein Finger bezeichnet.“

— „Loredano,“ seufzete Leonardo; „sie ist es! ach! sie ist es!“

„Ah!“ dachte Loredano bei sich; „meine Vermuthung war also nicht so ganz ungegründet.“ Dann wendete er sich zu seinem Begleiter und sagte: „wer? sie! von wem und was sprichst Du?“

— „Schweig!“ entgegnete Leonardo, indem er seinen Freund einige Schritte weiterzog an ein Haus, dessen Schatten ihnen erlauben konnte zu sehen ohne gesehen zu werden.

Die Dame, welche die Unruhe und Neugierde des Malers in so hohem Grade erregte und die auf dem Balcon in der Haltung einer Träumenden saß, schien auf die Bewegungen der beiden Reiter nicht zu achten. Nichts verrieth, daß sie in ihr Zimmer zurückkehren wollte. Sie lag mehr auf ihrem Sitze als daß sie saß, ließ den einen Arm herabhängen, hatte den andern horizontal über die Brust gelegt, neigte den Kopf nach hinten und sah so zum Himmel empor. Ihr ungebundenes Haar flatterte im Winde und das war das einzige Zeichen, daß sie lebte und kein Marmorbild war. Obgleich wegen der Entfernung die Züge ihres Gesichtes nicht genau erkannt werden konnten, so sah man doch so viel, um die Gesamtschönheit bewundern zu müssen. Der Teint war, von den bleichen Mondesstrahlen beleuchtet, von blendender Weiße. Uebrigens lag in dieser Unbekannten etwas Hohes und Stolzes.

Nach einer aufmerksamen Prüfung von einigen Augenblicken sagte Loredano zu Leonardo: „nun, wirst



Du mir endlich mittheilen, wer diese Dame ist? Sicherlich hast Du sie nicht in Florenz kennen gelernt."

— „Nicht wahr?“ antwortete Leonardo, „nicht wahr? Die Dame ist keine Florentinerin?“

„Das kann ich versichern. Es giebt keine Florentinerin, sie mag Jungfrau, Frau oder Witwe sein, deren Namen und Geschichte ich nicht am Finger hersagen könnte. Die Person aber, die wir da sehen, gehört nicht in meinen Catalog.“

„Sieh da!“ sprach Leonardo leiser. „Ich glaube, sie steht auf. Mein Zweifel wird endlich gehoben werden.“

Die dasitzende Dame stand wirklich auf. Ihr langes weißes Gewand ließ nun ihren Wuchs erkennen. Sie ging langsam, immer noch in träumerischer Haltung und blieb bei jedem Schritte stehen, ohne die übereinandergeschlagenen Arme zu öffnen. Man hätte sie für ein Gespenst halten können. Einen Augenblick schien sie sich wieder setzen zu wollen; plötzlich aber strich sie mit der Hand über ihr langes Haar, drehte sich um und verschwand.

„Ach, Freund!“ seufzte Leonardo, „ich bin ein beklagenswerther Mensch!“

— „Bei unserm heiligen Vater, Leonardo, thu' mir den Gefallen und sprich Dich näher aus, denn ich schwimme in einem Ozeane von Ungewißheit und Zweifel. Ist diese Dame eine Verwandte oder Geliebte von Dir? Fürchtest oder suchst Du ihre Gegenwart? Erfreut oder betrübt Dich ihre Gegenwart? Beträgt sie Dich oder hast Du sie betrogen?“

„Höre mich an, Loredano. Du weißt, daß ich seit meiner Rückkehr von Mailand traurig bin und an nichts mehr Vergnügen finde; Du weißt, daß ich die Malerei und selbst die Musik vernachlässige und daß mir kaum die Gesellschaft meiner besten Freunde erträglich ist; Du weißt, daß die schönsten Florentinerinnen mir so gleichgiltig sind als die ältesten und häßlichsten. Die Ursache meiner Ungeselligkeit und meines Mißmuthes, meiner Traurigkeit und meiner Faulheit ist die Dame, die Du da siehst.“

— „Unmöglich!“ rief Loredano, indem er sich erstaunt stellte. „Du spottetest also so eben über uns, als Du sagtest, Du würdest nie Liebe fühlen!“

„Ja, ich werde nie Liebe fühlen, Loredano, außer für die Sylvestrina.“

— „Was? Das ist die Sylvestrina, von der ich so viel gehört habe? Die berühmteste Courtisane von ganz Italien?“

„Courtisane oder nicht, ich liebe sie, ich liebe sie wie die keuscheste Madonna und würde meinen letzten Pinsel hingeben, könnte ich ihr Geliebter werden.“

— „Das wäre ein theuer bezahltes Vergnügen, lieber Freund. Ihr Besitz während zwei oder drei Monaten, vielleicht während zwei bis drei Tagen würde Dich zufrieden stellen, opfere also eine gewisse Summe und Alles ist geschehen.“

„Du irrst Dich, Loredano. Ich sehe, Du kennst die Sylvestrina schlecht, nur aus den albernen Geschichten, die man von ihr erzählt.“

— „Ich will recht gern meine Meinung von ihr ändern. Du siehst mich bereit, mich auf Dein Wort in Allem zu verlassen, was die Sylvestrina angeht. Ich bin ganz Ohr. Da hier aber kein passender Ort ist, vertrauliche Mittheilungen zu machen oder anzuhören, so begleite mich in meinen Palast.“

„Sehr gern,“ antwortete Leonardo.

Sobald die beiden Reiter den Balcon, auf dem die junge Dame erschienen war, aus den Augen verloren hatten, begann Leonardo wieder mit folgenden Worten:

„Die Sylvestrina, lieber Freund, das mußt Du wissen, ist das bewundernswürdigste Geschöpf, welches die Erde trägt. Eine vollkommene Schönheit hat Niemand gesehen. Weder ein Maler, noch ein Dichter, noch irgend Jemand hat einen solchen Verehrer unglücklicher Reize erdacht. In der Ferne, in welcher sie sich uns eben zeigte, konntest Du nur über ihre Figur urtheilen, die wahrhaft königlich ist.“

— „Ich gestehe,“ unterbrach ihn Loredano, „daß ihr Wuchs herrlich ist und daß gar viele Königinnen und Prinzessinnen ihr in dieser Hinsicht nachstehen müssen.“

„Dagegen konntest Du,“ fuhr Leonardo fort, „das Einzelne in ihren Formen nicht unterscheiden. Wenn ich glaubte, es gäbe noch irgendwo in der Welt einen Fuß gleich dem der Sylvestrina, eine Hand wie die ihrige... Und ihr Hals! Ohne die graziose Bewegung, welche sie ihm von Zeit zu Zeit giebt, hätte man glauben sollen, er sei von Marmor und aus den Händen irgend eines Praxiteles hervorgegangen, so unnachahmlich ist seine Form, so fein und fest seine Rundung, so blendend seine Weiße. Ich sage Dir, Loredano, ein Maler würde besser thun, er würde seine Pinsel und seine Palette in das Wasser, als daß er versuchte, die Vollkommenheiten zu erreichen, die an der Sylvestrina glänzen. Ihr Haar reicht, wie Du gesehen hast, bis



zur Erde, die Fülle aber und die Farbe hast Du nicht gesehen; die festeste Resilla würde es kaum festzuhalten vermögen und das schwärzeste Band erbleicht davor. Von den Zügen ihres Gesichts möcht' ich lieber gar nicht sprechen: eine ruhige, nie von einer Wolke der Melancholie verdüsterte, noch von dem geringsten Strahl der Freude beleuchtete Stirn, eine immer reine und immer bleiche Stirn; ihr Mund, was soll ich von ihrem Munde sagen? er ist so roth, wie die Stirne bleich ist, aber nicht minder ruhig und unveränderlich. Auf den Lippen zeigt sich bisweilen ein unbemerklicher Zug des Spottes, nie aber öffnen sie sich zum Lächeln. Ihre Augen sind eine Mischung, eine Krystallisation von höchster Liebe und Gleichgiltigkeit."

— „Das stimmt wenig zu dem Bilde, das ich mir von dieser Frau entwerfen ließ," entgegnete Loredano. „Was findest Du denn so reizend an ihr?"

„Ich finde sie anbetungswürdig vom Kopfe bis zu den Füßen."

— „Wegen ihrer krystallisirten Augen und wegen ihres Mundes, den der Spott umzieht? Das kommt mir nicht eben lockend vor, wenn ich aufrichtig sein soll."

„Du verstehst nichts von der Schönheit, Loredano."

— „Das ist wohl möglich. Aber hat denn die Sylvestrina einen Geliebten oder lebt sie allein?"

„Bei meiner Anwesenheit in Mailand hatte sie einen Geliebten, einen gewissen Grafen Benvenuto Rudolfsi, einen Mann, der nahe an den Funfzigsten steht, ein unberechenbares Vermögen besitzt und ein halber Narr ist."

„Funfzig Jahre und ein halber Narr? Das ist mehr als nöthig, um in den Augen eines Weibes dem größten Vermögen das Gegengewicht zu halten. Und welche Narrheit hat er denn?"

„Eine sehr unschuldige. Er ist für die Künste im Allgemeinen, für die Malerei insbesondere passionirt. Die Malerei ist sein Steckenpferd. Er thut nichts weiter als daß er sich mit ihr beschäftigt. Jedes Gemälde, das er sieht und das er für gut hält, kauft er, so daß er bereits eine bedeutende Sammlung zusammengebracht hat, in der er lebt, isst, trinkt, spricht und schläft."

— „Malt er selbst?"

„Nein; und eben, weil er nicht malen kann, möchte er verzweifeln. Könnte er ein großer Maler werden, er würde, glaube ich, alle seine Reichthümer hingeben. Leider ist es ihm immer, trotz dem besten Willen von der Welt, unmöglich gewesen, ein Auge zu

zeichnen. Er hat sich endlich zufrieden gegeben, und bewundert die Macht Anderer. Dstmals sah ich ihn in Mailand zu Fuße gehen, vor dem ersten besten Gemälde stehen bleiben, um dasselbe handeln und eine übermäßig große Summe dafür zahlen. Man muß ihn sehen, wenn er in Augenblicken der Begeisterung seine Gemälde zeigt, vor völlig falschem Colorit in Entzückung geräth, unmögliche Beine und Schultern übermäßig rühmt und keine Einwendungen duldet, bisweilen aber auch sehr schön über die Zukunft der Kunst spricht. Hätte ihm der Himmel nur etwas mehr Verstand gegeben, der Mann wäre sicherlich ein gewaltiges Genie geworden."

— „Noch immer begreife ich aber nicht," warf Loredano ein, „warum dieser Benvenuto Rudolfsi eine Geliebte hat."

„Zuerst, weil es Mode ist, lieber Freund. Er ist stolz auf die Sylvestrina wie auf ein schönes Meubel. Dann freut es ihn sagen zu können: ich habe den Sieg über die und die Mitbewerber davon getragen, die mir dieses oder jenes Gemälde, ein Meisterwerk oder eine Subdeli, streitig machten; eben so schmeichelt ihm der Besitz der Sylvestrina, als ob es sich um einen Luxusgegenstand von hohem Werthe handelt. Selbst wenn der Herzog von Mailand dem Rudolfsi die Geliebte entziehen wollte, würde er den Zweck nicht erreichen; denn Rudolfsi würde in der Hartnäckigkeit, die alle etwas gestörten Köpfe charakterisirt, im Nothfalle sein letztes Hemd verkaufen, um den Sieg über den Fürsten davon zu tragen. Die Sylvestrina, ich wiederhole es, ist für ihn nichts weiter als ein Luxusartikel, wenn die geheime Chronik nicht lügt. Wenn Du auch ungläubig mit dem Kopfe schüttelst, so versichere ich doch, daß es so ist. Uebrigens habe ich mit meinen eignen Augen den Grafen der Sylvestrina die Hand so ehrfurchtsvoll küssen sehen, als wäre es die Hand einer Königin. Er fühlt für sie eine Bewunderung, die sich in den geringsten Worten ausdrückt, und ich glaube, er würde sich ein Gewissen daraus machen, sie minder platonisch zu lieben. Er behandelt die Geliebte eben so sorgfältig wie ein Bild von Cimabue, da er beide, das Gemälde und die Geliebte, wohl zu erhalten wünscht."

„Ich sehe," sagte Loredano, „daß der Graf Rudolfsi von der Liebe ebenso wenig versteht als von der Malerei."

— „Wer weiß? Vielleicht hat er von der Liebe und von der Malerei eine höhere Idee als wir; er



strebt nicht nach Gunstbezeugungen, weil er sie zu hoch ehrt. Wie es nun auch sein möge, soviel ist gewiß, daß der Graf Rudolfi die reinste Leidenschaft für die Sylvestrina empfindet.“

„Dann ist ja die Gelegenheit für diejenigen vorzüglich, welche gern das Glas Anderer austrinken,“ meinte Lorebano.

— „Da irrst Du Dich wieder,“ fiel Leonardo ein. „In den ganzen päpstlichen Staaten lebt kein Ehemann, der von seiner rechtmäßigen Frau weniger hintergangen wird als der Graf Rudolfi von der Sylvestrina. Ich will dieser kein Verdienst daraus machen, denn es ist bei ihr mehr Natur als Tugend. Jung an das Vergnügen gewöhnt, findet sie jetzt in dem Vergnügen keinen Reiz mehr, wie in dem Getränke, von dem man zuviel genossen hat. Darin liegt die Auflösung des Räthsels. Die Sylvestrina ist ein Weib, das einen langen Weg schnell zurückgelegt hat und nun ausruhet. Vielleicht liegt sogar in ihrem Herzen eine tiefe Verachtung gegen das ganze Menschengeschlecht.“

(Fortsetzung folgt.)

### Miscellen.

(Verschiedene Ansichten über die Schönheit und den Schmuck.) Die Japanerinnen vergolden sich die Zähne, die Hindus färben sie roth und die Frauen von Suserate und einigen Theilen Amerikas halten nur die schwarzen Zähne für wahrhaft schön. In Grönland bestreichen sich die Frauen das Gesicht blau, gelb und roth und die Russinnen und Andere schminzen sich roth und weiß. Die Chinesinnen verbringen ihre Jugend in einer fortwährenden Folter, um ganz kleine verstümmelte Füße zu erhalten, auf denen sie dann kaum gehen können. In dem alten Persien galt die am meisten adlerschnabelartig gekrümmte Nase für die der Krone würdigste. In gewissen Ländern drücken die Mütter ihren Kindern die Nase ein; in andern formen sie den Kindern den Kopf wie einen Würfel. Die Türken preisen das rothe Haar eben so sehr, als es von den Persern verachtet wird. Die Schönen der Eskimos bestreichen sich den ganzen Körper dick mit Bärenfett und die Hottentotten-Schöne schlingt statt der Blumengürtelnden blutige Eingeweide um ihren Hals, ihre Arme und ihre Taille. In China schätzt und preiset man nur kleine Augen und die jungen Mädchen reißen sich die Augenwimpern aus. In der Türkei färben sich die Frauen die Augenbrauen schwarz und die Nägel roth.

Die Peruanerinnen durchbohren sich die Nase, um einen Ring darein zu hängen, dessen Schwere je nach dem Range ihrer Männer verschieden ist. Uebrigens trägt man Glas, Gold und Edel-

steine daran; von dem Gebrauche eines Taschentuches kann also keine Rede sein.

Die schönen Chinesinnen tragen auf dem Kopfe die Figur eines Vogels von Gold oder Kupfer, dessen Flügel ihre Schläfe bedecken, dessen Schweif sich auf ihrem Kopfe ausbreitet, dessen Schnabel oben an die Nasenwurzel stößt und dessen Kopf sich bei der geringsten Bewegung derjenigen, welche ihn trägt, unaufhörlich hin und her wiegt.

Die Myanthen haben einen noch unbequemern Kopfschmuck, nämlich ein Bret von einem Fuß Länge und sechs Zoll Breite, das mit Wachs an ihr Haar befestigt wird. Sie können sich ohne besondere Vorsichtsmaßregeln nicht bücken; am Schlimmsten aber ist es für sie, wenn sie durch einen Wald gehen. Um ihr Haar glatt kämmen zu können, müssen sie erst das Wachs auf dem Kopfe abschmelzen; deshalb kämmen sie das Haar aber auch nur zweimal im Jahre.

In Natal (Africa) endlich tragen die Frauen eine sechs Zoll hohe Mütze aus Rindstalg, die mit Thran begossen wird, so daß die Masse eins mit den Haaren wird und mehrere Jahre hält, ehe eine Erneuerung nöthig wird.

(Ein ehrlicher Russe.) Da man den Russen meist das Gegentheil von Ehrlichkeit zuschreibt, so verdient ein Beispiel dieser Tugend vorzugsweise eine Erwähnung. Eine englische Dame, die im kaiserlichen Winterpalaste in Petersburg angestellt war, übergab einem armen Isdawi oder Palastdiener, eine Summe von fünfhundert Rubeln mit dem Auftrage, dieselbe ihrer Tochter zu überbringen, die sich in Pension im Zarstol Zelo befand. Den andern Tag sah sie diesen Mann wiederkommen, um ihr schluchzend anzuzeigen, daß er das Geld verloren habe und trotz seinem Suchen nicht im Stande gewesen sei, das Verlorene wiederzufinden.

„Thun Sie mit mir, was Ihnen gefällt,“ setzte er hinzu, „aber ich bin unfähig, Ihnen Ersatz zu leisten.“

Die Dame, welche den armen Teufel nicht unglücklich machen wollte, zeigte ihn der Polizei nicht an und es vergingen sechs Jahre, ohne daß sie wieder etwas von ihm hörte. Endlich erschien der Diener wieder bei der Engländerin und zahlte freudig fünfhundert Rubel vor ihr auf, um ihr die verlorene Summe zu erstatten. Die Dame, die nicht wenig erstaunt war, fragte ihn, wie er zu dem Gelde gekommen sei.

„Ich habe mir alle möglichen Entbehrungen auferlegt und jeden Monat so lange von meinem Lohne etwas erspart, bis ich dreihundert Rubel zusammengebracht hatte. Später bekam ich einen einträglichen Posten und konnte mich verheirathen; meine Frau brachte mir hundert Rubel als Mitgift zu, so wie einige Gegenstände von Werth. Ich vermochte sie, diese ihre ganze Habe zu opfern und wir verkauften sie.“

Die Dame, welche diese seltene Ehrlichkeit bewunderte, wollte den Mann überreden, sein Geld wieder mit zu nehmen, aber er war nicht dazu zu bewegen, so daß die Dame sich entschloß, die fünfhundert Rubel in Renten auf das Erstgeborene des ehrlichen



Mannes anzulegen, so daß die Ehrlichkeit des Vaters wenigstens an dem Kinde belohnt wurde.

(Ein künstlicher Brief.) Ludwig der erste von Bourbon, Prinz von Condé, wurde nach dem Tode Heinrichs II. durch Unzufriedenheit zu der Partei der Reformirten getrieben und man klagte ihn an, der Anstifter der Verschwörung von Amboise (1566) zu sein. Er wurde in Orleans, wo sich der Hof befand, verhaftet und in das Gefängniß gebracht. Katharine von Medicis und die Guise waren im höchsten Grade gegen ihn aufgebracht. Sein Prozeß schritt rasch vorwärts. Im Verlaufe dieses Prozesses sandte ihm die Frau von Saint André, die großen Antheil an dem Prinzen nahm, aber in das Gefängniß desselben keinen Zutritt erhalten konnte, nachsehenden doppelstimmigen Brief, in welchem sie ihn aufforderte, bei seinem Läugnen zu verharren. (Wir versuchen, das Kunststück in deutscher Sprache, in der Form des Originals und eben so doppelstimmig nachzumachen.)

„Glauben Sie mir, mein Prinz, und bereiten Sie sich zum Tode, denn es ist für Sie nun zu spät zur Vertheidigung; wer Sie verderben will, ist ein Freund des Landes, denn nichts ist verbrecherischer als Sie. Diejenigen, welche in redlichem Eifer für des Königs Wohl Sie als Verbrecher darstellten, waren rechtschaffene Leute und, das behaupte ich, keineswegs erkaufte. Ich nehme zu großes Interesse an allen Leiden, die Sie uns bereiteten in Ihrem Leben, als daß ich es verschweigen könnte, daß Ihr Todesurtheil für Niemand mehr ist ein so großes Geheimniß. Die Verbrecher, denn so nennen Sie alle diejenigen, welche Sie anzuklagen wagten, verdienen mit eben dem Rechte eine Belohnung als Sie den Tod, den man Ihnen zubent; nur Ihre Eitelkeit kann Sie glauben lassen, lediglich Ihre Verdienste haben Ihnen Feinde zugezogen, und nicht Ihre Verbrechen wären es, die Sie in das Verderben stürzen. Läugnen Sie, mit der Frechheit, die man an Ihnen kennt, auf irgend eine Weise Antheil an allen den verbrecherischen Entwürfen der Verschwörung von Amboise zu haben. Es ist nicht wie Sie es sich eingebildet haben, unmöglich, Sie davon zu überführen.“

Um den richtigen Sinn dieses Briefes zu finden, muß man nur eine Zeile um die andere lesen, die erste, dritte, fünfte u. s. f.; es ergibt sich dann ein dem Inhalte des ganzen Briefes ganz entgegengesetzter Sinn. Zur Geschichte selbst fügen wir hinzu, daß der Prinz zum Tode verurtheilt, von Karl IX. aber, der unterdessen den Thron bestieg, begnadiget wurde.

(Der Doctor Francia.) Der Doctor Francia, der Dictator von Paraguay in Südamerica, den die Zeitungen so

oft schon todt gesagt haben, soll jetzt ganz gewiß gestorben sein. Er war 1758 geboren. Man erzählt von ihm die größten Grausamkeiten und viele Seltfamkeiten. Er war immer schwarz gekleidet und trug einen großen scharlachrothen Mantel. An seinen Schuhen und Kniebändern glänzten schöne goldene Schnallen. Er hatte ein finstres Aussehen, schwarze durchbohrende Augen und rabenschwarzes Haar, das in natürlichen Locken auf seine Schultern fiel, was seinem Gesicht etwas Ebeles gab. Er wohnte nicht in der Hauptstadt des Landes, sondern ganz einsam und völlig zurückgezogen in einem stillen Thale der Ytopua, an einem der reizendsten Punkte. Verheirathet war er nie. Er hielt sich fast immer in seinem Studirzimmer auf, in dem man einige hundert Bücher, nur die allernothwendigsten Meubles, einen irdenen Krug mit Wasser und den Sattel seines Reitpferdes sah. Das war der Mann, der dreißig Jahre lang in den Provinzen, die er beherrschte, Krieg und Revolution verhinderte, die rund umher tobten. Man erzählt viele Beispiele, welche den Character des Mannes schildern. Ein Bürger, Garissimo, war in das Gefängniß gebracht und mit Ketten beladen worden, weil der Dictator, als er an dem Hause desselben vorbei ging, bemerkt hatte, daß sich das Dach des Hauses in schlechtem Zustande befinde. Der Gefangene war ein sehr dicker Mann; die Ketten, die man ihm anlegte, schnitten tief in sein Fleisch ein. Die Frau Garissimo's begab sich deshalb weinend zu Francia, um ihn um die Erlaubniß zu bitten, dem unglücklichen Gefangenen eine Erleichterung zu gewähren. „Ich habe nichts dagegen“ antwortete er, „daß er sich breitere Ketten kauft, wenn ihn die jetzigen drücken.“ Und die Frau mußte 2000 Dollars bezahlen, damit ihr Mann stärkere Ketten erhielt.

### Generalcorrespondenz.

In Leith in der Nähe von Edinburg besteht eine eigenthümliche großartige Anstalt, Speisen aller Art zuzubereiten, nach Apperts Methode aufzubewahren und in alle Welt, besonders nach Ostindien, zu versenden. Im Erdgeschoße des großen Gebäudes befinden sich die Vorrathskammern und die Reinigungsanstalten; im zweiten Stocke dagegen eine Reihe riesenmäßiger Küchen, in denen in neun großen Kesseln Fleisch se. kocht. Mehrere Kessel sind bloß mit Rindsklauen gefüllt, deren Gallert zu mehreren Suppen verwendet wird. Man bereitet in dieser Anstalt 20 verschiedene Suppen, die man nach Ostindien schickt, auch die berühmte Schildkrötensuppe; alle aber sind so concentrirt, daß man sie bei dem Gebrauche mit einer großen Menge Wasser verdünnen muß.

Zwei ganze Seitengebäude sind voll von Frauenzimmern, welche die 90 zur Ausfuhr bestimmten Gerichte zubereiten. An zahllosen Bratspießen röstet man vor hohen Glutfeuern Stücken Rind- und Schöpfsfleisch von 2 bis 6 Pfund ic. Im Hofe endlich sind 10 Werkstätten für 10 Klempner, welche die Blechbüchsen verfertigen, in die man die zubereiteten Speisen füllt. Ist die Füllung erfolgt, so wird der Deckel aufgelöthet, die Büchse



zum Schutz gegen Feuchtigkeit lackirt, mit einer Etilette versehen, wie Weinflaschen in Gewölben aufgespeichert und endlich zur Ausfuhr in Fässer gepackt. Die Anstalt fällt täglich 800 bis 1000 solcher Büchsen von der Größe einer Tabakdose bis zu der eines Hutes. Die darin aufbewahrten Speisen halten sich selbst in heißen Climates eine sehr lange Zeit. —

In New-Hampshire in den Vereinigten Staaten besteht ein Gesetz, nach welchem die Frau eines Fremden, die zwei Jahre auf dem Gebiete des Staates gelebt hat, ohne daß ihr Mann sie zurückforderte, das Recht hat, die Scheidung auszusprechen zu lassen. Eine junge Amerikanerin war die erste, welche vor einigen Monaten die Wohlthat dieses seltsamen Gesetzes in Anspruch nahm. Sie war mit einem französischen Grafen verheirathet, mit dieser Ehe aber sehr unzufrieden und flüchtete sich in den Staat New-Hampshire. Das Gericht hat wirklich die Scheidung ausgesprochen und die Frau ermächtigt, ihr Kind bei sich zu behalten. Leichter kann es den Frauen unmöglich gemacht werden, von ihren Männern loszukommen. —

Eine Selbstfürstin, die Frau J. von Roths. in Paris, hat die Mode überboten, welche Luxus in den Zimmern verlangt. Es bewunderte Jemand die neue Einrichtung in ihrem Hause. „Ich konnte leider nicht alles ausführen, was ich wünschte,“ antwortete sie; „da mein Mann durchaus nicht mehr als 100,000 Fres. für mein Schlafzimmer aufwenden mochte, so mußte ich mich fügen und begnügen.“ Dieses Schlafzimmer, mit dem sich die Frau von Roths. nur ungern begnügt, zeigt unter anderm eine große Verschwendung reicher Spitzen, von denen selbst die elegantesten Damen beim höchsten Puge nur etwa eine halbe Elle tragen. — Die Sessel in dem Salon, wo der Herr von Roths. in derselben Art knickerte, sind nicht etwa mit Bronze, sondern mit vergoldetem Silber ausgelegt. —

Den Tag nach dem ersten Debüt des Tenoristen Pouttier, von dem wir in voriger Woche sprachen, begaben sich die Maschinisten der Oper zu ihm, um ihn zu complimentiren und ihm einen großen prächtigen Strauß zu überreichen. Pouttier wollte, wie es die Sitte verlangt, seinen klingenden Dank dafür aussprechen, aber derselbe wurde zurückgewiesen. „Sie sind Handwerker gewesen wie wir,“ sagten sie zu ihm, „und wenn wir heute dem Tenoristen unsern aufrichtigen Glückwunsch darbringen, so kommt ein Theil desselben auch unserm ehemaligen Cameraden zu.“ Pouttier reichte ihnen die Hand und es trat ihm eine Thräne der Rührung in die Augen. „Sehen Sie, Herr Pouttier,“ sagte da Einer der Leute, „diese Thräne hat für uns einen weit höhern Werth als alles Gold in der Welt. Aber beruhigen Sie sich, wir trinken nichts desto weniger auf Ihr Glück, zu dem wir beitragen werden, was wir vermögen.“ —

In einer Bücherauction wurde kürzlich ein einziges Drama von Marlowe mit der ungeheuern Summe von 900 Thln. bezahlt. Es war das einzige Exemplar, das davon existirt und 1595 gedruckt ist. Es heißt „die wahre Tragödie von Richard

Herzog von York und dem Tode des Königs Heinrichs VI.“ Die Journale haben bereits nachgewiesen, daß Shakespeares gleichnamiges Stück viele Stellen aus diesem alten Marlowe'schen wörtlich enthält. —

Ein alter Buchhändler in Paris ging vor einigen Tagen spazieren und bemerkte, daß ein Knabe von zehn bis elf Jahren, der einen Reifen trieb, mehrmals dicht an ihm vorbei kam und ihm endlich geschickt den Reifen zwischen die Beine trieb. Der alte Mann, der nur mit Mühe gehen kann, stolperte und fiel, und der Knabe war der erste, welcher ihm zu Hilfe eilte und sich wegen seiner Ungeschicklichkeit entschuldigte. „Verzeihen Sie meine Unvorsichtigkeit,“ sagte er; „wenn es meine Mutter erführe, würde sie mir nie wieder mein Spiel erlauben.“ Der alte Mann, dem man wieder aufhalf, hatte zum Glück keinen Schaden genommen und beruhigte den Knaben, der sich alsbald entfernte. Nach einiger Zeit wollte er nach seiner Uhr sehen, um sich zu überzeugen, ob es Essenszeit sei, aber die Uhr, die er sunzigt Jahre getragen hatte, war verschwunden. Der gute Alte war bestohlen worden und, was noch schlimmer war, von einem Knaben, der, wie es scheint, in seinem Handwerke gar kein Neuling mehr war. —

Zu Everton bei Liverpool ist eine Kirche ganz aus Gußeisen und zwar die erste der Art in England aufgestellt worden. Die Thüren- und Fenstergewände, die Balken, die Böden, die Dielen und Verzierungen sind sämmtlich aus gegossenem Eisen. Die Kirche ist 119 Fuß lang und 47 F. breit. Das Licht erhält sie durch prachtvolle Fenster mit eisernen Rahmen und gemaltem Glase. Schon seit zehn Jahren bestehen in England an den meisten großen Fabrikgebäuden die Thüren, Treppen, Böden, Schornsteine und Fensterrahmen ausschließlich aus Gußeisen. Das Eisen ist in England wohlfeil, das Bauholz dagegen theuer und deshalb sind die Kosten bei eisernen Gebäuden geringer als bei hölzernen. Sowohl an Dauer als an Eleganz lassen sie die hölzernen weit hinter sich zurück. Sie bedürfen, sobald sie einmal vollendet sind, nie wieder einer Ausbesserung und die zierlichsten Verzierungstücke kosten wenig mehr als das ganz einfache Gußeisen. —

Kunstfreunde dürfte die Nachricht interessiren, daß die verschiedenen Skizzen des verstorbenen großen Malers Wilkie, auch die, welche er auf seiner Reise in dem Oriente entwarf, im nächsten Frühjahr öffentlich versteigert werden sollen. —

Literarisches. Zu den bereits bekannten Taschenbüchern ist dieses Jahr ein neues gekommen, das der beliebte Novellist Robert Keller in Leipzig unter dem Titel: Perlen herausgegeben hat. Sämmtliche Erzählungen in demselben rühren von dem Herausgeber selbst her, und sie werden ihm sicherlich neue Freunde, noch mehr aber Freundinnen erwerben, denn welche Dame liebt die Perlen nicht?



# Allgemeine Moden-Zeitung

N<sup>o</sup> 46.

Der äußerst billige Preis dieser wöchentlichen Zeitschrift, für den Jahrgang zu 104 Quartbogen, mit 64 Kupfern oder circa 600 Abbildungen der neuesten Pariser, Londoner und Wiener Moden, schnell nach deren Erscheinen, ist 6 Thlr. mit 116 Kupfern und



1841.

Stahlstichen, die Moden u. als Doppelkupfer: Portraits berühmter Menschen, Abbildungen von neuen Meubles, Fenster-Gardinen, Gartenverzierungen, Equipagen etc. enthaltend, 8 Thlr. Alle Buchhandlungen, Zeitungsverpeditoren und Postämter nehmen Bestellungen an.

Redakteur: Dr. A. Diezmann.

Berlag von Baumgärtner's Buchhandlung in Leipzig.

Motto: Von dem Neuen das Neueste; von dem Guten das Beste.

## Bericht an die verehrl. Leser.

Unsere „Allgemeine Modenzeitung“ findet fortwährend steigenden Beifall und ihr Absatz hat sich (auch im laufenden Jahre wieder) so bedeutend vermehrt, daß weder die Kupferplatten mit den Modenfiguren, noch die Lithographien zu den Doppelkupfern mehr genügen, um bei der starken Auflage gleich scharfe und befriedigende Abdrücke zu geben. Wir haben deshalb, die bedeutend höhern Kosten nicht scheuend, von Nr. 17 d. J. an sowohl zu den Abbildungen der neuesten Moden, als auch zu den Portraits etc. Stahlplatten verwendet, die uns nun in den Stand setzen, die Abbildungen viel schärfer und sauberer als sonst und selbst in der größten Auflage in gleicher Güte zu liefern.

Es ist uns durch den Stahlstich ferner möglich geworden, landschaftliche Bilder, Ansichten von Städten etc. beizugeben, welche durch die Zeitereignisse oder sonst interessant geworden waren, z. B. die Stadt Canton, die Insel Tschusan, das neue Dresdner Schauspielhaus u. s. f.

Wir haben demnach die „Allgemeine Modenzeitung“ auch in diesem Jahre auf eine höhere Stufe der Vollkommenheit erhoben und thun gewiß keine Fehlbitte, wenn wir die Freunde derselben ersuchen, für ihre Verbreitung durch Empfehlung etc. mitzuwirken, zumal da jede Erhöhung des Absatzes der Zeitschrift den Abonnenten derselben zu Gute kommt, wie ein Blick auf die letzten zehn Jahrgänge unwiderleglich darthut.

Aber nicht bloß der artistische, auch der literarische Theil der Zeitschrift findet fortwährend die sorgsamste Pflege; außer den so zahlreichen, so allgemein beliebten „Miscellen“, die uns von so vielen andern Blättern nachgedruckt werden, haben wir auch in dem laufenden Jahrgange über 20 Novellen, sämmtlich von europäisch berühmten Erzählern, mitgetheilt: von Alex. Dumas (3), von G. Sand, P. Mouffet, von der so beliebten Mad. Charles Reybaud (2), von E. Souvestre, Charles de Bernard, Andersen, Boz u. A. — Diese Erzählungen würden, in gewöhnlichem Buchformat gedruckt, wenigstens 12 Bände füllen und unter 20 Thlr. nicht zu kaufen sein.

Die Modenberichte endlich, welche wöchentlich geliefert werden, haben nichts unerwähnt gelassen, was im Bereiche der Mode in Paris und London Neues erscheint, weshalb sie denn auch bekanntlich als Autorität in allen Modensachen gelten.

Auch für das nächste Jahr sind nach allen Richtungen hin Vorbereitungen getroffen, um die Zeitschrift auf entsprechende Weise fortzuführen und uns des allgemeinen Beifalls unserer Abnehmer zu versichern.



Es scheint uns kaum nöthig zu bemerken, daß, trotz allen durch pecuniäre Opfer bewirkten Verbesserungen, in dem billigen Preisverhältniß der Zeitschrift, nach dem oben ausgesprochenen, von uns stets festgehaltenen Grundsatz, keine Art von Veränderung eintritt.

Leipzig im November 1841.

Baumgärtners Buchhandlung.

## Die Sylvestrina.

Novelle.

(Fortsetzung.)

„Was Du mir da sagst, Leonardo,“ entgegnete Loredano auf die Bemerkung seines Freundes, „überrascht mich nicht, wenn die Sylvestrina nur Männer wie diesen Benvenuto Rudolfi kennen gelernt hat. Warum hast Du aber nicht versucht, ihr eine bessere Meinung von unserm Geschlechte beizubringen? Wie! Du bist in sie verliebt und hast diesen Rudolfi noch nicht verdrängt?“

— „Ach, glaube mir, Loredano, daß es meine Schuld nicht ist. Ich habe Alles gethan, was ich thun konnte, um geliebt zu werden, aber es gelang mir nicht.“

„Du wirst nicht auf die rechte Weise zu Werke gegangen sein.“

— „Ich wiederhole Dir, ich habe alles gethan, was ich vermochte. Als ich das Mädchen zum ersten Male sah, das heißt, gleich als ich mich in sie verliebte, drückten ihr meine Augen meine Glut durch Blicke einer gar nicht zu verkennenden Beredsamkeit aus. Da diese Blicke nichts ausrichteten, so entschloß ich mich zum Schreiben. Du hast keine Idee davon, welche glühenden Redensarten, welche heißen Bilder ich aufwendete. Meine Briefe blieben ohne Antwort und ich nahm mir vor, selbst zu sprechen. Alle Versuche blieben vergebens, Loredano. Ich bot Alles auf und scheiterte auf die demüthigendste, traurigste Weise, ich muß es gestehen. Anfangs that die Sylvestrina, als verstehe sie mich gar nicht; je bestimmter aber meine Worte und Erklärungen wurden, um so kälter und unempfindlicher zeigte sie sich gegen mich.“

„Ein Beweis, daß sie sich selbst nicht trauete, lieber Freund.“

— „Ich glaubte dies damals auch, Loredano, und der Beweis davon liegt darin, daß ich eines Tages mir vornahm, durch Kühnheit zu siegen. Ich lag vor ihr auf den Knien und streckte ihr meine Hände entgegen, aber sie entschlüpfte mir und warf mir überdies höhnlachend einige verächtliche Worte zu.“

„Und Du versuchtest es nicht zum zweiten Male?“

— „Nein, und zwar aus dem unverwerflichen Grunde, weil ich am andern Tage von der Sylvestrina einen Brief erhielt, in welchem sie mir ausführlich das darlegte, was ich Dir eben über ihr Herz, ihren Geschmack und ihren Charakter erzählt habe. Sie sandte mir zu gleicher Zeit die sieben oder acht Briefe zurück, die sie von mir erhalten hatte und von denen nur der erste erbrochen war.“

— „Und dieser Brief veranlaßte Dich ohne Zweifel, schnell nach Florenz zurückzukehren?“

— „Keineswegs. Als ich zwei oder drei Tage nach Empfang dieses Briefes in meinem Zimmer jammerte und wehklagte, trat der Graf Rudolfi ein. Er kam zum tausendsten Male, seit er meine Bekanntschaft gemacht hatte, um mich zu beschwören, ein Portrait seiner Geliebten zu malen. Einige meiner Gemälde hatten ihm gefallen und er wollte nun durchaus die Sylvestrina, von mir gemalt, in seiner Galerie haben.“

„Nun das war ja eine ganz vortreffliche Gelegenheit.“

— „Warum, Loredano?“

„Da Du ganze Stunden lang mit der Sylvestrina hättest allein sein müssen, so wäre ja Deine Sache in den besten Gang gekommen.“

— „Bei einer andern Dame vielleicht, bei dieser nicht. Ihr Brief war zu deutlich und bestimmt, lieber Freund. Bis dahin hatte ich mich geweigert, in den Wunsch des Grafen einzugehen, weil ich erst definitiv wissen wollte, wie ich mit seiner Geliebten stehe; jetzt weigerte ich mich, weil ich es nur zu gut wußte.“

„Daran,“ fiel Loredano ein, „erkenn' ich, daß Du dieses Mädchen wirklich liebst, denn nur die wahrhafte Liebe kann so alberne Vorsätze eingeben, verzeih' mir den Ausdruck. Bei meiner Ehre, ich fange an, für Deinen Verstand zu fürchten. Bist Du es, Leonardo, den ich selbst der größten Dame gegenüber so unternehmend gesehen habe und den nun eine Courtisane einschüchtert? Ich beschwöre Dich bei dem Ruhme der Künstler von Florenz, Deine Abenteuer außer mir keinem Menschen zu erzählen. Dein Benehmen dabei ist eben so unbegreiflich als entehrend.“

— „Mein Gott, Loredano, Du sprichst wie ein



Mensch, dessen Herz noch niemals die wahre Liebe gefühlt hat. Hörtest Du nicht eben, wie Marco Uggoni gestand, er liebe seine Geliebte noch weit mehr, seit er sie male? Das eben fürchtete ich. So himmlisch es sein muß, die Schönheiten des Gesichts eines Weibes, von dem man geliebt wird, im Einzelnen zu studiren, so schmerzlich und gräßlich muß es sein, wenn es an einer Dame geschieht, die man liebt, der man aber völlig gleichgiltig ist. Kannst Du Dir eine Vorstellung von der Marter machen, die ich erduldet haben würde, hätte ich mein Auge in die Augen der Sylvestrina versenken und die schönen Formen derselben aufmerksam untersuchen müssen, um sie so treu als möglich wiederzugeben? Kannst Du Dir die Glut meines Blutes und das Klopfen meines Herzens denken, wenn ich, allein mit ihr, das Geständniß zurückhalten, meine zitternden Hände an eine kalte Leinwand hätte fesseln müssen? Und glaubst Du, daß es mir möglich gewesen wäre, einen Strich zu machen oder eine Farbe von der andern zu unterscheiden? Nein, nein, mein Freund. Die Aufgabe würde immer über meine Kräfte hinausgegangen sein. Jetzt noch freue ich mich, das Besuch zurückgewiesen zu haben."

Loredano, der auf die letztern Bemerkungen des Malers nichts zu entgegnen wußte, murmelte vor sich hin, wie es seine Gewohnheit war, wenn er ein Gespräch anknüpfen oder unterbrechen wollte.

Als er seinem Palaste nahe kam, sagte er:

„Gute Nacht, und träume von der Sylvestrina. Ich kann Dir weiter nichts wünschen, als daß Du mit ihrem Schatten glücklich sein mögest.“

„Loredano,“ antwortete Leonardo kalt, „es ist das letzte Mal in meinem Leben, daß ich Dir etwas anvertraute.“

— „Nun, nun!“ fiel Loredano ein, „ich lasse das Scherzen, wenn es Dir mißfällt. Wir sind hier an meinem Hause, ich werde Dich aber nicht verlassen, bevor Du mir gesagt hast, was Du während der Anwesenheit der Sylvestrina in Florenz thun wirst.“

„Ich bin entschlossen, morgen früh Florenz zu verlassen und nicht eher wieder zu kommen, als bis die Sylvestrina nicht mehr da ist.“

— „Was? Ohne einen Versuch zu machen, die Unterhandlungen wieder aufzunehmen? Ohne Dich zu erkundigen, ob sie vielleicht gar der Wunsch, Dir nahe zu sein, hierher gebracht hat?“

„Ich bin von dem Gegentheile zu fest überzeugt.“

— „Welchen Zweck kann sie denn bei dieser Reise haben?“

„Eher tausend andere als diesen.“

— „Hast Du aber die Inconsequenz der Frauen vergessen? Weißt Du nicht, daß die Laune sie sehr oft heute zu dem hintreibt, was sie gestern zu verschmähen schienen? Längnest Du die Unbeständigkeit?“

„Ich weiß und ich läugne nichts, ich sage bloß, daß wenn mir die Koketterie eines Weibes eine Schlinge stellt, ich nicht hineinfallen werde.“

— „Noch einmal, ich versichere..“

„Auf Wiedersehen!“ sprach Leonardo ohne Loredano Zeit zu lassen, die letzten Worte zu vollenden. „Morgen bin ich auf dem Wege nach Genua, wo ich Nachricht von Dir erwarten werde, ehe ich zurückkomme.“

Dabei gab er seinem Pferde die Sporen und galoppirte davon.

— „Glückliche Reise also!“ rief ihm Loredano nach.

### 3.

Als Leonardo nach Hause kam, erfuhr er, daß ihn Jemand erwarte. Der Diener des Malers konnte seinem Herrn keine Auskunft geben über den Zweck dieses Besuchs; der Fremde hatte sich geweigert, seinen Namen zu nennen, und erklärt, er würde im Nothfalle die ganze Nacht auf den Herrn Leonardo warten. Darauf hatte er sich ohne Umstände in das Atelier des Malers begeben und dort drei bis vier Stunden lang sich nicht gerührt.

Nachdem Leonardo einige Befehle gegeben hatte, wollte er die Thüre seines Arbeitszimmers öffnen, um zu sehen, mit wem er es zu thun habe, als ihn plötzlich sehr laut gesprochene Worte zurückhielten. Einen Augenblick herchte er, weil er irgend ein Wort zu verstehen hoffte, das ihm das Abenteuer deutlich mache; da ihm dies aber nicht glückte, so trat er rasch ein. Er sah da im Scheine einer dem Erlöschen nahen Lampe einen Mann, der mit dem Rücken der Thüre zugekehrt und auf den Knien kauend ganz in der Nähe eine Skizze betrachtete, die an der Wand lehnte. Der Mann war in diese Betrachtung so versunken, daß er Leonardo nicht eintreten hörte.

Der Graf Benvenuto Rudolfi, denn dieser war es, machte in diesem Augenblicke mit dem rechten Arme die Bewegung eines Malers nach, der eine Kreislinie auf einem Bilde zieht. Offenbar suchte er sich die ei-



— „Bei Gott und meiner Ehre, ich schwöre es! Ihr würdet überdies meinen größten Dank verdienen.“

„Nun wohl,“ seufzte Leonardo, „so geschehe denn Euer Wille. Ich werde nicht nach Genua reisen. Schickt mir morgen früh die Sylvestrina.“

(Fortsetzung folgt.)

### Miscellen.

(Französische Moden.) Wer nicht selbst Modenartikel in den ersten Modenhandlungen in Paris eingekauft hat, kann sich keine Vorstellung von dem ungeheuren Preise machen, den man daselbst fordert. Die Damen, die kaufen wollen, erschrecken wohl selbst darüber, indessen siegt doch immer der Wunsch, nach der neuesten Mode gekleidet zu sein. Dreihundertundzwanzig Francs (80 Thlr.) für einen Krepphut mit Federn, zweihundert Francs für einen seidenen Hut mit Blumen, und einhundert für einen einfachen Morgennegligehut, achtzig für ein Abendhäubchen von Tüll, das mit Blumen und Blumen ausgepuzt ist, sind Preise, die meist gefordert und auch bezahlt werden.

(Das Mädchen von Palaiseau.) In dem Dorfe Palaiseau steht der Kirchturm, auf welchem die Elster die silbernen Löffel versteckte, welche sie gestohlen hatte und so das Ereigniß veranlaßte, nach welchem die Oper: „die diebische Elster“, welche in so vielen Sprachen bekannt ist, gedichtet wurde. Die wirkliche Geschichte endigte indeß nicht so glücklich, wie in der Oper, denn das arme Mädchen wurde hingerichtet und man fand die Löffel erst nach ihrem Tode. Dieses tragische Schicksal des Mädchens hat den Kirchturm von Palaiseau berühmt gemacht und viele Reisende besuchen ihn.

(Sitten in Paris und London.) Ich bemerkte, erzählt die Gräfin Blessington, einen sehr wichtigen Unterschied in den Sitten und Gewohnheiten zwischen London und Paris. In England erwartet man von der Dame, daß sie einen Herrn grüße, bevor dieser sich vor ihr verbeugt, wodurch es ihr freigestellt bleibt, seine Bekanntschaft anzuerkennen oder nicht; in Frankreich und auf dem Continente überhaupt ist es anders, da ein Herr den Hut zuerst vor allen den Damen abnimmt, die er irgend einmal in Gesellschaft gesehen hat. — Ein Unterschied ist auch in der Behandlung der Dienstboten. In England darf sich kein Diener untersehen, wenn er getadelt wird, etwas zu seiner Entschuldigung zu sagen, sondern er muß den Tadel schweigend hinnehmen. Ein französischer Herr hört dagegen die Entschuldigung seines Dieners ganz ruhig an. Ein Franzose und eine Französin geben ihren Dienern ihre Befehle überdies mit weit mehr Vertraulichkeit als die Engländer; sie nehmen innigen Antheil an dem Wohle ihrer Leute, geben ihnen Rath in Privatangelegenheiten, fragen sie nach der Ursache ihrer Traurigkeit etc. und

vermindern dadurch den Abstand bedeutend, der zwischen Herren und Dienern liegt. Der Engländer dagegen sieht den Diener für eine Art Maschine an, die bloß zu seiner Verwendung da ist und die also auch keinen Anspruch auf freundliche und mitleidige Behandlung hat.

(Das lateinische Viertel in Paris.) Das Aussehen des sogenannten pays latin in Paris ist ein sehr seltsames und soll sich seit dem letzten Jahrhunderte nicht verändert haben. Die Häuser sehen ungewöhnlich und malerisch aus. Jedermann, den man dort trifft, scheint ein Schriftsteller zu sein, nicht ein solcher, wie die Schriftsteller jetzt sind, elegant gekleidet etc., sondern armselig, wie die Schriftsteller früher ausahen. Mit jedem Schritte stößt man auf Männer in abgeschabten Röcken, mit Büchern unter dem Arme oder in der Hand, die sogar im Gehen lesen. Auch die Frauen in dem pays latin haben ein völlig verschiedenes Aussehen von denen in andern Theilen der Stadt. Der dem weiblichen Herzen angeborene Wunsch zu gefallen, scheint in ihnen erstorben zu sein, denn ihre Kleidung ist völlig vernachlässigt und nach einer längst vergessenen Mode. Selbst die jungen Frauen und Mädchen tragen sich so nachlässig, wodurch sie ihre Ueberzeugung zu erkennen geben, daß die Männer dort sie nicht beachten, und zugleich die Wahrheit des alten Sages bestätigen, daß die Frauen sich nur puzen, um den Männern zu gefallen.

(Der Geist des Widerspruchs.) Von einem Engländer erzählt man, der Geist des Widerspruchs sei in ihm so groß gewesen, daß, wenn der Nachtwächter unter seinem Fenster die Stunde und zugleich den Zustand des Wetters ausrief, wie es sonst Sitte war, er schnell aus dem Bette aufsprang, das Fenster aufriß und laut gegen die Richtigkeit der Angabe protestirte.

(Ein schlechter Schriftsteller.) Es wurde über die Vorzüge eines Buches gesprochen, Jemand erklärte, es sei schlecht, und ein Schriftsteller, der mehrere Romane herausgegeben hatte, bemerkte ernst: „ja Sie wissen auch gar nicht, wie schwer es ist, ein gutes Buch zu schreiben.“ — „Ich kann mir es denken, daß es sehr schwer ist,“ entgegnete ihm Einer der Anwesenden, „da ich gesehen, wie lange schon und wie oft Sie es versucht haben, ohne daß es Ihnen bisher gelungen ist.“

(Sheridan verschafft sich ein gutes Abendessen.) Eines Abends wußte der bekannte Sheridan nicht, wo er seinen Hunger stillen sollte, als er im Unterhause neben Michel Angelo Tailor seinen Platz nahm. „Es wird heute eine Rechtsfrage vorkommen,“ sagte er nach einiger Zeit zu seinem Nachbar, „Niemand kann besser als Sie darüber gegen Pitt sprechen, verlassen Sie also das Haus nicht.“ Tailor hörte dies sehr ungerne, Sheridan dagegen entfernte sich bald, ging in des Freundes Haus und befahl den Dienern das Abendessen aufzutragen, da, wie er hinzusetzte, der Hausherr diese Nacht nicht zu Tisch kommen würde. Er aß so vortreflich, kehrte dann in das Unterhaus zurück und



sagte zu Tailor, der auf die Rechtsfrage wartete, „es thut mir leid, Sie zurückgehalten zu haben; ich hörte aber eben, daß die bewußte Sache heute nicht vorkommen wird.“ Tailor ging sogleich nach Hause, wo er denn zu seiner großen Verwunderung hörte, daß Sheridan vor zwei Stunden das Abendessen verzehrt habe.

(Balade zwischen zwei Damen.) Der berühmte Balade speisete eines Tages in dem Hause des Bankier Recamier und erhielt seinen Platz zwischen der berühmten Schönheit, Madame Recamier, und der Madame de Stael, die sich bekanntlich durch ihren Witz auszeichnete. Um nun den beiden Damen etwas Angenehmes zu sagen, rief der Astronom aus: „wie glücklich bin ich doch, zwischen der Schönheit und der Geistesfülle zu sitzen!“ — „Ja, Herr Balade,“ antwortete die Frau von Stael anzüglich und doppelsinnig, „und ohne eine von beiden zu besitzen.“

(Anekdote.) „Ich fürchte mich so sehr vor dem Blitze,“ jammerte eine schöne Frau während eines heftigen Gewitters. — „Sie haben auch alle Ursache dazu,“ antwortete Einer ihrer unbegünstigten Liebhaber, „da Ihr Herz von Stahl ist.“

(Die französische Aristocratie in früherer Zeit.) Die gewöhnlichen Gesellschaften des Regenten von Frankreich waren einige junge Herren aus den ersten Familien des Landes. Eines Morgens sah der Graf von Noc... einige Freunde bei sich und sagte zu ihnen: „Was beginnen wir heute, um die Zeit hinzubringen? Ihr wisst nichts? So hört mich an. Mein Tapezierer verheirathet heute seine Tochter, ein engelschönes Mädchen von siebzehn Jahren, mit einem Schenkewirthe, der reich sein soll. Was meint Ihr, wenn wir ihm die Braut Abends entführten?“ — „Eine herrliche Idee!“ rief ein Anderer; „doch darf dem Mädchen nichts zu Leide gethan werden.“ — „Die Hochzeit wird bei dem Vater des Bräutigams in Gros Caillou ausgerichtet; wir erscheinen maskirt, wann die Gäste tanzen, und Einer erbitzt sich die Gunst, eine Menuet mit der Braut zu tanzen. Ich halte die Zugänge mit funfzehn unserer Leute besetzt. Auf das Signal, das Ihr mir gebt, bringe ich ein und wir rauben die Schöne. Mein Wagen steht bereit, um sie in mein Haus in Passy zu bringen, und den andern Tag schicken wir sie ihrem Manne wieder.“ Der Plan wurde gebilliget und man lachte bereits viel über den Spaß, den man sich dabei versprach. Abends fanden sich die drei verkleideten Freunde in Gros Caillou ein, wo man bereits tanzte. Die jungen Herren bemerkten zwar, daß die Zahl der Gäste größer war, als sie erwartet hatten; sie hatten aber Muth und nichts in der Welt würde sie von einem solchen Abenteuer abgebracht haben, wie gefährlich es auch sein mochte. Zwei batem also um die Erlaubniß, am Tanze Theil nehmen zu dürfen, was ihnen unter der Bedingung bewilliget wurde, daß sie sich vorher demaskirten. Der Tanzsaal befand sich zu ebener Erde und alle Fenster waren der Wärme wegen geöffnet. Canil..

hatte sich bereits zweimal der Braut genähert, war aber immer von dem Bräutigam verdrängt worden, dem die Fremden sehr mißfielen. Brog... gelang es endlich, mit der Braut zu tanzen. Nach Beendigung der Menuet führte er sie aber nicht wieder an ihren Sitz, sondern zog sie nach einem Fenster zu und gab das Signal. Da erschien Noc... mit seinen Leuten. Es entstand große Verwirrung, in welcher man die Beute fortzubringen suchte; der Bräutigam aber rief um Hilfe, ergriff einen großen Besen und machte mit dem ersten Schlage den Herrn Brog... kampfunfähig, indem er ihm den rechten Arm zerschlug; Canil.. wurde am Kopfe getroffen und sank bewusstlos nieder. Unterdeß eilten die Leute im Hause mit Bratspießen, Messern etc. herbei. Alle die vornehmen Herren wurden festgenommen und in einen Keller gesperrt, aus dem man sie erst am andern Tage wieder entließ. Sie eilten, mit Wunden bedeckt, zu dem Herzoge von Orleans, dem Regenten, um sich zu beklagen und auf Bestrafung der gemeinen Leute anzutragen, die gewagt hatten, sich gegen sie zu wehren.

Der Regent ließ sogleich den Polizeilieutenant rufen und verlangte die Bestrafung der Leute in Gros Caillou. Argenson aber war redlich genug, sich dagegen auszusprechen und wagte sogar anzudeuten, daß die jungen Herren verdient hätten, in die Bastille gesteckt zu werden.

Der Regent sah dies endlich ein und so mußten sich die Herren mit ihren Wunden begnügen.

(Der betrogene Betrüger.) Ein amerikanisches Schiff gerieth eines Tages unter die Riffe an den Bermuda-Inseln und konnte nicht weiter. Zum Glück bemerkte man einen schwarzen Lotfen, der zweihundert Dollars verlangte, um das Schiff aus der verzweifeltsten Lage zu bringen. Der Lotse brachte das Schiff glücklich aus der Gefahr heraus, erhielt seine 200 Dollars und entfernte sich in seiner Barke langsam. Nach kaum einer halben Stunde sah sich das Schiff von neuem von Klippen umgeben, die noch gefährlicher aussahen als die ersten. Der Capitain gerieth in heftigen Zorn und griff nach dem Gewehre, um auf den Regger zu schießen, der in der Nähe geblieben war. Aber nur der Regger konnte das Schiff retten und man mußte ihn wieder rufen. Man sagte ihm, daß er sein Versprechen nicht erfüllt habe, was der Regger läugnete, da er ja das Schiff aus der Lage, in der es sich befunden, befreit habe; mehr sei von ihm nicht verlangt worden; wenn er das Fahrzeug aus aller Gefahr heraussteuern sollte, müsse man ihm noch dreihundert Dollars geben. Der Capitain weigerte sich und der Regger schickte sich an, weiter zu rudern; man mußte also capituliren und wurde endlich mit ihm einig, ihm noch zweihundert Dollars zu zahlen. Der Lotse brachte das Schiff wirklich glücklich in den vorzüglichsten Hafen der Bermuda-Inseln, und da ihn der Capitain unter den Augen der englischen Behörden nicht zu strafen wagte, ließ er ihn unangefochten gehen. Die Ladung des Schiffes wurde verkauft, der Capitain hatte seine Geschäfte beendiget und gedachte wieder unter Segel zu gehen. Da er dies jedoch ohne Lotfen nicht wa-



gen konnte, so wendete er sich an den Regier, den er nicht vergessen hatte. Der Regier wurde sehr freundlich empfangen, er leitete das Schiff mit bewundernswürdiger Geschicklichkeit und als es außer aller Gefahr war, wollte er sich wieder entfernen. „Halt!“ rief ihm da der Capitain zu; „ich habe mit Dir noch eine Rechnung auszugleichen. Du glaubtest einen Dummkopf vor Dir zu haben, Du irrtest Dich; gedenke der vierhundert Dollars, die Du mir gestohlen hast. Du kannst sie mir nicht wieder geben und ich halte mich also an Dich selbst.“ Man band ihm die Hände und sperrte ihn trotz seinem Jammern in dem Zwischendeck ein. Einige Tage darauf ankerte das Schiff in einem der südlichen Häfen der Vereinigten Staaten. Der Capitain ließ den Kotsen an das Land bringen und verkaufte ihn an einen reichen Pflanzler für 400 Dollars.

### Generalcorrespondenz.

Ein englisches Blatt erzählt ein merkwürdiges Beispiel von einer Art Instinkt an Gewächsen, sich die Nahrung zu suchen. Eine hoch auf einem ziemlich kalten Felsen stehende Eiche fand auf ihrem Standplatz keine hinreichende Nahrung, bemerkte (könnte man fast sagen) unten fetten Boden und schickte eine Fouragierpartei in der Gestalt einer großen Wurzel mehrere Ellen gerade an dem steilen Felsen hinunter bis in den Boden unten. —

Der größte Schornstein in der Welt befindet sich in der Pottaschensfabrik eines Herrn Muspell in der Nähe von Liverpool. Er hat die ungeheure Höhe von 406 Fuß von dem Boden an — ist also höher als viele Kirchtürme —, und mißt unten 45, an der Spitze 9 F. im Durchmesser. Zum Baue desselben brauchte man 4 Millionen Mauersteine. —

In London sterben im Durchschnitt wöchentlich tausend Menschen.

In dem „sächsischen Volkskalender“ findet sich die nachstehende interessante Vergleichung: das Königreich Sachsen zählt 143 Städte und 3270 Dörfer und Flecken. Schiebt man alle diese auf einen Platz zusammen und stopft die Bewohner hinein, so hat man London. Geht man von Dresden nach Freiberg, 4 Meilen weit, so hat man London der Länge nach durchwandert. Um sich die Namen der 14,000 Straßen zu merken, bedürfte man das Gedächtniß eines Mithridates; die Stelle desselben vertritt ein dickes Wörterbuch. Läßt man die ganze aus 12,000 M. bestehende sächsische Armee an sich vorüber marschiren, 3 Reiterregimenter, eben so viele Infanterieregimenter, dazu die leichte Infanterie, ein Regiment Artillerie etc. — so hat man erst die Nachtwächter von London gesehen, die also eine kleine Armee bilden. London soll 300,000 Häuser haben, die Schornsteine dürften sich leicht auf eine Million betaufen, die zu ihrer Reinigung ein ganzes Regiment von 1500 bis 2000 Schornsteinfegern erfors-

bern. Stellte man die anderthalb Million Einwohner Londons einzeln neben einander, so würde eine 62 $\frac{1}{2}$  M. lange Reihe gebildet werden, eine Reihe, welche die größte Länge Sachsens zweimal mißt. Sollten die Londoner jemals gezwungen werden, ihre Stadt zu verlassen, so würde ihr Auszug ungleich länger dauern, als jener der Kinder Israels aus Aegypten. —

Im Jahre 1806 kamen sechs Deutsche aus der besten Wein- gegend am Rheine, verheirathete Männer, mit ihren Weibern und 15 Kindern in Sidney an und ließen sich weiterhin im Lande nieder. Diesen Weinbauern ist es gelungen, eine Weinpflanzung von rheinischen Reben anzulegen und auszubehnen. Im Jahre 1840 erhielten sie bereits 3500 Gallonen guten Weines und man kann demnach in Zukunft Rheinwein aus Australien beziehen. —

Singen wird gegenwärtig in Paris in zwei und fünfzig Schulen nach dem System des gegenseitigen Unterrichts gelehrt. An diesem Unterrichte nehmen 1500 Erwachsene und 5000 Kinder Theil. —

Die französische Regierung hat in England den berühmten Hengst Physician gekauft und denselben mit 2500 Pf. St. (siebzehntausend Thaler) bezahlt. —

Bei der englischen Flotte, die sich an der chinesischen Küste befindet, ist ein Kriegsschiff, das ganz aus Eisen besteht und die trefflichsten Dienste leistet. —

Ein Herr Isoard in Paris hat ein neues Instrument erfunden und zur Prüfung ausgestellt. Es ist so eingerichtet, daß die Saiten, wenn ein Hammer, wie bei den gewöhnlichen Pianos, auf sie geschlagen hat, den gewöhnlichen Ton von sich geben, den aber ein Luftstrom, welcher durch ein Pedal hervorgebracht wird, fortklingen läßt, indem er ihn zugleich verstärkt oder schwächt, je nachdem es der Spieler haben will. Der Ton des Instrumentes ist sehr schön, besonders in den tiefsten und hohen Tönen; nur die mittlern sollen minder angenehm klingen. Im Ganzen hat der Ton Ähnlichkeit mit dem einer Orgel. —

In Algier hat man eine Speculation entdeckt, die vielleicht niemals ihres Gleichen gehabt hat. Eine Dame in dieser Stadt, die vor einiger Zeit eines ihrer Kinder durch den Tod verloren hatte, erhielt von der Behörde die Erlaubniß, den Sarg öffnen zu lassen, damit sie einige werthvolle Gegenstände hineinlege. Aber wie groß war das Erstaunen der dabei beschäftigten Personen, als sie den Sarg völlig leer fanden. Es wurden sofort Nachforschungen angestellt und so kam denn endlich an den Tag, daß der Todtengräber, der Besizer einer großen Schweineherde, diese seine Thiere mit den Todten fütterte, die er begrub. Man öffnete mehrere Gräber und fand alle Särge leer. Der Todtengräber hatte bei diesem Geschäfte noch einen andern Gewinn; man fand bei ihm für 50,000 Francs Ringe etc., die er den Todten geraubt hatte. Der Mensch befindet sich in den Händen der Gerechtigkeit und auf Befehl des Generalprocurators wurden die sämmtlichen mit Leichen gefütterten Schweine des Todtengräbers sofort getödtet und vergraben. —



# Allgemeine Mode-Zeitung

N<sup>o</sup> 47.

Der äußerst billige Preis dieser wöchentlichen Zeitschrift, für den Jahrgang zu 104 Quartbogen, mit 64 Kupfern oder circa 600 Abbildungen der neuesten Pariser, Londoner und Wiener Moden, schnell nach deren Erscheinen, ist 6 Thlr. mit 116 Kupfern und



1841.

Stahlsichen, die Moden u. als Doppelkupfer: Portraits berühmter Menschen, Abbildungen von neuen Meubles, Fenster-Gardinen, Gartenverzierungen, Equipagen etc. enthaltend, 8 Thlr. Alle Buchhandlungen, Zeitungserpeditoren und Postämter nehmen Bestellungen an.

Redakteur: **Dr. A. Diezmann.**

Berlag von **Baumgärtner's Buchhandlung** in Leipzig.

Motto: Von dem Neuen das Neueste; von dem Guten das Beste.

## Die Sylvestrina.

Novelle.

(Fortsetzung.)

4.

Sobald der Graf sich entfernt hatte, rief Leonardo seinen Diener, deutete nacheinander auf mehrere Gegenstände und sagte:

„Jeronimo, Du wirst dies da in irgend einem Winkel des Hauses verbergen, dann meine schönsten Gemälde, die werthvollsten meiner Sammlung, und die kostbarsten Teppiche hierherbringen. Dieses Zimmer, in welchem jetzt eine so große Unordnung herrscht, muß in einigen Minuten ein Muster von Reinlichkeit und Eleganz werden. Verstehst Du mich? Ein Tempel! Mein Arbeitszimmer muß ein Tempel werden, würdig eines Engels des Paradieses.“

Der unglückliche Jeronimo, der in seinem Schlafe gestört worden war, suchte vergebens die Befehle seines Herrn durch langes Gähnen zu unterbrechen; der Letztere fuhr fort:

„Vor zwei Uhr, merke wohl auf, muß Alles nach meinem Wunsche bereit sein. Muth! Deffne die Augen und geh' rasch an die Arbeit. Besonders vergiß nicht, den orientalischen Teppich hierher zu breiten, den mir der Großherzog im vorigen Jahre schenkte.“

— „Wie, Herr!“ rief Jeronimo, den die letzten Worte völlig ermunterten, „den Teppich, der zu schön für die Füße einer Königin ist? Wollt Ihr denn den Kaiser bei Euch empfangen?“

„Auch vergiß,“ fuhr Leonardo fort, „die rothen seidnen Vorhänge mit den goldenen Fransen nicht, die ich aus Frankreich kommen ließ. Du wirst sie als Baldachin über diesen Sessel spannen.“

— „Ein Baldachin, Herr! Will Euch der Papst besuchen?“

„Das kostbare Kissen, das die Herzogin von Mailand für mich gestickt hat, legst Du vor den Sessel. Doch ich brauche Dir hoffentlich keine weiteren Anweisungen zu geben. Schnell! Während Du das Benöthigte herbeischaffst, werde ich diese elenden unvollendeten Pinselereien da von der Wand nehmen, die kaum gut genug für ein Vorzimmer sind. Laß uns eilen.“

Leonardo selbst ging so eifrig an das Werk, daß er mit Hilfe seines Dieners nach zwei Stunden sein Atelier in eine wahre kleine Kapelle umgewandelt hatte. Nachdem dies geschehen, blickte er um sich; dann schlug er sich an die Stirn wie Jemand, der endlich einen Gedanken erfaßt hat, den er lange suchte, und sagte:

„Jeronimo, die Sonne wird bald aufgehen; es muß bereits viele Verkäufer auf dem Marktplatz geben; geh' und kaufe mir sogleich die schönsten Blumen, die Du finden kannst. Gleichzeitig begiebst Du Dich zu Giacomo, dem Harfenspieler, und sagst ihm, er möge sogleich zu mir kommen. Ich habe mich mit ihm über Serenaden zu verständigen, die unter den Fenstern meines Gartens zu bringen sind.“

Als Jeronimo zurückgekommen, die Blumen im Zimmer vertheilt und die Bedingungen mit dem Har-



fenspieler verabredet waren, schickte Leonardo seinen Diener in das Bett, empfahl ihm aber dringend, stets zu sagen, er sei verreiset, da Jedermann glauben sollte, er befinde sich nicht in Florenz, ausgenommen eine junge schöne Dame, die ihn wegen eines Portraits besuchen würde.

Als er endlich allein war, erhob der Maler die Augen gen Himmel und sein Blick sprach zugleich Besorgniß und Hoffnung aus. Eine Zeit lang ging er unruhig auf und ab, dann öffnete er den ersten Sonnenstrahlen das Fenster. Lustige Vögel, die von Zweig zu Zweig flatterten, stimmten ihr Morgenlied an und ein frischer Morgenwind bewegte die Blätter. Leonardo fühlte sich traurig gestimmt durch ein Schauspiel, das mit dem, was in ihm vorging, so wenig im Einklange stand, und er stützte sich auf den Balcon. Er dachte an den Seelenschmerz, den er in einigen Stunden zu erleiden haben würde und vor dem ihm jetzt graute. Wie sollte er die Anwesenheit der Sylvestrina ertragen? Würde er sich wohl beherrschen können, um die so unflugerweise übernommene Aufgabe lösen zu können? Welche Worte sollte er sprechen, um seine Unruhe zu verbergen? — In solchen Gedanken überraschte ihn Sylvestrina.

Die Kleidung der Dame war für die Zeit, in welcher diese Geschichte geschah, so originell als einfach und für ihre Person vortheilhaft. Sie trug ein schwarzes Kleid und einen schwarzen Schleier, weiter nichts. Dieses Kleid hob aber die herrlichen Verhältnisse ihres Körpers wunderbar hervor. Unten, von den Hüften an, sehr weit, am Gürtel ganz knapp, ließ es den Bewegungen der Sylvestrina in ihrem imposanten Gange völlige Freiheit und zeigte den Oberkörper in seiner ganzen Vollkommenheit. Der Schleier war nachlässig am Kopfe hinten befestiget und fiel auf die Schultern, die so weiß waren, daß er ihren Glanz nur erhöhte. Der Busen war zwar wie die Schultern von dem Kleide nicht verhüllt, aber doch unsichtbar unter der Fülle des langen schwarzen Haares, das in vollen Locken an dem blendendweißen Halse herunterhing.

Die erste Bewegung Leonardo's, als er die Sylvestrina eintreten sah, war eine Bewegung der Bewunderung, denn sie kam ihm schöner vor als er sie je gesehen. Er wollte sprechen, aber er vermochte es nicht; er wollte ihr entgegen gehen, um sie zu empfangen, aber die Füße versagten ihm den Dienst und er mußte sich mit der Hand auf eine Stuhllehne stützen, um nicht umzufinken.

Die Dame, welche die Aufregung des Malers nicht zu bemerken schien, begab sich mit langsamem und edelem Schritte bis in die Mitte des Zimmers, von wo aus sie sich kalt und verächtlich umblickte. Kein Wort übrigens verrieth bei ihr die geringste Bewunderung über das Schweigen Leonardo's, keine Geberde deutete Freude an über die Vorbereitungen, die, wie sie nicht zweifeln konnte, ihretwegen gemacht waren; kein Zeichen gab den besondern Eindruck kund, den sie auf einen Augenblick empfand. Nach zwei oder drei Minuten einer stummen Musterung stieg sie auf die kleine Erhöhung, auf welcher der Stuhl für sie stand, und während sie sich niedersezte, sprach sie mit der Würde einer Königin zu Leonardo:

„Beginnen wir.“

Leonardo stammelte nun erst einige Worte der Bewillkommung, auf welche die Sylvestrina nicht achtete, begab sich vor seine Leinwand und nahm aus einem Kästchen Pinsel und Bleistifte. Ein kalter Schweiß benetzte sein Gesicht und die Zähne schlugen hinter den bleichen zusammengepreßten Lippen aufeinander; seine Hand war feucht und zitterte. Endlich erhob er die Augen nach der Dame, um ihr eine gewisse Haltung anzuempfehlen; aber die Sylvestrina hatte bereits eine ganz vorzügliche genommen. Halb zurückgebogen in den Sessel, während einer ihrer Arme majestätisch an dem Körper herunter fiel und der andere den Kopf mit Grazie stützte, wendete sie die halbgeschlossenen Augen mit unverwandtem und träumerischem Blicke auf die Blumen im Garten.

Nachdem er mehrere Skizzen des Gesichtes, das er malen wollte, entworfen und wieder verwischt hatte, wagte Leonardo, der sich etwas gesammelt hatte und übrigens den immer ernster werdenden Gesichtsausdruck der Sylvestrina zu ändern wünschte, eine Frage über die Ursache, welche die junge Dame nach Florenz geführt habe, und wie lange sie da zu verweilen gedenke.

„Ich weiß es nicht,“ antwortete sie, ohne ihre Stellung zu verändern. „Das ist eine Sache des Grafen Ridolfi.“

Bei jeder andern Gelegenheit, oder wenn er minder gewaltig von der Leidenschaft beherrscht worden wäre, würde Leonardo ohne Zweifel auf diese Worte durch eine geistreiche und liebenswürdige Persiflage geantwortet, sicherlich mit einem leichten Anfluge von Spott diese Selbstaufopferung, dieses gänzliche Dahingeben an einen Liebhaber von so ehrbarem Alter ge-



rühmt haben. Da er aber so ernstlich aufgereggt und beunruhigt war, dachte er nicht einmal daran.

„Ach, Signora,“ sagte er, „soll ich Euch Glück wünschen zu einer solchen Gleichgiltigkeit oder soll ich Euch darüber beklagen? Siebt es gar nichts in der Welt, das Euere Theilnahme zu erregen vermag? sehnt sich Euere Hand nicht nach einer andern; wünscht Ihr nicht irgend einen Ort der Erinnerungen wiederzusehen?“

— „Jede Hand ist kalt und jeder Ort öde für mich,“ sprach langsam die Sylvestrina. „Das Leben ist mir überall gleich, es sei hier oder anderswo. Ist die Blüte einmal abgebrochen, so gilt es ihr gleich, wohin der Wind sie treibt.“

Während sie diese Worte sprach, erhielt ihr Gesicht einen fast lachenden Ausdruck und ihre Stirn heiterte sich auf. Es war, als fühlte sie sich erleichtert, so die Wunde ihrer Seele zu zeigen, und als schöpfe sie neue Kraft aus dem bitteren Geständnisse ihrer räthselhaften Verzweiflung. Leonardo seiner Seits versuchte es nicht, ein Räthsel zu errathen, das für ihn schon lange unauslösllich gewesen war, beilte sich vielmehr, die so glückliche Umwandlung zu benutzen, die in dem Gesichte der Dame vor sich gegangen war, und ging deshalb schnell wieder an das mehrmals unterbrochene Portrait.

Er arbeitete seit einigen Minuten mit wachsendem Eifer daran und suchte sich offenbar zu betäuben, als plötzlich die Töne einer Harfe, zweier Flöten und einer Mandoline aus dem Garten in das Zimmer drangen. Giacomo begann seine Serenade. Die Melodie, welche das kleine Orchester im Freien spielte, war eine der bekanntesten und beliebtesten jener Zeit, einfach, sanft und ernst. Während Leonardo gespannt auf die ersten Tacte lauschte, wünschte er im Herzen sich Glück, diese angenehme Zerstreuung für die Sylvestrina erdacht zu haben; aber wie groß war seine Verwunderung, als sein Blick auf sie fiel und er sie mit ganz verfürtem Gesichte vorgebeugt dasitzen und lauschen sah.

„Was ist das?“ sprach sie leise mit zitternder Stimme.

Der Maler wollte eben antworten, aber sie setzte noch leiser hinzu, während sie einen Finger an ihre Lippen legte: „still!“

Alles verrieth die höchste Aufregung: ihre gerötheten Wangen, ihre flammenden Augen, ihr halbgeöffneter Mund und das heftige Wogen ihres Busens. Leonardo ward durch diesen Anblick, den er durchaus nicht

hatte erwarten können, gleichsam versteinert. Die Sylvestrina ihrer Seits gab endlich einem gewaltsamen und unwiderstehlichen Triebe nach, sprang rasch auf und eilte nach dem Fenster hin, wo sie, das Gesicht mit beiden Händen bedeckend, stumm und unbeweglich stehen blieb, bis die Musik schwieg. Leonardo wollte sie dann wieder zu sich selbst bringen und sie auffordern, ihm noch länger zu sitzen, aber sie entgegnete ihm mit düsterer Stimme: „morgen. Aber dann keine Musik!“

Man kann sich denken, wie sehr dieser Auftritt für den Künstler das Geheimniß räthselvoller machte, das die Sylvestrina umgab, wie sehr aber auch seine Neugierde gesteigert wurde. So kalt und so ruhig, so voll von Verachtung des Lebens und alles dessen, was die Theilnahme und das Streben des Menschen reizt, und doch wieder so schwach, daß die Töne eines Instrumentes hinreichten, ihre Seele zu erschüttern! Nach langem Nachdenken über diese Verbindung anscheinend mit einander unvereinbarer Gefühle erkannte endlich Leonardo einen fernen Hoffnungsstrahl.

„Nein,“ dachte er bei sich, „wenn die Musik so große Gewalt über sie hat, dann sind auch ihre Wünsche noch nicht gänzlich erloschen. Gewiß liegt in ihrem Herzen noch ein Keim von Liebe, vielleicht ohne daß sie es selbst weiß, und er kann eines Tages sich entwickeln und blühen.“

In Folge dieses Gedankens machte Leonardo gleich am nächsten Tage, nachdem er kaum einige Pinselstriche gethan hatte, die Musik wieder zum Gegenstande des Gesprächs und rühmte den heilsamen Einfluß dieser Kunst auf das Gemüth, wie erkaltet und unempfindlich dasselbe auch sein möge. Ein leichtes Lächeln zog um die Lippen der Sylvestrina, welche die Absicht des Künstlers wohl errieth.

„Euere Meinung ist nicht die meinige,“ sagte sie. „Die Musik ist allerdings eine Macht, aber grausam, wie alle Mächte der Welt. Je mehr ein Gemüth von ihr ergriffen wird, um so mehr leidet es. Die Musik ist ein Gift, das frische Wunden gefährlicher macht und alte wieder öffnet.“

— „Sagt vielmehr, Signora, sie mildert den Schmerz der Wunden und schließt sie,“ entgegnete Leonardo. „Bedenkt, welche Wirkung das Harfenspiel Davids auf den König Saul hatte.“

„Desto schlimmer für den König Saul,“ antwortete die Sylvestrina spöttisch. „Das beweist, daß er



von der Musik nichts verstand. Sie schläferete ihn ganz einfach ein."

— „Und giebt es einen bessern Balsam für den Schmerz als eben den Schlaf?"

„Ihr habt Recht; wenn man nur nicht wieder erwachte..."

— „Dann wäre es ja der Tod."

„Nun ja, der Tod. Was liegt so Schreckliches in diesem Worte, daß Ihr es mit einer Art Scheu und Furcht aussprechet? Warum wollet Ihr, da Ihr doch den Schlaf für eine Wohlthat haltet, den Tod nicht noch mehr lieben, der eine ununterbrochene Ruhe ohne Beimischung von Anstrengung ist? doch lassen wir diese unnöthigen Erörterungen, Leonardo. Was kümmert es uns, ob die Musik Diesen einschläfert, während sie von dem Andern den Schlaf ganz verscheucht, ob sie das Leiden der Menschen verlängert oder verkürzt? Wißt Ihr, was weise ist? — Auf keine Art die verzehrende Flamme zu nähren, die in uns liegt, sie so zu zwingen, sich langsam und ruhig selbst zu verzehren und bis sie verlöscht einer Gottheit zu opfern, die wirklicher und wohlthätiger ist als alle diejenigen, welche die Menschen bis diesen Tag erdacht haben, — die Vergessenheit."

Man sieht, daß ein Gegenstand des Gesprächs schwerlich mit größerer Gewandtheit gewechselt werden konnte. Die Sylvestrina vernichtete offenbar mit Lust alle Combinationen und Berechnungen Leonardo's. Inmitten der Schlingen, in denen sie der Künstler zu fangen glaubte, blieb sie so unnahbar und frei, als wenn sie ein Kind vor sich gehabt hätte. Entmuthigter als je durch den schlechten Erfolg und die Ungleichheit des Kampfes, entschloß sich deshalb Leonardo, von nun an vor dieser weiblichen Sphinx, deren Spielzeug er nur sein konnte, gänzlich zu schweigen. Sie saß ihm wirklich noch mehrmals, ohne daß zwischen ihm und der jungen Dame etwas Anderes als ganz Unbedeutendes gesprochen wurde.

Eines Tages jedoch, als das Portrait fast vollendet war, wollte Leonardo an den Augen nachbessern, mit denen er, wie er sagte, nicht zufrieden war; vergebens aber bewegte sich der Pinsel weich und gelehrt an der Stelle, an die ihn der Wille des Meisters bannte, die Verbesserung gelang nicht in dem Maße, wie sie Leonardo wünschte. Die Ungebuld des Künstlers hatte den höchsten Grad erreicht. Ein neuer Versuch schien ihm noch weniger glücklich zu sein als die frühern, er konnte einen Anfall des Zornes gegen sich selbst nicht unterdrücken und seine Palette flog in Stücke.

„Nein, nein!" rief er aus, „ich will nicht länger versuchen, was unmöglich ist. Wie kann man, ohne ein Gott zu sein, dieser groben Leinwand Seele geben?"

Der Ausruf mußte um so seltsamer erscheinen, als er vorher durch nichts angedeutet worden war. Die Sylvestrina blieb trotzdem ganz gleichgültig dabei. Ihr Blick verrieth nichts weiter, als daß sie eine Erklärung erwartete.

„Signora," sprach Leonardo endlich, „verzeiht mir, daß ich Euch um so viele kostbare Augenblicke betrogen habe. Die Aufgabe, die ich mir gestellt, übersteigt meine Kräfte, ich fühle es in diesem Augenblicke mehr als je und ich beschwöre Euch, fordert nicht, daß ich weiter darin gehe."

Bei diesen Worten stieß er das unvollendete Werk weit von sich, das, seiner Geberde nach, bald vernichtet werden sollte. Die Sylvestrina hielt ihn zurück.

„Leonardo," sprach sie im ernstesten Tone, „der Mann, der sich selbst ehrt, darf den Muth nicht verlieren. Die Klugheit verlangt, ich gestehe es, etwas nicht zu unternehmen, das zu schwer ist und den Geist beunruhigt; das einmal Angefangene aber muß vollendet werden, wenn man nicht feig erscheinen will. Laßt Ihr Euren Willen bei unbedeutenden Gelegenheiten beugen, so werdet ihr seiner bei wichtigen nicht gewiß sein. Und um was handelt es sich hier? — Ihr braucht bloß Euere Aufregung zu mäßigen, um klarer zu sehen, mehr nicht. Das Uebel liegt darin, daß Ihr thörichter Weise einen Engel malen wollet, während doch nur ein Weib Euch sieht."

— „Ein Weib! Ein Weib!" wiederholte Leonardo mit einem unbeschreiblichen Ausdrücke. „Ach Signora, daß Ihr die Wahrheit sagtet! Ich würde dann nicht so unglücklich sein."

Die Sylvestrina zog die Augenbrauen ein wenig zusammen und verrieth dadurch ihre Unzufriedenheit; auch gab sie keine unmittelbare Antwort darauf, sondern entgegnete trocken, als spreche sie mit sich selbst: „das Genie hat die Eigenthümlichkeit, ruhig zu bleiben. Nur die Ohnmacht ist fieberhaft."

— „Ach, Signora," erwiderte Leonardo. „Genie und Ohnmacht sind große Worte, die sehr wenig sagen. Ich liebe und werde nicht wieder geliebt, darin liegt alles. Ihr habt Recht: ein Fieber, ein hitziges Fieber verzehrt mich. Ja, meine Brust glüht, meine Hand zittert, meine Stirn brennt. Aber wer trägt die Schuld? Ihr allein."

Aus den Augen der jungen Dame schoß ein Blitz.



— „Ja,“ fuhr Leonardo fort, „Ihr Signora, Ihr allein. Ein Wort von Euch könnte mein Leiden in himmlisches Entzücken umwandeln und Ihr schweigt; ein Lächeln von Euch würde das erstickende Dunkel vertreiben, in welchem mein Geist erlöschet, und Ihr bleibt kalt und unempfindlich wie ein Bild von Erz; Ihr wisset es wohl, daß Ihr die alleinige Ursache meiner Leiden seid, und dennoch zeigt Ihr Euch mit Wohlgefallen unbarmherzig und prahlt mit Eurer Unempfindlichkeit. Wundert Euch nicht, daß ich eine solche Sprache führe; wundert Euch vielmehr, daß ich nicht schon früher so sprach, denn lange schon, sehr lange schon drückt mich das Joch, glüht der Haß im Herzen.“

Diese Anrede schien die Sylvestrina zu rühren, statt, wie sich erwarten ließ, sie zu reizen. Sie zeigte, entweder weil die große Aufregung Leonardos sie in Furcht setzte, oder aus angeborenem Mitleid mit einem Male in ihren Zügen nachsichtsvolle Gutmütigkeit. Sie ließ den Kopf leicht auf eine Seite sinken, sah Leonardo mit einem fast schmachenden Blicke an und reichte ihm die Hand.

„Glaubt mir,“ sagte sie, „ich verdiene weit mehr Euern Haß als Euere Liebe.“

Noch hatte sie die Worte nicht ganz ausgesprochen und schon lag Leonardo ihr zu Füßen, küßte wie berauscht ihr die weiße dargebotene Hand und bat, unterbrochen von Thränen und Schluchzen, flüsternd um Verzeihung.

Nachdem die Crisis vorüber war und da die unvorhergesehene Wendung, welche der Austritt genommen hatte, ihm mehr Muth gab, erschloß er der Sylvestrina seine ganze Seele und sie ließ ihn diesmal sprechen, ohne ihn zu unterbrechen. Er gestand ihr in den überschwänglichsten Worten seine Liebe und flehete inbrünstig um Erhörung. Er sprach von der qualvollen Schlaflosigkeit, von dem erbitterten Kampfe zwischen seinem Verstande und Herzen, und mischte in diese Geständnisse unzusammenhängende Reflexionen über das Glück zweier Wesen, die einander mit unbegrenztem Glauben und grenzenloser Hingebung angehören. Seine Rede war, obgleich verworren, beredt und erhaben wie jede, welche durch ein tiefes und wahres Gefühl hervorgerufen wird.

„Leonardo,“ antwortete ihm die Sylvestrina, die durch diese leidenschaftliche Anrede wieder in ihre gewöhnliche Traurigkeit versetzt worden war, „ich halte Euere Liebe zu mir, über die ich sonst lachte, weil ich

nicht daran glaubte, jetzt für wahr und unverstellt; aber was kann es Euch nützen, mich von meinem Irrthume überzeugt zu haben? Ist die Vergangenheit zurückzurufen und kann, was todt ist, wieder lebendig werden? — Ach!“ fuhr sie fort, indem sie sich auf die Brust schlug, „es liegt hierin nur noch ein wenig Staub und Asche; was wollt Ihr damit beginnen?“

Als sie die Bestürzung bemerkte, in welche ihre letzten Worte den Maler von neuem versetzten, fügte sie mit halberzwungenem Lächeln hinzu:

„Doch, wer weiß? Bei Gott ist nichts unmöglich; wenn es ihm gefällt, eines Tages das Herz seiner Magd aus dem Nichts wieder hervorzurufen, so wird dieses Herz Euch angehören.“

Wie unbestimmt auch ein Versprechen sein möge, es tröstet doch den, der es wünschte ohne es hoffen zu können. Auch Leonardo fand alsbald seinen Muth wieder und entschloß sich, ohne länger zu zögern, das Portrait der Sylvestrina nach seinen besten Kräften zu vollenden. Eine Stunde etwa nach der letzten Sitzung legte Leonardo die letzte Hand an das Gemälde.

Die Sylvestrina verlangte, als sie sich zum Fortgehen anschickte, das Bild zu sehen, welches sie bis dahin nicht angeblickt hatte, der Maler aber ersuchte sie, dies noch ein Paar Tage zu verschieben, da er erst mit Muße noch an dem Anzuge Einiges zu ändern und zu verbessern habe.

(Beschluß folgt.)

### Miscellen.

(Wie man eine alabasterweiße Haut erhält.) Ich hatte das Vergnügen, erzählt ein Reisender, diesen Morgen einer sehr schönen türkischen Dame vorgestellt zu werden, um ein vollkommenes Muster orientalischer Schönheit zu sehen. Nach vielen Bitten erlaubte sie mir endlich ihr Profil zu zeichnen. Ihre Augen und Augenwimpern waren brennend schwarz, ich glaube aber, daß die letztern gefärbt waren. Ihre Farbe war schön weiß und auf den Wangen schimmerte der zarteste Anflug von Rosenfarbe. Ihr glänzendes Haar, das mit einem bunten Tuche zusammengebunden war, welches ein ganzes Blumenbeet darstellte, fiel in losen Locken auf ihre Schultern und auf ihren Rücken. Sie trug ein kurzes schwarzes Sammetjäckchen, das mit Goldfransen besetzt war, ferner weite Beinkleider von himmelblauer Seide, ein Unterjäckchen von Rosakrepp und eines jener schönen durchsichtigen Hemden, welche die Reize nur halb verhüllen. Ein kostbarer persischer Shawl war um ihre Taille geschlungen, die nur die



Form der Natur hatte, da sie nie durch ein Corset gepreßt worden war. Ihre Füße befanden sich in Pantoffeln und zwei oder drei häßliche Ringe entstellten ihre weißen schmalen Finger, deren Nägel roth gefärbt waren. Um den Hals trug sie eine Doppelschnur von Perlen, an welcher ein Amulet hing. Ihre Haut war sehr weiß und schön; der häufige Gebrauch von Dunstbädern hatte sie so zart und fein gemacht, daß ich sie nur mit polirtem Marmor vergleichen kann; sie sah eben so glänzend und kalt aus. Als sie sich erhob, um fortzugehen, zog sie ihre gelben Stiefelchen an die schönen weißen Füße, die zu verbergen eine Sünde gewesen sein würde. Es ist kein Wunder, daß die Türken nach dem Paradiese seufzen, da sie glauben, im Himmel zahlreiche Houris zu finden gleich dieser.

(Ein Lebenslauf.) Im Anfang des gegenwärtigen Jahrhunderts lebte in Paris ein junger Mann von geringem Verdienst aber sehr großem Namen; ob er gleich aus einer sehr vornehmen Familie stammte, so litt er doch an Allem Mangel. Man wird natürlich da gleich auf die Vermuthung kommen, die Revolution habe ihn in diesen Zustand gebracht, indem sie ihm seine Besitzungen geraubt. Man irrt sich aber. Die Mutter des jungen Mannes hatte sich trotz den unruhigen, schrecklichen Zeiten ein ungeheures Vermögen bewahrt, das sie für ihren eignen Gebrauch versparte. Der junge Mann, dem jedes väterliche Erbe abging, hing in Selbangelegenheiten ganz und gar von der Herzogin, seiner erlauchten Mutter, ab.

Ein älterer Bruder war im Auslande — Souverain; er schlug Geld, konnte aber kaum für sich selbst genug schlagen lassen, so daß er mit dem besten Willen von der Welt für seinen jüngern Bruder nichts zu thun vermochte. Die Mutter that nicht mehr.

In dieser schlimmen Lage drohete der junge Mann der Herzogin, seiner Mutter, er würde einen verwegenen Schritt thun, wenn sie ihm ferner eine mäßige jährliche Summe von den 1,500,000 Liv. Rente versage. Er drohete, seinen Unterhalt in einer Beschäftigung zu suchen, die seiner hohen Geburt unwürdig sei, und dadurch den großen Namen seiner Familie zu compromittiren.

Die Herzogin achtete wenig auf diese Drohung und ein Beweis davon liegt darin, daß sie einige Zeit darauf ihrem Titel und historischen Namen entsagte, um einen gewöhnlichen Advokaten zu heirathen, in den sie sich verliebt hatte.

Da führte der junge Mann seine Drohung aus; er begab sich an das Theater Ambigu Comique, ging ein Engagement ein, ließ sich anfangs als Figurant gebrauchen und spielte später kleine Rollen.

Gegenwärtig ist die Mutter, welche die Herzogin von Mazarin hieß, gestorben; auch der ältere Bruder ist vor kurzem kinderlos aus dieser Welt geschieden und der ehemalige Schauspieler von Ambigu Comique, der einzige Erbe der Besitzungen und Titel seiner Familie, bestieg vor wenigen Wochen — den Thron von Monaco. Jetzt heißt er Florestan I.

(Ein historischer Wagen.) Brüssel besaß eine geschichtliche Courtoisie, die sich gegenwärtig in London befindet, den Wagen nämlich, in welchem Napoleon auf dem Schlachtfelde von Waterloo angekommen war, der bei der Flucht den Siegern in die Hände fiel, einen Augenblick verlassen und dann von Bandenleuten bei Charleroi versteckt wurde. Diese verkauften ihn an einen Bewohner von Brüssel, der seinen Schatz trotz den großen Summen, die man ihm dafür bot, nicht aus den Händen gab. Dieser Wagen sollte indeß noch einmal eine Rolle spielen. Man wird sich erinnern, daß die Zeitungen bei Gelegenheit des Attentats von Boulogne von einem alten Wagen mit dem kaiserlichen Wappen sprachen, der an der Grenze auf den Ausgang des bonapartisten Versuchs gewartet habe. Nach der Niederlage Ludwig Napoleons lehrte der historische Wagen nach Brüssel zurück, wo er endlich von Speculanten gekauft wurde, die ihn nach England brachten, um ihn dort öffentlich sehen zu lassen. Im Zollamte zu London schätzte man ihn auf 2400 Pf. St. (15,000 Thlr.) und es sollte deshalb 60 Pf. St. Zoll davon gezahlt werden. Die Eigenthümer weigerten sich, diese Summe zu bezahlen und ein Zollbeamter erbot sich augenblicklich 17,000 Thlr. für den Wagen und auch den Zoll zu bezahlen. Die Besizer wies sen dieses Gebot und noch weit höhere zurück und der Wagen wird nun öffentlich ausgestellt.

(Carter in Brüssel.) Bei einer der letzten Vorstellungen, die Carter mit seinen wilden Bestien in Brüssel gab, kam ein Vorfall vor, der das Publicum nicht wenig erschreckte. Zu Ende der Vorstellung pflegt Carter seinen Tiger an einen Korb mit Fleisch vorn an den Souffleurkasten zu führen, das Thier eine Zeit lang zu necken, ihm dann das Fleisch zu lassen und den Tiger endlich, der das Fleisch im Rachen hält, auf die Achsel zu nehmen und so fort zu tragen. Eines Tages aber lief der Tiger mit dem Fleischstücke davon und nach dem Parterre zu; Carter wollte ihn zwar halten, der Tiger entschlüpfte ihm aber; Carter ergriff ihn von neuem, aber er glitt aus und fiel mit ihm auf die Lampen vorn an der Bühne, die zerbrachen; der Tiger war nur noch einen Schritt vom Orchester. Im ganzen Hause ertönt Angstgeschrei; alle Zuschauer erheben sich, um zu entfliehen; da kehrt der Tiger mit einem Male um und stürzt sich unter eine Gruppe von Figuranten und Längern, kriecht zwischen denselben hindurch und verschwindet hinter den Couliissen, wo sein unerwartetes Erscheinen den höchsten Schrecken erregt, wo ihn aber auch Carter wieder ergreift, um ihn nicht wieder loszulassen. Das Publicum rächte sich für den Schrecken, der ihm verursacht worden war, durch Pfeifen, rief aber doch zuletzt Carter heraus; der mit seinem Tiger auf den Schultern erschien. Endlich erfuhr man, daß der ganze Vorfall zur Darstellung gehörte, daß Carter seinen Tiger zu diesem Spiele abgerichtet hatte und daß er dasselbe auf dem Zettel nicht ankündigt, damit es desto größern Effect mache.

(Die Creolen auf den Antillen.) Jede Creolin, sagt der Herr v. Cassagnac, der kürzlich die Antillen besuchte,



ist eine große Dame, weil es keine Armen und Reichen unter ihnen giebt, sondern nur Reiche und Reichere; daraus ergiebt sich ein merkwürdiger Umstand. Wenn man bei uns eine Gesellschaft von ausgezeichneten Personen zusammen bringen will, kostet es viele Mühe und Zeit; in den Colonien dagegen beherbergt jedes Haus eine reiche und gebildete Familie, man braucht also nur alle Bewohner ohne irgend eine Ausnahme zu vereinigen, und man hat eine glänzende Gesellschaft. Dies zeigt sich am deutlichsten, wenn es einem Pflanzer einfällt, einen Ball zu geben. Entschließt man sich um elf Uhr dazu, so schießt man um zwölf Uhr sechs Neger fort, welche die Einladungen zu machen haben, und um sieben Uhr Abends sind die große Galerie und der unermessliche Saal mit Damen, Seide, Spitzen und Blumen erfüllt. Der Tanz ist aber auch eine wahrhafte Krankheit der Creoten. Mit einer Violine kann man die Weissen, mit einer Trommel die Schwarzen in fortwährender Bewegung erhalten. Hat eine Creolin eine Nacht hindurch getanzt, so ist ihr Anzug so ganz verdorben, daß er zu nichts mehr zu brauchen ist; zehn von zwölf haben sogar keine Schuhe mehr und verlassen den Tanzsaal baarfuß.

Die Creolinnen sind gewöhnlich von einem unglaublich zahlreichen Stabe von Dienerinnen umgeben. Jede Person im Hause hat einen eigenen Domestiken, der Vater, die Mutter, jede Tochter und jeder Sohn. Dazu kommen ein Koch, zwei Wäscherinnen, zwei oder drei Nähterinnen, zwei oder drei Dienerinnen zum Ausschicken und ein halbes Duzend verzogener junger Negerinnen, deren Sklaven ihre Herren sind. Alle diese Dienerinnen thun was ihnen gefällt, sind träge, naschhaft, kokett, mit gesticktem Batist, Spitzen und Juwelen gepuht. Eine Creolin, die ausgeht zum Besuch, hat eine ganze Compagnie von Dienerinnen bei sich, ohne die sie nie das Haus verläßt und die sie Tag und Nacht um sich hat. — Die Gewohnheit, die Kinder ganz unbekleidet gehen zu lassen, hat sich von den Negern aus auch unter den Weissen verbreitet, besonders in den spanischen Colonien. Auf den französischen Antillen spielen die kleinen Weissen bis zum dritten Jahre ganz nackt auf den Decken im Hause, in den spanischen dagegen gehen sie so auch aus. Ich selbst sah in Portorico eine sehr schöne Spanierin, die kostbar gekleidet war, ihre Tochter, ein Kind von vier bis fünf Jahren, ganz unbekleidet an der Hand führen, und so durch die Stadt gehen. — Merkwürdig ist auf den Antillen auch die unbeschreibliche Duellsucht, und ein creolisches Duell ist das entscheidendste, das man sich denken kann; man schießt sich mit Doppelflinten auf zehn und mit Pistolen auf fünf Schritte. Oft verbindet man beide Arten; man fängt mit Pistolen an und setzt den Kampf, wenn man fehlte, mit Flinten fort.

(Rossini's Stabat mater.) Die Zeitungen haben neulich sämmtlich angekündigt, Rossini habe sich endlich bewegen lassen, ein Stabat zu schreiben und man bezeichnete dies sogar als einen neuen Wendungspunkt in der künstlerischen Laufbahn des Meisters. Die Sache hängt aber auf folgende Art zusam-

men und das Stabat giebt Veranlassung zu einem interessanten Prozesse. Rossini machte im Jahre 1830 mit dem Herrn Aguado eine Reise nach Madrid und die spanischen Kirchen, das ganze sponische religiöse Wesen machten tiefen Eindruck auf ihn. Er entzusemte sich so sehr, daß er ein Stabat schrieb und dasselbe einem Herrn Fernandez Varelas widmete, unter der Bedingung, daß ihm dieser dafür eine Tabatiere gebe, die freilich mit Diamanten im Werthe von 10,000 Francs besetzt war. Der Herr Varelas rechnete es sich zur Ehre, dem großen Meister seine Dose anbieten zu können, und er erhielt dafür das Stabat. Varelas starb unterdessen und Rossini schrieb kein neues Stabat. Die Musikalienhändler dagegen bestürmten ihn in Bologna mit Bitten, ihnen doch etwas Neues zu schicken, wäre es auch nur ein Stabat. Endlich erinnerte sich Rossini seines spanischen Stabat und schickte dem Herrn Troupenas in Paris eine durchgesehene und verbesserte Abschrift davon. Das machte Aufsehen unter den Musikalienhändlern, besonders bei dem Herrn Schlesinger und zwar aus folgenden Gründen. Die Erben des Herrn Varelas hatten in einem Schranke des Verstorbenen das Manuscript des Stabat von Rossini gefunden und verkauft. Es ging durch mehrere Hände und gelangte endlich in den Besitz des Herrn Schlesinger, der den Herrn Troupenas verklagte, da er alleiniger rechtmäßiger Besitzer des Manuscriptes zu sein behauptet. Der Prozeß wird verwickelter dadurch, daß auf dem Manuscripte Schlesingers von Rossini's Hand geschrieben steht: „ausdrücklich für Herrn Varelas geschrieben.“ Daraus folgert der Gegner, das Werk sei eben nur für jenen Herrn „geschrieben“ worden, derselbe oder seine Erben dürften es deshalb weder verkaufen noch drucken lassen. Das Handelsgericht in Paris wird nächstens seinen Ausspruch thun.

### Generalcorrespondenz.

Ein Reisender, der auf einem großen englischen Dampfschiffe die Reise nach Amerika machte, sagt: man kann sich an Bord durch Tazen und Spazierengehen die Zeit vertreiben. Seevögel umschwärmen fast fortwährend das Schiff, so daß dem Schießlustigen immer Gelegenheit gegeben ist, seine Geschicklichkeit zu zeigen. Das Verdeck dieser Schiffe ist ferner groß genug, daß man sich auf demselben müde gehen kann. Der Great Western ist beinahe so groß als eine Allee in den Tuilleries, da er 200 Fuß in der Länge mißt. Man kann ganz bequem eine Dame am Arme führen und hundert Promenirende bewegen sich auf dem Verdecke, ohne einander zu incommobiren. Die Hauptsache ist, sich aufrecht zu halten und dem Schaukeln zu widerstehen. Doch gewöhnt man sich mit der Zeit daran, nachdem man oft gefallen ist; indeß nur den geschicktesten Equilibristen gelingt es, von einem Ende des Schiffes bis zu dem andern auf einem und demselben Brete zu gehen. Nur wenn das Meer unruhig ist, darf man an diesen Zeitvertreib nicht denken, denn wie hoch auch ein solches Schiff ist, so schlagen doch die Wogen immer darüber hin. —



Die vornehmsten und reichsten Abonnenten lassen sich ihre Logen in dem italienischen Theater in Paris auf eigene Kosten und nach eigenem Geschmacke decoriren; so hat jetzt Aguado den Salon vor seiner Loge mit einer Pracht ausschmücken lassen, die seines Namens und Vermögens würdig ist. Die Wände sind mit Brocatelle, gelbe Muster auf weißem Grund, drapirt; die Decke ist mit weißem indischem Damast überspannt und die Ecken sind mit dicken Schnuren von Gold- und Silber auf granatfarbigem Grunde verziert. Die Thürvorhänge sind von Brocatelle und werden von Schnuren und Troddeln von Metall gehalten. Der Kamin ist von Stuc mit opalblauen Inkrustationen, die von Goldverzierungen eingefast sind. Dieser Salon oder vielmehr dieses Boudoir wird durch ein Fenster von mattem Glase erleuchtet, in dessen Mitte Blumengarben auf weißem Grunde gemalt sind; die Einfassung bildet das Wappen Aguado's mit bunten Verzierungen auf himmelblauem Grunde. In jeder Ecke ist ein Schmetterling gemalt. —

Obgleich der verfloßene Sommer der Obstcultur nicht förderlich war, so konnte man doch bei der neulichen Fruchtausstellung in Paris viel Außerordentliches bewundern. Man sah Trauben so groß wie die im gelobten Lande, mit Beeren so dick wie Laubeneier. Eine Melone war so groß, daß sich drei Leute mit dem besten Appetite daran hätten satt essen können; Kunkelrüben gab es von 10 bis 12 Pfund; das riesenhafteste Gewächs aber war ein Kürbis (potiron), in welchem sich ein Mann recht gut hätte verstecken können und der über zwei Centner wog. —

Ueber die Fortschritte der Mode in Prag und Böhmen überhaupt lesen wir: vor einigen Jahrzehnten zeichnete sich die niedere Bürgerwelt Prags noch durch eine eigene Kleidertracht vor den höheren Ständen aus; zumal waren die Goldhauben, falschen Röcke und Corsets ein charakteristisches Merkmal, und ein langes Kleid oder eine Saloppe war das Zeichen, daß ein Frauenzimmer von höherem Stande sei oder sich zu demselben rechne. Heut zu Tage verbreitet sich jeder Kleiderschnitt sogleich in allen Ständen und der Unterschied besteht nur in den gewählten Stoffen, in dem Geschmack und der Haltung der Personen, die dies oder jenes tragen. Selbst auf dem Lande bemerkt man die bedeutendsten Veränderungen in der Kleidung der Bewohner. Die jungen Leute in den Dörfern und Städten haben die slavische Schafpelzmütze mit einem Filzhute von der vorletzten oder vorvorletzten Mode vertauscht; eine Jacke von Wollsammet, mitunter schon ein Frack, begleitet die Tuch- oder Zeugpantalone, die sich bisweilen schon mit Strippen um die spitzen Stiefeln schlingen. Sogar die Vatermörder und Chemissetten sind, seit sie in der Stadt ihr Ansehen verloren haben, auf das Land gewandert. Bei den Frauen hat sich nur das madonnenartige Kopftuch, in seltenen Fällen das mit Gold und Silberborten besetzte Stoffmieder erhalten. Gewöhnlich trägt das ganze weibliche Geschlecht städtische Corsets und sehr häufig bemerkt man bereits Negligehäubchen. Selbst bei den untersten Klassen hat sich blos

in den entferntesten Grenzgebieten von Böhmen noch eine Volkstracht erhalten, von welcher in der Nähe der Hauptstadt nur bei den Alten noch einige wenige Spuren übrig geblieben sind. —

Von Adam ist in Paris eine neue Oper in drei Acten, Text von Scribe, aufgeführt worden, welche die „eiserne Hand“ heißt. Die Musik hat, zumal in einzelnen Stellen, sehr gut gefallen, dagegen wollte das Sujet nicht ansprechen. —

Die Pariser Galanterie-, Moden- und dergleichen Handlungen haben ein neues Mittel erfunden, die Aufmerksamkeit des Publicums auf sich zu lenken. Sie lassen nämlich in den Zeitungen einen sehr spannend dargestellten Diebstahl erzählen, der in dem glänzenden Waarenlager des Herrn So und So, in der und der Straße stattgefunden haben soll. Dabei wird die Einrichtung und Ausstattung des Locals äußerst lockend geschildert, das neugierig gemachte Publicum strömt dahin und der Zweck ist erreicht. —

Ein Americaner sucht für seine Tochter einen Mann und sagt zur Empfehlung derselben: „sie singt nicht und spielt auch nicht einmal das Pianoforte; sie liest keine Romane und zeigt keine besondere Vorliebe für Theesellschaften; in der Nacht schläft sie und am Tage arbeitet sie und beschäftigt sich mit häuslichen Angelegenheiten. Ihre Mitgift besteht in 200,000 Dollars (Speciesthaler).“ Einen Fehler hat der Vater gewiß verschwiegen, sonst würde das Mädchen mit der Viertel-Million wohl ohne die Zeitungen einen Mann gefunden haben. —

Die Wettrennen, die wohl auch häufig zur Thierquälerei gehören dürften, beschäftigen nicht blos mehr die Pferde; in Gent wurde ein Wettrennen der Esel und einige Tage darauf gar ein Hundewettrennen abgehalten. —

Ein Nutzen der Daguerreotypie! Die Pariser Polizei läßt jetzt die Gesichter aller Verbrecher, die ihr in die Hände gerathen, daguerreotypiren und fügt diese Portraits den Acten bei. Sind sie in Freiheit gesetzt und man glaubt, sie haben ein neues Verbrechen begangen, so zeigt man das Portrait allen Polizeiantagen, die ihren Mann dann bald ausfindig machen. Sicherlich ahnte Daguerre nicht, daß seine Kunst zu solchen Zwecken verwendet werden würde. —

Nach der neuesten Zählung in England beträgt die Zahl der Einwohner 27 Mill. Seelen; rechnet man die Bevölkerung der Colonien dazu, so ergibt sich, daß die Untertanen der britischen Krone zahlreicher sind, als die Bürger irgend eines civilisirten Staates. Es läßt sich mit ziemlicher Bestimmtheit behaupten, daß die Königin Victoria hundert Millionen Untertanen beherrscht. Ein so großer Theil der Menschheit hat seit dem Sturze des römischen Reiches nie unter einem europäischen Herrscher gestanden.



# Allgemeine Mode-Zeitung

N<sup>o</sup> 48.

Der äußerst billige Preis dieser wöchentlichen Zeitschrift, für den Jahrgang zu 104 Quartbogen, mit 64 Kupfern oder circa 600 Abbildungen der neuesten Pariser, Londoner und Wiener Moden, schnell nach deren Erscheinen, ist 6 Thlr. mit 116 Kupfern und



1841.

Stahlsichen, die Moden u. als Doppelkupfer: Portraits berühmter Menschen, Abbildungen von neuen Reubles, Fenster-Gardinen, Gartenverzierungen, Equipagen etc. enthaltend, 8 Thlr. Alle Buchhandlungen, Zeitungs-Expeditionen und Postämter nehmen Bestellungen an.

Redakteur: **Dr. A. Diezmann.** Verlag von **Baumgärtner's Buchhandlung** in Leipzig.

Motto: Von dem Neuen das Neueste; von dem Guten das Beste.

## Die Sylvestrina.

Novelle.

(Beschluß.)

5.

Als der Graf Nidolssi, der seine Ungeduld kaum mäßigen konnte, endlich die Erlaubniß erhielt, das Portrait seiner Geliebten zu sehen, erblaßte er anfangs und stieß einen Schrei aus, dann starrte er das Bild bewegungslos an. Mit auseinandergepreizten Füßen, herabhängenden gefalteten Händen, das Kinn auf die Brust gestützt, stand er da und konnte recht wohl für eine Bildsäule der Verwunderung gelten.

Mit einem Male endlich zuckte eine freudige Erregung über sein Gesicht und er fiel dem Künstler um den Hals.

„Meister! rief er mit einer Stimme, die zwischen dem Lachen und den Thränen schwankte, „Meister, was habe ich Euch vorhergesagt? Ein Meisterwerk! ein unachahmliches Meisterwerk! Die Natur ist überwunden. Victoria! Victoria! rufe ich Euch zu. Heil Euch, Meister, für den die Natur kein Geheimniß mehr hat. Es lebe die Schönheit, denn nun wird sie hienieden eine unsterbliche Spur zurücklassen. Freude und Triumph! Die Würmer der Erde werden nicht länger die alleinigen Beherrscher der Schöpfung sein; nein, nein, sie werden die menschliche Gestalt nicht erreichen können. Mögen sie, wie es ihnen beliebt, die Knochen abnagen und das Fleisch verzehren: der göttliche Umriss, der unangreifbare Schatten bleibt.“

Die Begeisterung des Grafen wuchs noch immer und die Ausrufungen vervielfältigten sich auf seinen Lippen.

„O Grazie! o kraftvolle Gefügigkeit und einfache Majestät! o Harmonie!“ rief er aus. „Nennt mir die Göttin, Leonardo, deren heilige Brüste Euch genährt haben. Wie! Sie giebt kein Zeichen? Ihre Stimme macht sich nicht bemerklich? Ja, ich bin es, Euer Geliebter, Signora Sylvestrina. — Aber wohin verirre ich mich? Nehmt mir es nicht übel, Leonardo, daß ich eine gewisse mir befreundete Dame mit einem so göttlichen Wesen verwechsle. — Heda nun! Meine Leute sollen so schnell als möglich gerufen werden, damit sie mir diesen kostbaren Schatz in Sicherheit bringen.“

Und der ehrwürdige Graf stürzte in seinem Freudenrausche bereits nach dem Fenster, um seinen Befehl zu wiederholen; Leonardo stellte sich vor ihn.

„Herr Graf,“ sagte er mit entschlossener und ruhiger Stimme, „ehe das Gemälde aus meiner Wohnung gebracht wird, erlaubt, daß ich Euch an meine Bedingungen erinnere.“

— „D, ich erinnere mich derselben noch vollkommen, Leonardo, und bin bereit, es Euch sogleich zu beweisen. Was fordert Ihr? Sprecht ohne Umstände; mein Vermögen steht Euch zu Befehl.“

„Leonardo antwortete nicht, denn seine Aufregung war so groß, daß er sie kaum zu verbergen vermochte.

— „Nun? Warum so viele Umstände?“ fuhr der Graf fort. „Zweifelt Ihr an meinem Worte, zweifelt



Ihr an meiner Bereitwilligkeit jeden Preis zu zahlen? Ich weiß den Werth der Gegenstände so gut zu schätzen als irgend Jemand. Der Preis eines Meisterwerkes wird mir niemals zu hoch erscheinen, wie groß und bedeutend er auch sein mag. Ich für meinen Theil bin fest davon überzeugt, daß Euer Gemälde dann wenigstens tausendfach mit Gold aufgewogen werden muß."

"Es handelt sich von nichts dergleichen," antwortete der Maler. "Behaltet Euer Gold, Herr Graf. Ich mag es nicht."

— "Das heißt, der Betrag befriediget Euch nicht? Ich verdoppele ihn und nun kein Wort weiter darüber!"

Leonardo sah dem Grafen gerade in das Gesicht, gleichsam als wollte er sich Muth holen.

"Es handelt sich hier weder von Gold noch von Silber," sprach er in festem Tone, "ich wiederhole Euch das, Herr Graf. Ich muß mich unverholen, ohne Rückhalt aussprechen, — ich liebe die Sylvestrina."

Der gute Mann wurde durch dieses Geständniß, das er nicht erwartet hatte, verblüfft; er kratzte sich hinter dem Ohre ohne ein Wort zu sagen; endlich aber als ihm der geheime Sinn der Worte des Malers allmählig klar wurde, stammelte er:

"Um Gottes Willen, welche Verbindung seht Ihr...? Aber ich bitte Euch, laßt uns ohne Umschweife zum Ziele zu kommen."

— "Ich verlange auch weiter nichts," entgegnete Leonardo, der, nachdem einmal der erste Schritt gethan war, eine übermenschliche Kraft in sich fühlte. "Erinnert Ihr Euch, Herr Graf, daß ich mich in Mailand mehr denn zwanzig Male geweigert habe, das Portrait Eurer Geliebten zu malen? Erinnert Ihr Euch, daß ich es Euch hier, an der Stelle, wo wir stehen, noch vor wenigen Tagen abgeschlagen habe? Ihr hieltet damals die Ursache meiner Weigerung für unerklärlich; jetzt werdet Ihr dieselbe wohl bestimmter erkennen. Die Ursache war eine Liebe, die ich unterdrücken wollte, statt sie größer und stärker werden zu lassen. Wer aber trat meinem Plane und Wunsche entgegen? Wer verfolgte mich nach Florenz; wer hatte sich vorgenommen, um jeden Preis mein Widerstreben zu beseitigen? Wer hat mich unablässig verfolgt, bis ich endlich nachgab? Ihr und kein Anderer, Herr Graf. Ihr seid die Ursache, daß diese Liebe, über welche ich mit der Zeit und in der Abwesenheit zu triumphiren hoffte, durch die Wiederannäherung groß geworden ist und sich dermaßen entwickelt hat, daß jetzt, da ich davon spreche,

weder der Verstand noch der Wille mehr etwas gegen sie vermögen. Ja jetzt ist der Gedanke an die Sylvestrina, Graf Ridolfi, der Alles beherrschende in mir. Es ist, das begreift Ihr wohl, kein flüchtiges Gefühl, das durch eine Thräne oder ein Glas Wein ertränkt werden kann; es ist eine völlige Leidenschaft, eine fixe Idee, ein schwerer Traum, der mich bei Tage und in der Nacht verfolgt. Es giebt für mich kein Vergnügen mehr, keine Freundschaft, keine Arbeit, keine Hoffnung; Alles ist mir eine Last und Pein, selbst mein Leben. Und Ihr glaubtet, als Ihr mich in diesen beklagenswerthen Zustand versetzt, Ihr könntet Euch durch einige Goldstücke loskaufen? Nein. Mein Herz leidet, nicht meine Börse. Das Mittel, das mich heilen kann, ist nicht das Gold."

Während dieser Rede des Malers hatte der Graf Ridolfi mit gespannter Aufmerksamkeit zugehört, aber vergebens. Das Ende der Rede machte ihn nicht klüger als der Eingang und er hob die Augen gen Himmel, als wolle er dort eine genügende Antwort suchen. Seine ergebene Haltung war die eines würdigen braven Mannes, dessen redliche Absichten wohlbedächtig verkannt werden.

"Im Namen aller Jungfrauen des Paradieses," rief er endlich in einem väterlichen Tone, "beschwöre ich Euch, Leonard, erklärt Euch deutlicher als Ihr es bis jetzt gethan habt. Ich will meine schönsten Gemälde in den Arno werfen, wenn ich ein einziges Wort von Euren Reden verstehe. Was hat die Liebe mit dem Geschäfte zu schaffen, das uns hier angeht? und warum soll meine Handlungsweise so schuldbeladen sein? Bei den Manen des Zeuxis und Apelles, ich weiß es nicht und kann es nicht errathen."

Leonardo stampfte mit dem Fuße an den Boden aus dem doppelten Verdrusse, daß er nicht verstanden worden war, und gleichwohl auch den Muth nicht fand, sich deutlicher auszusprechen.

"Hört mich an," sprach er nach einer Pause. — "Cleopatra, die vor sechzehn Jahrhunderten Aegypten beherrschte, suchte in der Liebe hauptsächlich die Abwechselung und das Unerwartete. Jeden Abend wurde ihr ein Liebhaber geheimnißvoll zugeführt, aus dessen Armen sie am Morgen gleich einer räthselhaften Erscheinung verschwand. Eines Morgens nun, als die königliche Buhlerin ihren Geliebten entließ, wurde sie trotz allen ihren Vorsichtsmaßregeln von einem Soldaten erkannt, der lange schon ein strafbare Leidenschaft für sie hegte. „Ach," murmelte der Soldat leise vor



sich hin, indem er einen flammenden Blick auf die schöne Königin fallen ließ: „wer von ihr geliebt würde und dann sterben könnte!“ Cleopatra hörte diese Worte und lächelte holdselig den Soldaten an, ohne etwas zu sagen; sie hatte im Herzen seinen Wunsch bereits erhört und ihm Erfüllung zugesagt. Am andern Tage, kurz vor dem Aufgange der Sonne warfen Sklaven einen Mann in das Wasser und Cleopatra sah von einem Thurme herunter dem grausigen Schauspiele zu.“

„Ein gräßliches Weib!“ rief der Graf.

„Ein glücklicher Soldat!“ entgegnete Leonardo.

„Was bezweckt Ihr aber mit dieser Geschichte?“ fragte der Graf.

Leonardo, der keinen Ausgang in seiner Verlegenheit mehr sah, zeigte auf das Portrait der Sylvestrina und sprach:

„Das ist meine Cleopatra; ich gäbe die ganze Welt für nur eine Stunde ihrer Liebe.“

Nach diesen Worten verließ er eilig das Zimmer und ließ den Grafen bestürzt zurück.

## 6.

Am Abend desselben Tages erschien die Geliebte Ridoletti's bei Leonardo und verlangte in gebieterischem Tone, daß man ihr ihr Portrait zeige. Als sie sich so schön erblickte, entlockte ihr die Gefallsucht, dieser Instinct, der in dem Herzen der Frauen nie gänzlich erlischt, ein Zeichen des Beifalles. Doch seufzete sie, nachdem sie einige Augenblicke träumerisch dagestanden hatte, und sprach:

„Ach, dieses Bild ist nicht das meinige. Es giebt eine Vorstellung von dem, was ich sein könnte, nicht von dem, was ich bin.“

Der Maler wollte eben mit Wärme erklären, wie weit das Original das Bild noch übertreffe, die Sylvestrina gebot ihm aber Schweigen, worauf sie an einen Tisch trat, auf welchem Schreibmaterialien lagen. Leonardo sah sie athemlos vor banger Erwartung an. Die junge Schöne trat bald wieder zu ihm und reichte ihm ein Papier.

„Leset diese Zeilen,“ sagte sie zu ihm, „und sendet sie nebst meinem Portrait dem Grafen.“

Während Leonardo las, setzte sie hinzu:

„Gebe Gott, daß dieser Tag für Euch nicht bald eine Quelle bitterer Reue werden möge.“

Wie aber soll ich den Mauth Leonardo's ausdrücken und schildern? Man denke sich denselben, nach den drei Redensarten, aus denen das Schreiben be-

stand, das er dem Grafen übersenden sollte: „Seid glücklich, Graf, Euer Wunsch sind erfüllt. Es ist Euer dieses Meisterwerk, über welches Ihr nichts zu sehen wisset; was mich angeht, so werdet Ihr mich nie mehr sehen. Ein Weib giebt sich dem Manne hin, aber es kann sich von demselben nicht abtreten lassen, ohne in seinen eigenen Augen verächtlich zu werden; ich ergreife deshalb, um Euch zu gefallen und Euren Dank zu verdienen, die einzige Partie, die ich ergreifen kann, ohne mich zu erniedrigen. Ich bleibe aus eigener Wahl bei dem Künstler. Lebet wohl.“

Man sollte glauben, daß Leonardo, wenn ihm die Freude das Gehirn nicht ganz verdreht, sogleich den stolzen Unwillen hätte bemerken müssen, der sich in diesem lakonischen Schreiben aussprach. Aber man vergesse nicht, daß der kleine Gott Cupido sich weniger an die Worte als an die Sachen hält, weil er die Hände frei hat, während ihm die Augen verbunden sind.

Drei Tage nach der vorhergehenden Scene reiseten Leonardo und die Sylvestrina von Florenz ab, wohin der Meister nach einem Jahre allein zurückkehrte.

Was war der Zweck dieser Reise und was geschah während derselben? Man erfuhr es nie. Das Feld blieb allen Vermuthungen offen. Man machte bloß die Bemerkung, daß der Name der Sylvestrina, so oft er von Francisco Lorebano oder einem andern Florentiner ausgesprochen wurde in Gegenwart Leonardos, jedes Mal auf dem Antlitze des Letztern eine leichenartige Blässe hervorrief. Leonardo selbst sprach, so lange er lebte, niemals von diesem Weibe, weder im Guten noch im Bösen.

Ein einziges Mal, als Lorebano im Verlaufe eines Gespräches über die Liebe sich eine Geliebte wünschte, deren Herz zwar noch jung, aber durch irgend eine bittere Erfahrung gereift sei, lächelte Leonardo traurig.

„Ein gebeugtes Herz,“ sagte er, „ist härter als ein roher Marmorblock, und das Weib, das ein solches Herz im Busen trägt, ist, ob sie gleich geht und spricht, minder lebendig als die Bildsäule Pygmalions.“

Lorebano glaubte nicht ohne Grund in diesen Worten eine Anspielung auf die Sylvestrina zu sehen. Es war übrigens die erste und die letzte.

Die Sylvestrina selbst verließ allem Anscheine nach Italien zu der Zeit, als sie mit Leonardo brach. Wohin sie ging? ist eine Frage, nicht minder schwer zu lösen alle andere Fragen, die sie betreffen. Man kannte ihr Herkommen nicht und man hat auch nichts von ihrem Ende erfahren. Gleich als wenn sie die



senheit, die einzige Gottheit, die sie anbetete, so Anspruch genommen hätte, ist selbst ihr Bild aus der Mitte der Menschen verschwunden. Als nach dem Tode des Grafen Adolphi die Galerie des Verstorbenen versteigert wurde, ließ Leonardo, ohne daß es Jemand ahnte, das Portrait der schönen Sylvestrina ankaufen und verbrannte es sodann in seinem Garten.

### Der Blizableiter.

Novelle von Charles de Bernard.

(Fortf. aus Nr. 47. des Bilder-Magazin).

„Sie meinen also?“ fragte ich den Freund weiter über seinen Spaziergang mit Mad. Baretty und das Gespräch mit derselben über mich.

— „Ja, wenn es Ihnen gelingt, den Capitain in einen Amor zu verwandeln, indem Sie ihm künstlich eine Binde über die Augen legen, so haben Sie die Hälfte gewonnen; aber ehe Sie dahin kommen, werden Sie noch viele Rebhühner schießen müssen.“

„Ich werde Gamsen, Bären schießen, wenn es sein muß!“ rief ich in fröhlicher Begeisterung aus.

— „Nicht so! Gewinnen Sie den Mann, das ist das Wesentliche. Besonders verderben Sie ihm morgen die Partie nicht, wie Sie eben die Absicht zu haben schienen.“

„Beruhigen Sie sich; Sie werden sehen, wenn wir von der Jagd zurückkommen; sind wir dann miteinander nicht schon ganz vertraut, so nennen Sie mich einen Pfuscher.“

Ich zweifelte in diesem Augenblicke nicht im Mindesten an dem Erfolge, zumal die Aufmunterung Malechards der Hoffnung neue Nahrung gegeben hatte; ich konnte vor Ungeduld kaum den nächsten Tag erwarten.

Zur bestimmten Stunde, d. h. mit Sonnenaufgang am andern Morgen brachen wir auf, Baretty und ich. Die Jagd ist, wie man sagt, das Bild des Krieges. Der ehemalige Voltigeur-Capitain befand sich deshalb ziemlich wieder in seinem natürlichen Elemente. Wenn man ihn so gehen sah, das Gewehr auf der Schulter, die Jagdtasche umgeschallt, mit den Gamaschen und einer Mütze gleich jenen der Soldaten in Africa, hätte man wirklich glauben können, er sei in seinen frühern Stand wieder zurückgetreten. Ueber dem Schießen, und wenn er auch nur Rebhühner, keine Beduinen tödtete, vergaß er alles, selbst die Eifersucht. Auf wen hätte er aber auch eifersüchtig sein sollen?

Hatte er mich nicht vor dem Gewehre? Ich war bei ihm, folglich nicht mehr gefährlich und er konnte ohne Sorgen sein. In dieser Hinsicht hatte ich mich in meiner Berechnung nicht geirrt. Noch einige Tage so fort manövriert und sein Argwohn verschwand ganz und gar, so sprach ich mit mir selbst, um mich zur Geduld zu ermuthigen.

Alles ging im Anfange ganz gut. Herr Baretty war weit weniger härtebeißig, er zeigte sogar bisweilen eine gewisse plumpe Jovialität; dies war sein schönster Humor und ich bemühte mich eifrig, ihn dabei zu erhalten. Leider begünstigten mich die Umstände durchaus nicht. Die Rebhühner, auf die wir uns Rechnung gemacht hatten, blieben aus; dafür überfiel uns ein furchtbares Gewitter mitten im Walde, etwa zwei Stunden von dem Hause des Herrn Richomme. Das Blätterdach, unser einziger Schirm, schützte uns nicht mehr, und wir waren bald bis auf die Haut durchnäßt. Ein Unglück, sagt das Sprüchwort, kommt nie allein. Als wir fortgingen, hatten wir die Absicht gehabt, zum Frühstück zurück zu sein, bei dem Auffuchen der Hühner waren wir aber weit über unser Ziel hinausgekommen. Wir hatten nichts gegessen und hungerten wie die Wölfe. Die ganze Gegend umher sah öde aus und war uns völlig unbekannt. Um das Unglück voll zu machen, verirrtten wir uns und liefen einen Theil des Tages hindurch in der Kreuz und Quere auf dem vom Regen aufgeweichten Boden umher. Nach zahllosem Hin- und Herlaufen erbarmte sich endlich das Schicksal unserer. Wir fanden den Weg wieder und zwei Stunden später waren wir im Schlosse. Aber in welchem Zustande, gerechter Gott! Mit leerer Jagdtasche und leerem Magen, mit durchnäßten und beschmutzten Kleidern! Ich habe gestanden, daß ich nicht schön bin, ich muß nun auch gestehen, daß ich nicht zu den rüstigsten gehöre; in meinem ganzen Leben hatte ich keine solche Anstrengung gehabt. Gegen das Ende hin konnte ich kaum noch gehen; ich schleppte die Füße; ich war wie zerbrochen und ganz muthlos; ich dachte an den Rückzug der Franzosen von Moskau und jetzt konnte ich mir eine Vorstellung davon machen. Der Capitain dagegen ertrug den Unfall mit dem geduldigen Muthe eines alten Soldaten und trotz seiner Wohlbeleibtheit marschirte er auf dem Rückwege so rüstig wie beim Ausgehen.

„Sie taugten nicht für die Voltigeurs,“ sagte er spöttisch zu mir, als er sah, wie mühselig ich mich ihm nachschleppte.



— „Hol' der Teufel die Rebhühner!“ antwortete ich in übler Laune.

„Man ist nicht alle Tage glücklich,“ entgegnete er; „morgen werden wir uns entschädigen.“

Diese Art mich zu trösten erzeugte in mir eine ziemliche Lust, den Henker, der sie anwendete, zu erdroffeln. Um jedoch nicht Alles zu verderben, schwieg ich; er sprach auch nicht und so kamen wir im Schlosse an, ohne das Gespräch wieder angeknüpft zu haben. Es war die Zeit des Diners. Ich begab mich eilig in mein Zimmer, um in dem traurigen Zustande, in welchen mich der starke Marsch, der Regen und der Hunger gebracht hatten, von der Dame meines Herzens nicht gesehen zu werden. Ich kleidete mich vom Kopf bis zum Fuße um und versuchte auch meinem Gesichte einen andern Ausdruck zu geben. So legte der sterbende Mazarin noch Roth auf; ich hatte dieses Hilfsmittel nicht und mein abgespanntes Aussehen ließ sich durchaus nicht verbessern. Ich mußte mich in das Schicksal fügen.

„Im Ganzen,“ sagte ich zu mir, „wenn ich auch blaß und angegriffen aussehe, so kann dies eben so wohl auf Rechnung der Leidenschaft als der Ermattung gesetzt werden. Vielleicht komme ich ihr sogar noch interessanter vor.“

So beruhiget, begab ich mich in den Salon hinunter, wo ich nur Madame Richomme, deren Schwester und Malechard fand. Die Art, wie sie mich alle Drei empfingen, war sehr seltsam. Mein Reisegefährte kam mir von dem entgegengesetzten Ende des Zimmers entgegen und drückte mir die Hand mit einer Wärme, in welcher viel Dankbarkeit zu liegen schien, ob ich ihm gleich, so viel ich wenigstens wußte, keinen Dienst erwiesen hatte. Madame Baretty, deren ernste Schönheit durch eine schmachttende Anmuth erhöht wurde, richtete ein zauberisches Lächeln an mich, das einem Danke sehr ähnlich sah. Wofür konnte die schöne Frau mir danken? Madame Richomme endlich ließ, ihrer Rolle treu, den ironischsten, verächtlichsten ihrer Blicke auf mich fallen. Welches Verbrechens hatte ich mich gegen sie schuldig gemacht? Unter allen andern Umständen würde ich mich bemühet haben, dieses dreifache Räthsel zu lösen, in diesem Augenblicke aber wurden alle meine Gedanken und alle meine Gefühle durch eine sehr triviale Empfindung beherrscht; wenn meine Neugierde sprach, so schrie mein Hunger und ich mußte vor allen die stürmischen Anforderungen meines Magens befriedigen. Die sentimentale Enthalttsamkeit, die

ich mir am Tage vorher auferlegt hatte, war nicht mehr durchzuführen. Ich setzte mich deshalb rasch an den Tisch und fing an zu essen auf die Gefahr hin, für immer in dem Geiste der schönen Melancholischen zu verlieren, der ich zu gefallen wünschte.

Mich verstimme übrigens bei dem Essen ein unerklärlicher Verdruß. Ich war unzufrieden mit mir selbst und mit den Andern, ob es mir gleich sehr schwer geworden sein würde, eine bestimmte und vernünftige Anklage gegen irgend Jemanden vorzubringen, und überdachte die kleinen Ereignisse der beiden Tage. Welchen Schritt hatte ich gethan? welches Hinderniß besiegt? welchen Triumph erlangt? Für einen positiven Menschen, der ich trotz meiner romanhaften Phantasien sein wollte, konnten einige Blicke, die blendeten wie der Blitz und eben so schnell vergingen, keinen Werth haben. Sollte ich als Erfolge die sechs Stunden zählen, welche ich in Gesellschaft des Herrn Baretty im Gewitterregen verbracht hatte? Wenn ich die Sache ohne Selbsttäuschung betrachtete, mußte ich zugestehen, daß ich noch keinen Schritt weiter gekommen. Ich mußte deshalb die Batterien anders aufstellen und wirksamere Mittel anwenden, als die ausschließlich klugen Manöver, zu denen ich bis dahin gegriffen.

Nach Tische schlich ich mich, statt der Gesellschaft in den Park zu folgen, in mein Zimmer, und hier begann ich, begeistert durch die schönen Augen der Madame Baretty, durch die fieberhafte Aufregung, welche bisweilen die übele Laune begleitet, und wohl auch durch den vortrefflichen Wein, welchen ich getrunken hatte, einen sehr beredten Brief zu schreiben, in welchem ich siegreich 1. die Grobheit, die Gemeinheit, die Rohheit, mit einem Worte die Unwürdigkeit des Capitains; 2. den seltenen Geist, die himmlische Anmuth, den unwiderstehlichen Reiz des unverstandenen Engels, den ein ungerechtes Schicksal jenem Barbaren zur Frau gegeben, und 3. die Hingebung, die Achtung, kurz die Liebe des gefühlvollen Mannes darthat, welcher die Feder führte.

Nachdem diese drei Hauptpunkte begründet waren, ergab sich die Folge von selbst. Madame Baretty mußte, wenn sie nicht noch ungerechter, als sie lebenswürdig, nicht grausamer sein wollte, als sie reizend war, mir gestatten sie zu lieben; ich ersuchte sie deshalb, die Sprache ihrer Augen durch ein Wort, ein einziges Wort zu bestätigen.

Nachdem mein Brief beendet und in das möglich kleinste Format gebracht war, begab ich mich wie-



der in den Salon hinab, wo ich die ganze Gesellschaft versammelt fand. Es hatte sich eine Whistpartie gebildet; Madame Richomme ersetzte Malehard, der mit dem Capitain Ecarté spielte. Madame Baretty saß am Piano und spielte eine Phantasie von Chopin. Die Gelegenheit war günstiger als ich gehofft hatte und ich beeilte mich, sie zu benutzen. Ich näherte mich unbefangen dem Piano, wendete zu rechter Zeit das Notenblatt um und legte dabei mit der rechten Hand mein Briefchen auf die Tasten. Die reizende Spielerin machte dasselbe, ohne aus dem Tacte zu kommen, ohne eine einzige Note zu versehen, sofort unsichtbar, so daß ich selbst nicht errathen konnte, was aus ihm geworden war. Diese wunderbare Geschicklichkeit setzte mich, wenn ich die Wahrheit gestehen soll, in Erstaunen ohne mich besonders zu erfreuen; das verrieth viel Sicherheit und eine bedeutende Übung und dies sind Eigenschaften, welche die Männer gern für sich allein in Anspruch nehmen.

(Fortsetzung folgt.)

### Miscellen.

(„Das Glas Wasser“ in London.) In dem Adelphi-Theater in London wurde vor Kurzem zum ersten Male das bekannte Scribische Stück „ein Glas Wasser“ unter dem Namen „das Ehrensträulein“ aufgeführt. Die Namen sind sämtlich verändert und das Stück spielt nicht mehr in England, sondern in Spanien. Ein seltsamer komischer Vorfall bezeichnete diese erste Aufführung. Herr Yates, der Director des Theaters, richtete eben als Herzog von Olivarez eine prächtige Tirade an die katholische Königin, als er plötzlich durch ein etwa zweijähriges Kind unterbrochen wurde, das auf den Knien seiner Mutter saß und von da aus das ganze Haus mit seinem Geschrei erfüllte. Die Ohren des Publicums wurden davon unangenehm berührt und es entstand ein so gewaltiger Lärm, daß man von den Worten der Schauspieler nichts mehr hörte. Die Mutter des Kindes bot alles auf, um dasselbe zu beruhigen, aber vergebens; das Kind schrie fort und das Publicum tobte immer ärger.

Da verließ Yates-Olivarez die Königin, wendete sich an das Publicum und sprach: „meine Herren und Damen, Sie sehen in diesem unerwarteten Vorfalle die Moral des Stückes, das wir vor Ihnen aufzuführen die Ehre haben, daß nämlich die kleinsten Ursachen die größten Folgen haben. Der kleine Cain dort will nicht ruhig werden, er erregt Ihre Galle und Ihren Unmuth, und Stück, Verfasser und Director wird von der Fluth Ihres Zornes mit fortgerissen. Meine Herren und Damen, wenn Sie uns umbringen wollen, so thun Sie es schnell und lassen Sie uns nicht zu lange auf die Wirkung dieser Ursache warten.“ Diese Anrede stimmte das Publicum wieder heiter und Herr Ya-

tes-Olivarez wurde stürmisch applaudirt. Dadurch ermutigt, wendete sich der Schauspieler an den kleinen Revolutionair, der noch immer schrie, und sagte zu der Mutter desselben: „Madame, Sie sind ein Muster von mütterlicher Liebe und Ihr Sohn besitzt glückliche Anlagen, die man nicht genug unterstützen kann; wenn Sie uns aber verlassen und sich an einen andern Ort begeben werden, so verspreche ich Ihnen für die morgende Vorstellung vier Billets zum ersten Range und meine besondere Hochachtung.“ Dann wendete er sich wieder an die Königin von Spanien und fuhr in seiner Anrede an dieselbe fort.

Die Vorstellung ging von da an ohne Unterbrechung weiter und das Stück fand die glänzendste Aufnahme.

(Ein glückliches Zusammentreffen.) Im vorigen Monate stieg ein junges hübsches etwa zwanzigjähriges Mädchen in der Kleidung einer Bäuerin aus der Umgegend der Hauptstadt, wie es schien, ermüdet von einer langen Wanderung, die sie gemacht haben mochte, an einem Thore von Paris in einen Omnibus und setzte sich da neben einen Herrn von etwa fünfzig Jahren. Das Mädchen fragte den Herrn bald, ob der Wagen vor dem Fintelhause vorüber komme. Der Nachbar, Herr R., ein Wollenwaarenfabricant von Paris, der anfänglich auf das hübsche Landmädchen nicht besonders geachtet hatte, schien durch diese Frage erst auf dieselbe aufmerksam zu werden und antwortete sogleich. Er knüpfte sodann ein Gespräch mit dem Mädchen an und fragte sie über den Zweck ihrer Reise. Das Mädchen antwortete ohne Rückhalt, sie sei nach Paris gekommen, um sich aus dem Fintelhause, in welchem sie erzogen worden sei, die Papiere zu holen, welche sie zu ihrer Verheirathung mit einem braven Arbeiter in dem Dorfe, in welchem sie diene, bedürfe. Herr R. schien, während er auf diese Erzählung hörte, seine Erinnerungen zu sammeln und sich zu bemühen, sich ein Ereigniß, das vor vielen Jahren geschehen, genau in das Gedächtniß zurückzurufen. Nach einer Pause von einigen Augenblicken fragte er das Mädchen, wie alt es sei.

„Ich wurde am 26. September 1820 geboren und heiße Justine,“ antwortete sie.

— „Es ist richtig,“ fuhr er fort; „am 26. September. Sie würden mir einen großen Gefallen erzeigen, wenn Sie mir Ihre Papiere, sobald Sie dieselben erhalten haben, auf nur einige Stunden anvertrauen wollten; fürchten Sie nichts; die Nachweise, die ich darin suche, werden für Sie nicht nachtheilig sein.“

Das junge Mädchen sah nichts, was sie hätte verhindern können, in die Bitte des Herrn R. zu willigen. Am andern Morgen begab sie sich also zu ihm und überreichte ihm die Papiere. Es wurde bestimmt, daß sie dieselben am nächsten Tage wieder abholen sollte, und als Bürgschaft für dieselben gab ihr der Fabricant 50 Fres.

Am andern Tage eilte ihr R., sobald das Mädchen wieder erschien, entgegen und schloß sie an sein Herz.

„Meine Nichte, Du hast Deine Familie wieder gefunden;



meine Schwester, Deine Mutter, war durch Umstände genöthiget, sich von Dir zu trennen, doch hatte sie immer die feste Absicht, Dich wieder zu sich zu nehmen. Leider starb sie zwei Jahre nach Deiner Geburt und überließ mir, der ich nie verheirathet war, die Sorge für Dich. Heute erfülle ich diese Pflicht und Du brauchst nun Dich Deiner Herkunft nicht mehr zu schämen. Ich habe von dem Nachlasse Deiner Mutter 10,000 Frcs., die ich anlegte, um sie in meinem Geschäfte nicht zu gefährden; ich gebe sie Dir jetzt nebst 10,000 Frcs. als Zinsen und andere 10,000 Frcs. als Hochzeitsgeschenk. Jetzt nehmen wir einen Wagen und ich begleite Dich zu Deinem Bräutigam. Ich übernehme ferner die Hochzeitsfeier und nächsten Dienstag werde ich Dich zum Altare begleiten."

Justine war wie aus den Wolken gefallen; sie wußte nicht, ob sie träume oder wache. Endlich warf sie sich weinend in die Arme des Herrn G. und sagte:

„Guter Onkel, ich möchte lieber bloß 500 Frcs. haben.“

— „Warum denn?“

„Weil ich fürchte,“ antwortete das Mädchen, „Peter wird mich nicht mehr haben wollen, wenn er erfährt, daß ich so reich bin, daß ich 30,000 Frcs. besitze.“

Herr R. beruhigte sie und versprach ihr, es über sich zu nehmen, den Bräutigam über diesen Punkt zu beruhigen. Die Sache hatte auch wirklich gar keine Schwierigkeit und alles geschah wie er es erwartet hatte. Die Hochzeit ist gehalten worden; die ganze Gemeinde wohnte derselben bei und Herr R. kaufte dem jungen Paare, ehe er es verließ, ein Landgut, das sie mit Gemächlichkeit und im Wohlstande verwalten können.

(Zartgefühl der Stubenmädchen in New-York.)

„Diesen Morgen,“ erzählt ein Engländer in der Beschreibung seiner Reise durch die Vereinigten Staaten von Nordamerika, „hat ich ein Stubenmädchen, das ich über die ungeheueren Gallerie gehen sah, auf welcher sich die Schlafzimmer des Gasthauses befinden, mir eine Flasche Wasser zu holen. Sie sah mich verwundert an, sagte aber bald darauf mit einem mitleidigen Lächeln über meine Unwissenheit, sie würde es einem der Kellner sagen, mir das Gewünschte zu bringen. Bald darauf begegnete ich einer andern und da es sehr heiß war, bat ich sie, die Bettdecke von meinem Bette zu nehmen. Sie entgegnete, dies sei ihr unmöglich, sie könne es nicht thun und wenn ich ihr so viel gäbe, als ihre Stelle ihr einbringe; es solle aber ein Kellner kommen und thun, was ich wünsche. Mir machte dieses außerordentliche Zartgefühl bei einer Classe, die sich in andern Gegenden nicht gerade dadurch auszeichnet, großes Vergnügen und um noch weitere Erfahrungen zu machen, rief ich eine dritte solche junge Dame und fragte sie, ob sie mir nicht die Gefälligkeit erzeigen und mir einen Knopf an dem Hemdenärmel annähen wollte, den ich ihr zeigte. Sie prallte vor diesem Kleidungsstücke zurück, wehrte es ängstlich mit beiden Händen ab, sah ganz verflört dabei aus, als habe sie einen Geist erblickt, wendete sich dann ab und sagte mir, sie würde mir einen Mann für „das Ding“ schicken.

Kurz ich überzeugte mich bald, daß es in New-York, wie in ganz America, für die größte Unanständigkeit gilt, zu verlangen, daß ein Mädchen allein in das Zimmer eines Herrn gehen soll.

(Die Wahrsagerin Lenormant und Napoleon.)

Im Jahre 1805 wendete sich Napoleon zum ersten Male an die berühmte Wahrsagerin Lenormant. Damit dieselbe den Namen und die hohe Stellung dessen nicht errathen könnte, der sich an ihre Kunst wandte, wählte man ein taubstummes Mädchen vom Lande, das weder lesen noch schreiben konnte; man gab derselben ein versiegeltes Billet, welches das Jahr, den Monat, den Tag und die Stunde der Geburt Napoleons enthielt; man fügte den Namen und die Blume bei, die ihm am besten gefielen, so wie den Geruch, den er vorzog. Das Billet war ohne Unterschrift und von einer Person geschrieben, die man nicht aus den Augen ließ, bis die Sibille das Horoscop, das man von ihr erbat, geliefert hatte. Man schickte zugleich die Bezahlung mit und trug dem Mädchen auf, die Antwort sogleich mitzubringen. Die Hauptstellen in dem Horoscop nun, das die Lenormant schickte, sind folgende: (eine Copie desselben wurde 1806 unter den Papieren der Zauberin gefunden und in dem Polizeiarchiv der Hauptstadt niedergelegt, wo sie sich noch jetzt befindet) „Er ist auf einer Insel geboren; sein Vater lebt nicht mehr; er hat vier Brüder und drei Schwestern. Sein Character ist fest, scharf ausgedrückt, nachdenkend, mehr ernst als heiter; er hält viel auf seine eigene Ansicht und läßt sich nicht von Frauen bestimmen; sehr schwer schenkt er sein Vertrauen; er fürchtet, durchschaut zu werden, weshalb er seine geringsten Handlungen geheim hält; er fühlt sich leicht beleidigt und vergißt schwer; er haßt die Undankbaren. Jung schon war er für den Militairstand bestimmt; er durchzog Italien und sah die Hauptstadt der christlichen Welt, wo er Aufsehen gemacht haben muß. Er sah ein Land, das in frühen Zeiten die Wiege einer Religion war; die, welche zu seiner Reise beitrugen, glaubten ihn nicht wieder zu sehen. Seine Frau ist eine Fremde. Sie ist jetzt sehr besorgt und geängstigt; sie fürchtet mit Recht, er könne sie verlassen. Er muß diese Dame auf eine seltsame Weise kennen gelernt haben; ein zufälliger Umstand entschied ihre Verbindung. Sie war die Wittwe eines blonden, im Militair geachteten Mannes, der ihr zwei Kinder hinterlassen hat. Die Dame hatte ihren Gatten durch das Eisen und auf schreckliche Weise verloren. — Der Fragende ist in diesem Augenblicke mit einem Gedanken vorzugeweiße beschäftigt; er schwankt, was ihm sonst nicht geschieht. Ein Schritt, den seine Gattin thut, wird die Welt in Verwunderung setzen. Dieser Schritt wird binnen 29 Monden erfolgen und die Folge wird eine Trennung sein, die traurige Wirkungen für den Fragenden haben wird. Sein Name wird sich bis an die Grenzen der Welt verbreiten; er wird zu großen Ereignissen mitwirken. Vier ungewöhnliche Dinge hat er zu vermeiden. Von dem einen hängt sein Leben ab. Er ist ein Staatsmann und er arbeitet oft in dem Geheimen Cabinet; er wird mit den Größten sprechen. Er



wird die höchsten Ehren erlangen, nach denen ein Mensch streben kann; aber wenn er binnen hier und sieben Jahren mich befragt und sich meiner Vorhersage erinnert, wird es um so besser für ihn sein. Ich sehe so viele Ereignisse für den Fragenden, daß ich ein dickes Buch vollschreiben müßte, wollte ich alle erzählen. Vor allen Dingen hat er den Nordwind zu vermeiden.

### Generalcorrespondenz.

Seit einigen Tagen sind in Paris die Pläne zum Denkmale Napoleons ausgestellt. Wenn uns die Franzosen den Vorwurf machen, daß es uns an Geschmack fehle, so dürfen wir wohl sagen, daß ihnen die Würde abgehe. Unter allen jenen Plänen ist nur einer, der durch seine Einfachheit, einen ganz zierlosen Kastaß mit dem Buchstaben N vorn und hinten, eine Art Würde erhält. Außer diesem und noch einem andern, das eine einfache Gruppe, Napoleon, Frankreich und den Ruhm darstellt, sind alle übrigen erbärmliche Nachwerke. Die Mehrzahl würde sich in Zucker gebacken gut ausnehmen. Einzelne sind wirklich spasshaft. Eine Weltkugel, auf dieser ein Säulensfuß, auf dem Säulensfüße eine Schachtelpyramide mit den Schlachten, auf der Pyramide ein Adler und oben auf dem Adler Napoleon halbnackt, den Mantel um die Beine geschlagen, das ist einer der Pläne, welche die Aufmerksamkeit am meisten in Anspruch nehmen. Ein anderes ist eine Weltkugel, getragen von einer Gruppe Volk; um die Weltkugel stiegen nackte Musikanten mit Posaunen, Trompeten und Zimbeln; auf der Weltkugel reitet Napoleon, einen Adler auf der Hand tragend. Tempelchen, Weltkugeln und Pyramiden spielen die Hauptrolle. Den Vorzug aber haben alle, daß diese Monumente wenigstens für die Besiegten nicht verlegend aufgestellt sind. Unter sechzig sieht man nur an zwei die Besiegten dargestellt und nur auf einem gefesselt.

In Leipzig wurde am 11. November (denn dies, nicht der 10., wie es immer heißt, ist des Dichters Geburtstag) zum zweiten Male das Schillerfest in glänzender, erhebender Weise mit allgemeiner Theilnahme gefeiert und es wird diese Feier, wie es allen Anschein hat, für immer ein edles Volksfest werden.

London hat eines seiner ehrwürdigsten und ältesten Denkmäler zum großen Theile verloren, denn ein bedeutender Theil des Towers ist durch die Flammen zerstört worden.

Die zehn Brücken in Paris, auf denen Wegegeld bezahlt werden muß, haben zusammen 8,440,000 Francs gekostet und sie bringen gegenwärtig 8,510,000 Francs jährlich ein.

In Lille verschluckte ein Schuhmacher in Folge einer Wette eine lebendige Maus. Kaum war das Thier in den Schlund eingebracht, als den Mann die gräßlichsten Krämpfe besielen, so daß man ihn binden mußte, weil er sich außerdem alle Glieder zerbrechen haben würde. Man suchte ihm Hilfe zu leisten, aber Alles war vergebens; drei Stunden darauf starb er.

Auf einer englischen Insel, in Westindien, Antigua, ist kürzlich ein Neger zum Obergericht ernannt worden und die Wahl hat den allgemeinsten Beifall gefunden.

In China giebt es sehr reiche Leute. Der Gouverneur Reschan, der mit den Engländern unterhandelte, deshalb aber in Ungnade bei dem Kaiser fiel, der ihn zum Tode verurtheilte und sein Vermögen einziehen ließ, besaß, wie die Berichte aus China melden: Gold in verschiedenen Münzsorten 31,500,000 Francs; Syceesilber 24,550,000; fremde Münzsorten 12,550,000; Ländereien 1,995,000; sechs Pfandhäuser 51,000; Wechselbanken 326,000; 94 Stück große Perlen 50,000; 14 Stück Perlenschnuren 1000; 34 Ringe zum Bogenschießen 17,000; Korallenstücke für 500, Tschin-Sing Wurzeln für 700, 25 Stück Hirschgeweihe für 650; 420 Ellen Seidenzeug für 20,500; 30 Stück Tuch für 12,000; 18 Mäntel für 25,000; zehn goldene Uhren für 7,500; Pelze, Kupferstücke für 4000 Francs; Krystallvasen, Bettzeug für 3,000, 4 Kutschen für 15,000, 168 Sclavinnen für 75,000 Francs., im Ganzen ein Vermögen von 71,164,350 Francs., oder 17,791,112 Thaler n.

Paul Delaroche hat jetzt sein großes Gemälde an dem Halbkreise des Amphitheaters in der Kunstschule zu Paris vollendet. Dieses riesenhafte Gemälde besteht aus acht großen Gruppen, welche die französische, italienische, florentinische, spanische, deutsche, polnische, holländische und flamändische Schule darstellen. Der Künstler war lange damit beschäftigt, soll aber die Aufgabe glänzend gelöst haben.

In einer der letzten Sitzungen der franz. Academie beschrieb Herr Gaudin seine Methode, die Platten für das Daguerreotyp zu behandeln. Er bedient sich dazu eines andern Stoffes (Jodbromure), der die Platten so empfänglich für das Licht macht, daß vollkommene Abbildungen von Gegenständen in einer Viertelstunde erhalten werden. Er hatte so Abbildungen von Gegenständen erhalten, die sich schnell bewegten, z. B. eine des Pont Neuf mit allen sich darauf bewegenden Personen, Pferden und Wagen. Auch Portraits hatte er auf diese Weise erhalten, bei denen der ganze Ausdruck der Lippen und Augen, während die Personen sprachen oder lachten, vollkommen wiedergegeben war. Dieser neue Stoff (Jodbromure) ist indeß sehr gefährlich, denn wenn ein kleiner Tropfen davon in das Auge spritzt, so ist sofortige Blindheit die Folge davon.

In dem letzten Jahre wurden über 28 Millionen Pf. Thee aus China in England eingeführt.

Als schönes Weihnachtsgeschenk empfehlen wir das in britischer Ausstattung erschienene, der Königin von England gewidmete Album für Gesang mit Originalbeiträgen von Chelard, Kalliwoda, Lachner, Löwe, Marschner, Mendelssohn, Methfessel, Meißner, Fr. Schneider, Schumann, L. Spohr. Herausgegeben von Rudolf Hirsch.



# Allgemeine Mode-Zeitung

N<sup>o</sup> 49.

Der äußerst billige Preis dieser wöchentlichen Zeitschrift, für den Jahrgang zu 104 Quartbogen, mit 64 Kupfern oder circa 600 Abbildungen der neuesten Pariser, Londoner und Wiener Moden, schnell nach deren Erscheinen, ist 8 Thlr. mit 116 Kupfern und



1841.

Stahlstichen, die Moden u. als Doppelkupfer: Portraits berühmter Menschen, Abbildungen von neuen Meubles, Fenster-Gardinen, Gartenverzierungen, Equipagen etc. enthaltend, 8 Thlr. Alle Buchhandlungen, Zeitungs-Expeditionen und Postämter nehmen Bestellungen an.

Redakteur: **Dr. A. Diezmann.**

Verlag von **Baumgärtner's Buchhandlung** in Leipzig.

Motto: Von dem Neuen das Neueste; von dem Guten das Beste.

## Der Blitzableiter.

Novelle von Charles de Bernard.

(Fortsetzung)

Nach der Art, wie mein Briefchen angenommen war, erwartete ich bestimmt, am andern Tage eine Antwort zu erhalten. Aber auch darin irrte ich mich. Als ich Mad. Baretty wieder sah, fragte ich vergebens ihre sonst so beredten schönen Augen; sie blieben stumm und vermieden absichtlich die meinigen. Allerdings sah ich in dieser ungewohnten Strenge bloß eine kleine List, wie sie bisweilen von den Frauen in Anwendung gebracht wird, um einer Gunstbezeugung dadurch einen höheren Werth zu geben, daß sie dieselben lange wünschen lassen. Wenn ich mir aber auch die Zurückhaltung der Madame Baretty leicht erklärte, so wurde mir es um so schwerer, die Veränderung in dem Benehmen ihres Mannes zu begreifen. Die barsche Rohheit des Capitains war einer süßlichen Freundlichkeit gewichen; seine Züge physiognomisch verzog sich zu einem widerlichen Lächeln. Er ging gemessenen Schrittes einher, sprach leise und gab Jedermann Recht. Nie war eine solche vollkommene Umwandlung und so rasch geschehen. Sie fiel selbst dem Herrn Richomme auf, der seine Schwägerin darüber befragte.

Statt zu antworten, lächelte Madame Baretty schmachkend und hob die Augen gen Himmel.

Nach dem Frühstück kam der Capitain mit freundlichem Gesichte zu mir und sagte vertraulich:

„Nun, Herr Durantou, das Wetter ist wieder vortrefflich geworden. Haben Sie noch Lust nach dem Grindelwald zu gehen?“

Am Tage vorher, als wir Rebhühner suchten, hatte ich in unbestimmten Ausdrücken meinen Wunsch erwähnt, die Gletscher des Oberlandes zu sehen.

— „Wenn eine solche Partie angenehm sein soll, muß man wenigstens einen Gesellschafter haben,“ antwortete ich, ohne die Verlegenheit zu ahnen, in die mich diese unvorsichtige Antwort stürzen sollte.

„Das ist auch meine Meinung,“ entgegnete der Veteran, indem er mir eine Priße bot. „Ich bin noch nie auf dem Grindelwald gewesen; wenn Sie Lust haben, machen wir den kleinen Ausflug miteinander.“

Ich erwartete diesen freundschaftlichen Vorschlag so wenig, daß ich vor Verwunderung nicht gleich Worte finden konnte. Mechanisch wendeten sich meine Augen nach der Madame Baretty, die hinter ihrem Manne stand, und mit raschem gebieterischen Blicke, über dessen Bedeutung ich durchaus nicht zweifelhaft sein konnte, sagte sie mir:

„Nehmen Sie an!“

Da sie mir einen solchen Befehl gab, so hatte sie gewiß ihre Gründe, die sie mir später mittheilen wollte, zuerst aber mußte gehorcht werden. Ich that es denn, ob ich gleich in der Tiefe des Herzens alle Naturschönheiten verwünschte.

„Es wird mir ungemein angenehm sein, Sie zum



Reisegesellschafter zu haben," antwortete ich so freundlich, als es mir möglich war.

— „In diesem Falle," entgegnete der Capitain, „hindert uns nichts noch heute, auf der Stelle, aufzubrechen. Es ist jetzt Mittag; um zwei Uhr werden wir in Thun sein, wo wir den Wagen lassen. Ist das Boot, welches regelmäßig fährt, schon abgegangen, so finden wir leicht ein anderes. Wir spisen in Unterseen und machen einen Ausflug bis Lauterbrunn, wo wir die Nacht bleiben. Den andern Tag überlassen wir dem Schicksale," setzte er mit einem seltsamen Lächeln hinzu, auf das ich im Anfange nicht sehr achtete.

„Morgen," sagte Herr Richomme, der das Gespräch mit anhörte, „besteigen Sie den Grindelwald und gehen, nachdem sie die Eisselder besehen haben, über Scheidegg nach Meyringen zurück. Uebermorgen Abends können Sie wieder hier sein, aber ich rathe Ihnen doch, einen Tag mehr zu der Reise zu verwenden. Die Berge sind rauh.."

— „Und Herr Duranton ist kein guter Fußgänger," unterbrach ihn der Capitain.

Ich war wüthend. Mit der mir bevorstehenden Prüfung verglichen, war die Jagd am vorigen Tage eine ergötzliche Lustpartie gewesen. Drei, vielleicht vier Tage mit dem Herrn Baretty allein zu sein! Ich suchte in meiner Noth die Augen Malechards, da ich hoffte, er würde sich bereit erklären, diesen bitteren Kelch, den ich leeren sollte, mit mir zu theilen. Mein angenehmer Freund hatte aber wahrscheinlich diese Frage erwartet und, da er keine Lust hatte, dieselbe zu bejahen, sich entfernt, sobald die Rede auf den Grindelwald gekommen war. Madame Baretty, deren Blick mir hätte Muth geben können, war ebenfalls hinausgegangen. So mir selbst überlassen, mußte ich mich nochmals in Geduld ergeben. Mein Henker hatte mir eine halbe Stunde Zeit zu der Vorbereitung bewilliget und ich begab mich also traurig in mein Zimmer und warf einige Kleidungsstücke in eine kleine Reisetasche. Ehe noch die halbe Stunde um war, meldete mir ein Bedienter, daß mein Reisegefährte mich erwarte und daß der Wagen, der uns nach Thun bringen solle, angespannt sei. Ich sah weder Madame Baretty wieder noch meinen Freund Malechard, mit dem ich sehr unzufrieden war ohne eigentlich zu wissen warum; auf den Stufen vor dem Hause traf ich aber Madame Richomme, die bekümmert ihren Schwager anblickte. Ich grüßte sie im Vorbeigehen und drückte ihr in einigen

Worten meinen Wunsch aus, sie bald wieder zu sehen. Niemals war ich aufrichtiger gewesen.

„D," sagte sie ganz leise und im Tone des tiefsten Unwillens, „welche Rolle spielen Sie!"

Ich sah sie ganz verwundert an; sie trat, ohne eine Antwort abzuwarten, wieder in die Hausflur hinein. Ich war versucht ihr zu folgen und sie um eine Erklärung ihrer Worte zu bitten, aber der Capitain ließ mir nicht die Zeit dazu.

„Ich warte nun bereits seit einer Viertelstunde auf Sie!" rief er mir ungeduldig zu.

Ich sprang in den Wagen und fast in demselben Augenblicke ging es im Trabe fort.

„Ich spiele allerdings eine sehr trübselige Rolle," dachte ich bei mir, als ich den seltsamen Ausruf der Madame Richomme wieder überdachte; „aber was kann sie wissen? Offenbar waltet da ein Mißverständnis ob; ich denke an die eine Sache, sie spielt auf eine andere an. Darin liegt ein Räthsel, dessen Auflösung ich bei meiner Rückkehr finden muß."

Während dieses ersten Tages folgten wir genau der von meinem Gefährten entworfenen Reiseroute. Nachdem wir über den Thuner See gefahren waren und in Unterseen schlecht gegessen hatten, ritten wir in dem engen Thale von Lauterbrunn hinauf. Um acht Uhr Abends saßen wir mit einigen andern Reisenden vor dem Wirthshause und rauchten bei herrlichem Mondenscheine, dem Falle des Staubbaches gegenüber, vortreffliche Cigarren. Herr Baretty war vielleicht ermüdet von den ungewöhnlichen Anstrengungen, liebenswürdig zu erscheinen, er war sehr schweigsam geworden, und mir war dieses Schweigen gar nicht unangenehm, da ich ungestört meinen Gedanken nachhängen konnte. Wir begaben uns zeitig zur Ruhe, denn wir wollten mit dem Morgengrauen zu dem Ziele unserer Wanderung aufbrechen. Meine Verstimmlung beeinträchtigte den Schlaf durchaus nicht. Ich schlief noch und die Sonne hatte kaum angefangen den über dem Thale kochenden Nebel etwas zu verschleichen, als der unbarmherzige Capitain an die Thüre meines Zimmers klopfte.

„Stehen Sie auf, es ist hohe Zeit!" rief er mir in einem Tone zu, als commandire er seine Voltigeurcompagnie.

Ich sprang aus dem Bette, kleidete mich gähmend an und ging zu meinem Reisegesellschafter. Er erwartete mich vor der Thüre des Wirthshauses eine Cigarre im Munde, einen Reisefack auf dem Rücken



und in der Hand einen langen Stock, der am untern Ende stark mit Eisen beschlagen war, oben dagegen ein Gemsenhorn hatte.

„Wo sind die Pferde?“ fragte ich verwundert, ihn so ausgerüstet zu sehen.

— „Die Pferde!“ entgegnete er spöttisch lachend; „gestern fuhrn wir im Wagen und in einem Boote und heute werden wir zu Fuße gehen.“

Ich betrachtete mit melancholischem Blicke die fast vertikalen Wände des ungeheuren Trichters, auf dessen Boden wir uns befanden, und wenn ich daran dachte, daß ich auf meinen Füßen dahinauf klettern sollte, fühlte ich schon im Voraus eine ungeheure Müdigkeit.

„Wir werden uns, wie es mir scheint, nutzlos die Füße wund gehen, da, wenn wir Pferde nähmen.“

— „Ich habe nicht in der Cavalerie gedient,“ unterbrach mich der Capitain kurz; „das Pferd macht mich müde, das Gehen aber macht mir Appetit.“

Was konnte ich auf solche Gründe antworten?

„Ich sehe auch keinen Führer,“ setzte ich hinzu als ich sah, daß mein lebenswürdiger Gefährte sich auf den Weg machte.

— „Einen Führer, wozu?“ antwortete er ohne stehen zu bleiben; „der Weg von Lauterbrunn nach dem Grindelwald ist so besucht, wie der Weg nach dem Boulogner Wäldchen bei Paris.“

Eine solche Behauptung war nun wohl zu widerlegen, was hätte es mir aber genützt, einem eigensinnigen Menschen zu widersprechen, gegen den ich so viele Rücksichten zu nehmen hatte? Ich entsagte also dem Führer, wie ich dem Pferde entsagen mußte, nahm mein Ränzchen und ergriff einen Alpenstock wie ihn der Hauptmann trug. So brachen wir denn schweigend auf. Das steile Emporsteigen war für die Unterhaltung nicht günstig und übrigens rauchten wir auch, er aus Gewohnheit, ich um die schädliche Einwirkung des feuchten Nebels zu schwächen. Die Vorsehung, welche wie man sagt, über den Trunkenen wacht, schützt auch die Unvorsichtigen. Aller Wahrscheinlichkeit entgegen verirrten wir uns nicht, wir gelangten vielmehr nach einem mehrstündigen beschwerlichen Bergaufgehen wohlbehalten an den Grindelwald. Bis dahin hatte sich Herr Baretty immer geweigert, einmal auszuruhen, ob ich gleich mehrmals einen Antrag darauf gestellt.

„Bei dem Gletscher ruhen wir aus,“ hatte er mir jedes Mal mit einem Lächeln geantwortet, dessen Ausdruck mir erst später auffiel.

Im Wirthshause auf dem Grindelwalde fanden wir ein leidliches Frühstück, nicht aber die Ruhe, auf welche ich gerechnet hatte und deren mein Reisegefährte eben so sehr bedurfte als ich. Kaum hatte ich die letzte Tasse Thee getrunken und lehnte mich auf dem Stuhle in einer Ecke des Zimmers zurück, um ein Schläfchen zu machen, als der Capitain vom Tische aufstand und sein Ränzchen umhing.

„Nach dem Gletscher nun!“ rief er mit rauher Stimme, gegen die das Bellen einer Dogge ein lieblicher Ton gewesen sein würde.

— „Sind Sie von Eisen?“ fragte ich ihn in einem Jammertone, ohne mich zu rühren; „lassen Sie mich eine Stunde schlafen.“

„Auf dem Eismeere oben werden Sie schlafen,“ entgegnete er und betonte diese Worte seltsam.

— „Ein kaltes Bett!“ murmelte ich vor mich hin; „man sieht, daß der tapfere Soldat seine Laufbahn in dem russischen Feldzuge begonnen hat.“

Ich hatte es vorausgesehen, daß diese kleine Lustreise für mich eine Marterzeit sein würde. Ich unterwarf mich also meinem Schicksale und richtete mich langsam auf. „So wollen wir denn weiter, da Sie zum Bleiben nicht zu bewegen sind,“ sprach ich mit erzwungenem Lächeln; „aber warum sollen wir unser Gepäck mitnehmen? Wir kommen doch wieder hierher zurück.“

„Lassen Sie Ihr Ränzchen da, wenn Sie es für gut befinden,“ antwortete Baretty; „ich nehme das meinige mit mir. Ich marschiere besser, wenn ich etwas auf dem Rücken fühle.“

Diese Behauptung kam mir unbegreiflich vor und unter allen andern Umständen würde ich sie nicht haben vorübergehen lassen; aber das Widersprechen erfordert auch eine gewisse körperliche Kraft, die mir gänzlich abging.

Als wir an der Grenze des Eismeeres ankamen, blieben wir einen Augenblick stehen. Von der Stelle aus, wo wir uns befanden, überblickte man das Ganze des merkwürdigen und großartigen Schauspieles. Ich hatte keinen andern Wunsch, als mich niederzulegen und mich der Beobachtung hinzugeben, dem einzigen Vergnügen, das sich für den matten Körper wie für den matten Geist eignet; mein Reisegefährte hatte es aber anders beschlossen.

„Wir wollen das Eis betreten,“ sagte er plötzlich, indem er voranschritt.

Ich folgte ihm schweigend und bald waren wir



über die Grenze hinaus, wo die meisten Reisenden innehalten. Baretty ging auf dem Eise hin, als marschire er auf der Landstraße; ich machte gute Miene zum bösen Spiele, obgleich von Zeit zu Zeit einige gewaltige Risse meinen Muth auf eine harte Probe stellten. Der Capitain war trotz seiner Wohlbeleibtheit, wie ich bereits erwähnt habe, rüstig und gut zu Fuße. Es gewährte mir wirklich eine Unterhaltung, ihn, mit dem starken Stocke entschlossen über gährende Risse springen zu sehen, über die ich ihm freilich nur ungern folgte. Wir wanderten so lange über hunderte von Abgründen, in die man nicht ohne einen Anfall von Schwindel hinabsehen konnte. Meine Phantasie begeisterte sich inmitten dieses Chaos. Trotz der sehr unpoetischen Erscheinung des dicken Mannes, der vor mir ging, verglich ich mich mit Dante, der dem Virgil in den neunten Kreis der Hölle folgt, wo die Verräther in Eis gestürzt werden. Dieser schöne Traum wurde plötzlich durch einen Fehltritt unterbrochen, der mich beinahe in einen schauerlich tiefen Abgrund hinuntergestürzt hätte. Meine Stirn bedeckte sich mit einem kalten Schweiß und ich mußte mich setzen, denn es drehte sich alles mit mir um und meine Füße wollten mich nicht mehr tragen.

„Aber wohin zum Teufel gehen wir?“ fragte ich, als ich mich ein wenig wieder erholt hatte.

Baretty drehte sich um.

— „Fürchten Sie sich?“ fragte er mich in spöttischem Tone.

„Ich bin keine Gemse,“ antwortete ich trocken; „gehen Sie und brechen Sie den Hals, wenn Sie Lust dazu haben; ich thue keinen Schritt weiter.“

Der Capitain sah sich rund umher um, als wolle er die Vertikalität genau kennen lernen. Diese Untersuchung war leicht genug. In der Ferne die Granitzacken, die den obern Rand des Gletschers einfaßten, über unsern Köpfen der Himmel, unter unsern Füßen ein erstarrtes Meer; das war Alles. Um uns her Einsamkeit und Schweigen. Kein lebendiges Geschöpf war zu sehen und zu hören. Wir hätten glauben können, die Erde habe außer uns keine andern Bewohner.

— „Nun,“ sagte Baretty, indem er zurückkam, „für das, was wir noch zu thun haben, ist die Stelle da eben so gut als eine andere.“

„Was bleibt uns denn noch zu thun übrig?“ fragte ich.

— „Das werden Sie sogleich sehen,“ antwortete er.

Dabei nahm er sein Ränzchen ab, legte es auf das Eis und fing an die Riemen aufzuschneiden. Ich sah diesen Vorbereitungen, deren Zweck ich fast sogleich zu begreifen glaubte, mit einer gewissen Neugierde zu. Der Capitain verachtete die Flasche nicht. Er hatte ohne Zweifel geglaubt, eine Probe von dem trefflichen Weine seines Schwagers würde von dem Wohlgeschmacke nichts verlieren, wenn wir ihn auf dem Gletscher tranken. Der Gedanke kam mir sinnreich und die Vorsorge äußerst lobenswerth vor. Ich schickte mich bereits an, die Flasche freudig zu empfangen, als ich statt derselben das Ende eines schmalen flachen Kästchens hervorblicken sah, dessen Anblick meinen Gedankengang plötzlich umkehrte und mir den Durst mit einem Male völlig benahm.

Nachdem der Capitain diese Art Necessaire aus dem Ränzchen ganz herausgenommen hatte, öffnete er es mit einem niedlichen Schlüsselchen und ich erblickte darin zwei sehr schöne Pistolen mit allem Zubehör.

„Begreifen Sie nun?“ fragte er mich, indem er mich von der Seite anschielte.

Diese trivialen Worte schwächten die blutdürstige Bedeutung nicht. Das Lustspiel schlug in ein Melodrama um und ich nahm meine ganze Kaltblütigkeit zusammen, um dasselbe auf einem friedlichen Wege zu erhalten.

„Sie wollen einen akustischen Versuch machen?“ antwortete ich in dem natürlichsten Tone, den ich treffen konnte; „die Dicke der Luft wirkt sehr stark auf den Ton und in der Höhe, in welcher wir uns befinden, müssen wir eine sehr merkwürdige Wirkung erhalten.“

— „Es handelt sich weder von Akustik, noch von Musik, noch von Physik,“ antwortete der eifersüchtige Mensch, „sondern darum, ob Sie eben so scharf nach der Mündung eines Pistols sehen können, als nach den Augen einer Frau.“

„Wie meinen Sie das?“ fragte ich und stellte mich höchlich verwundert.

— „Ich meine damit, daß wir unser Zwei auf den Gletscher gekommen sind, daß ihn aber nur Einer wieder verlassen wird.“

„Aber, mein lieber Capitain...“

— „Aber, mein lieber Herr, es ist so.“

„Meiner Ansicht nach suchen verständige Leute sich erst zu verständigen, bevor sie einander die Hälse brechen.“

— „Nun so verständigen wir uns; das wird nicht



viel Zeit erfordern. Ich bin kein Pariser Ehemann; ich bin ein Corse, verstehen Sie mich? Es ist möglich, daß ich Ihnen sehr lächerlich erscheine, aber das ist mir völlig gleichgiltig. Ich bin eifersüchtig und verheimliche es gar nicht. Es ist eine Schwäche, eine Dummheit, alles, was Sie wollen; aber es ist so. Der Mann, welcher meiner Frau zu gefallen sucht, wird in demselben Augenblicke mein Todfeind, gerade als habe er mir eine Ohrfeige gegeben. Sie sind dieser Mann."

"Ich, Herr Capitain?" rief ich und schlug die Hände zusammen.

— "Ja Sie, Herr, Sie," fuhr der Eifersüchtige fort, der dabei eines der Pistolen ergriff und ansing dasselbe zu laden.

Die Katastrophe rückte mit schnellen Schritten heran und es war keine Minute zu verlieren, wenn sie verhindert werden sollte.

"Herr Capitain, nur zwei Worte," sagte ich in einem so ruhigen und würdevollen Tone, als ich ihn herausbringen konnte; "Sie beschuldigen mich des Bestrebens, der Madame Baretty zu gefallen. Darauf antworte ich, daß ich blind sein müßte, wenn die seltenen Vorzüge der Madame Baretty auf mich nicht den Eindruck gemacht hätten, den sie auf Alle machen, welche die Ehre haben sie zu kennen; aber zwischen einer ehrerbietigen Bewunderung und dem Gefühle, durch das Sie sich mit Recht beleidiget finden müßten, ist ein großer Unterschied, wie mir scheint, und wenn selbst dieses Gefühl vorhanden ist, kann es kein Gegenstand eines Streites werden, so lange er sich nicht zu erkennen gegeben hat. In dem Factum kann eine Beleidigung liegen, nicht aber in einem Gedanken."

— "Sie sprechen ganz vortrefflich," antwortete der Capitain, während er in seiner Tasche suchte; "Sie wollen Thatsachen? Da."

In demselben Augenblicke hob er die Hand bis zu meinem Kinne empor und zeigte mir zwischen dem Daumen und Zeigefinger ein kleines Papier, in welchem ich das beredte Briefchen nicht verkennen konnte, das ich den Tag vorher geschrieben hatte.

Dieser Stoß war ebenso stark als unerwartet und ich besaß nicht die Gewandtheit ihn zu pariren.

"Ich errathe nicht," sagte ich stotternd, "in welcher Verbindung dieses Papier..."

— "Dieser Brief ist von Ihnen," unterbrach mich der Capitain barsch; "ich beschäftige mich in diesem Augenblicke nicht mit der impertinenten Art, in welcher Sie darin von mir sprechen, das wird bei der allge-

meinen Rechnung mit ausgeglichen werden, denn ich will Ihnen beweisen, daß ich Alles weiß. Gestern Abend hatten Sie, da Sie ohne Zweifel nicht hofften, daß meine Frau das Billet annehmen würde, dasselbe mit einer Nadel ihr an das Kleid gesteckt."

"Mit einer Nadel!" rief ich in der höchsten Verwunderung.

— "Aber nicht sie hat es gefunden, sondern ich; sie hat es nicht bloß nicht gelesen, sie ahnt nicht einmal, daß es existirt. Sie haben also diesmal Ihre Beredsamkeit umsonst aufgeboden. Dieser Irrthum ist drollig, nicht wahr?"

Während der Veteran so sprach, im Tone der schneidendsten Ironie und der innigsten Ueberzeugung, wußte ich nicht, ob ich schlafe oder wache. Es dauerte eine Zeit lang, ehe ich einsah, daß diese seltsame Variante in der Geschichte meines Briefes nichts Anderes sein konnte, als ein schwarzer Verrath, dessen Urheberin die Frau des Capitains, dessen Opfer ich war. Endlich aber erkannte ich diese grausame Wahrheit. Was hatte Madame Baretty bewogen, die inquisitorische Gewohnheit ihres Mannes zu benutzen, um ihm mein Billet in die Hände zu spielen? Das war freilich schwer zu errathen, die Sache selbst aber blieb nichts desto weniger unbestreitbar; ich war entsetzlich mystifizirt.

"Nun, Herr," fuhr der Capitain fort, als er sah, daß ich, statt zu antworten, hartnäckig schwieg, "läugnen Sie, daß dieser Brief von Ihrer Hand ist?"

— "Ich läugne es nicht," antwortete ich mit bitterm Lächeln, "ich nehme die Verantwortlichkeit wegen des Briefes und auch wegen der Nadel über mich," fuhr ich fort; "die Sache braucht demnach nicht weiter besprochen zu werden. Ich gestehe, der Verfasser eines Briefes zu sein, den Sie für eine Kränkung Ihrer Ehre halten, weshalb Sie Genugthuung von mir verlangen."

"So ist es," sagte Herr Baretty, indem er die Kugel in den Lauf eines der Pistolen einschlug.

— "Ich bin bereit, Ihnen die Genugthuung zu geben, die Sie verlangen, aber ich halte mich nicht für verpflichtet, mich in die ganz ungewöhnliche Einrichtung zu fügen, die Sie getroffen haben. Ich schlage mich nicht ohne Zeugen."

"Erlauben Sie," entgegnete der Capitain, ohne seine kriegerischen Vorbereitungen einzustellen; "über die Hauptsache sind wir einig und das ist das Wesentliche; was das Einzelne betrifft, so halte ich Sie für unfähig, einer kleinen Regelwidrigkeit wegen, zu der mich



ganz besondere Rücksichten nöthigen, Schwierigkeiten zu machen. Ich weiß, daß Nichomme Ihnen erzählt hat, was mir vor einem Jahre in Barèges begegnete; dreimonatliche Gefangenschaft wegen des loyalsten Duells war hart und ich habe deshalb geschworen, daß man mich nicht zum zweiten Male fangen, daß die Polizei die Nase nicht wieder in meine Angelegenheiten stecken soll. Hat man Secundanten, so wird geplaudert und der königliche Procurator mischt sich zuletzt immer in die Sache. Wir sind hier allerdings in der Schweiz, aber da ist es noch schlimmer als in Frankreich. Um uns Beiden jede Unannehmlichkeit zu ersparen, habe ich Folgendes erdacht: sehen Sie diese beiden Risse in dem Eise? Sie sind so groß, daß wohl ein Elephant hineinstürzen könnte; für uns wie gemacht. Zwischen diesen beiden Rissen wird ein Raum von etwa fünf- undzwanzig Schritten sein, was eine ganz passende Entfernung bei einem Pistolenduelle ist. Sie stellen sich an den Rand dieses, ich trete an den Rand jenes Risses. Das Loos entscheidet, wer zuerst schießen soll, und wir schießen abwechselnd so lange, bis ein Resultat erscheint. Es läßt sich zehn gegen Eins wetten, daß der, welcher getroffen wird, rücklings in den Schlund hinter ihm stürzt. Desto besser für ihn, wer auf der Stelle todt war. In jedem Falle wird sein Verschwinden für einen der Unfälle gelten, die auf den Gletschern von Zeit zu Zeit vorkommen. Begreifen Sie nun, warum ich keinen Führer mitnehmen wollte?"

(Beschluß folgt.)

### Miscellen.

(Ein Roman im wirklichen Leben.) Im Jahre 1823 ging eine junge Frau, die einen Knaben von etwa dritthalb Jahren auf den Armen trug, zu Fuße nach dem Mont Saint Michel; es war Ebbezeit; sie kam in den Triebsand und bald rief sie laut und herzzerreißend um Hilfe; die Unglückliche war in einen der Sandabgründe gelangt, wo alles verschwindet, ohne daß man jemals die Tiefe ermessen kann. Leute aus der Umgegend, die in geringer Entfernung gingen, eilten auf den Hilferuf herbei, es war aber zu spät für die unglückliche Frau. Schon verschwand ihr Kopf unter dem Sande, doch konnte man das Kind noch retten, das sie bis zum letzten Augenblicke hoch über sich gehalten hatte. Die Behörde ließ sogleich Nachforschungen anstellen, um die Familie des Kindes zu entdecken, das gutgekleidet war und wohlhabenden Leuten anzugehören schien, aber diese Nachforschungen blieben vergeblich. Eine Pächterin in der Gegend von Granville nahm das Kind zu sich und erzog es; man nannte es Karl und bis zu seinem zwanzigsten Jahre bekümmerte man sich wenig mehr um seine eigentliche Herkunft.

Dem jungen Manne war indeß eine dunkle Erinnerung an Paris geblieben; er wußte noch, daß er in einem großen Hause an einem mit Bäumen bepflanzten Plage gewohnt habe, aber an Namen vermochte er sich nicht zu erinnern, weil er noch nicht sprechen konnte zur Zeit, als er jenen Ort verlassen, den er seitdem nicht wieder gesehen hatte. Endlich nahm er sich vor, selbst Nachforschungen anzustellen, und er begab sich nach Paris, das er nach allen Richtungen durchwanderte. Auf dem Plage vor dem Hotel der Invaliden glaubte er sich zu orientiren; es waren die Bäume, unter denen er oftmals als kleines Kind gespielt hatte; er glaubte auch eine der anstoßenden Straßen zu erkennen, aber vergebens bemühte er sich, das Haus wiederzufinden.

„Mein Herr,“ sagte da eines Tages ein alter Invalide zu ihm, der ihm an den früheren Tagen schon öfters begegnet war und der gesehen hatte, daß er bisweilen Thränen aus den Augen wuschte, „wenn Sie Jemanden oben irgend etwas hiesuchen, so könnte ich Ihnen vielleicht nützlich sein, da ich den Platz da seit vierzig Jahren nicht verlassen habe.“

Der junge Mann sah nicht ein, was ihn hindern könnte, dem Alten seine Geschichte zu erzählen.

„Warten Sie, warten Sie,“ sagte der Invalide, „1823? das war das Jahr des Feldzugs in Spanien, . . . damals wurde der brave Capitain Guemard, der bei der constitutionellen Armee Dienste genommen hatte, ergriffen und in das Gefängniß nach dem Mont Saint Michel gebracht. Eines Tages verließ seine Frau mit ihrem Kinde Paris und man hat nie wieder etwas von ihnen gehört. Die arme Madame Dubreuil hat lange ihre Tochter, ihren Enkel und ihren Schwiegersohn beweint, der an seinen Wunden in dem Gefängniße starb.“

„Guemard!.. die Wäsche, die ich trug, als man mich rettete, war allerdings mit einem G. gezeichnet. Ich habe also weder Vater noch Mutter mehr.“

— „Aber Sie haben Ihre Großmutter noch, Madame Dubreuil. Die arme Frau würde sich freuen, wenn . . . Ich will Sie zu ihr führen.“

Der junge Mann hatte die Kinderkleidungsstücke mit sich genommen, die er getragen, als seine Mutter ihm entrispen worden war, und die man sorgfältig aufbewahrt hatte. Madame Dubreuil erkannte daran genau einen Hemdkragen, den sie selbst gestickt hatte, und es fand sich ferner, daß man in den Schuhen das Zeichen des Schuhmachers noch erkannte, der damals für die Familie gearbeitet hatte. Auf der andern Seite konnte das Protokoll, welches durch die Ortsbehörde bei dem Unglück aufgenommen worden war, keinen Zweifel über seine Identität übrig lassen und der junge Guemard, der am Tage vorher ohne Familie und ohne Vermögen war, befindet sich jetzt im Besitze eines jährlichen Einkommens von 60,000 Frs.

(Ein Duell.) Herr M. wurde bei dem Herausgehen aus dem Theater des Variétés von einem Herrn, den er nicht kannte, der aber sehr gut gegessen und getrunken zu haben schien, mehrmals auf die Füße getreten; es kam darüber zu einem Wortwech-



sel und die Herren gaben einander endlich gegenseitig ihre Karte. Am andern Morgen trug M. einem Freunde auf, zu dem Gegner zu gehen, den er als einen untersehten dicken Mann mit braunem Schnurrbarte beschrieb, um die Sache ins Reine zu bringen. Der Freund kam bald zurück und sagte: „alles ist abgemacht, Ihr schießt Euch auf zehn Schritte. Ich fragte, ob er der Herr v. G. sei, und setzte hinzu, ich komme von Dir. „Ihr Freund,“ sagte er, „hat sich gegen mich auf eine Art benommen, daß ich keine Entschuldigung annehmen kann.“ Kurz Ihr werdet Euch schießen.“ — „Das ist unangenehm.“ — „Allerdings, Du scheinst Dich aber auch sehr unartig benommen zu haben.“ — „Ich? Er hat mir auf den Fuß getreten und gesagt, wenn mir es nicht recht sei, so stehe er zu Diensten“ — „Freund, Dein Gedächtniß scheint Dir untreu zu werden. Der Herr von G. erzählte mir dies von Dir. . Du weißt, wir hatten vorher viel getrunken. . Auch die Beschreibung, die Du mir von dem Herrn gemacht hast, paßt nicht, denn der Herr von G. ist groß, schlank und blond. Aber komm nun, der Wagen hält schon unten.“ — „Sollte ich denn wirklich betrunken gewesen sein? Ich habe aber durchaus nichts gefühlt.“ Man stieg in den Wagen; es regnete fürchterlich; man kam in Vincennes an und die beiden Gegner sahen einander. „Hier giebt es eine Verwechslung,“ sagte M., „ich kenne den Herrn da nicht.“ — „Schweig doch,“ sagte sein Freund leise zu ihm, „Du warst ja betrunken.“ — „Der Herr,“ sagte von G. seinerseits, „ist nicht der, welchem ich gestern Abend meine Karte gegeben habe.“ — „Es war,“ sagte M., „bei dem Herausgehen aus dem Theater.“ — „Nein, bei dem Hineingehen.“ — „Bei dem Herausgehen, Herr!“ — „So schweig doch,“ flüsterte der Freund M. zu, „Du warst ja betrunken.“ — „Sie traten mir auf den Fuß,“ fuhr von G. fort. — „Nein, im Gegentheil, Sie. .“ — „Ich bitte um Verzeihung, ich bin meiner Sache gewiß.“ — „Es mag Unrecht gehabt haben wer will, so viel ist gewiß, daß wir einen Streit hatten. Es ist keine Verwechslung. Laden Sie die Pistolen, meine Herren.“ Dies geschah und die Gegner wurden einander gegenüber gestellt. „Schießen Sie, Herr von G.“ sagte M. — „Nein,“ entgegnete von G., „ich schieße nie zuerst, schießen Sie, Herr Leonard.“ — „Wie so Leonard?“ — „Der Name steht ja auf Ihrer Karte.“ — „Nicht möglich.“ — „Da ist sie.“ — „Das ist nicht meine Karte, ich heiße M.“ — Die Secundanten sahen einander fragend an. Nach vielen Erklärungen begriff man endlich, daß ein Herr Leonard, der dicke Unbekannte, beim Eintritte in das Theater Streit mit dem Herrn von G. gehabt und ihm seine Karte gegeben, daß er beim Herausgehen den Auftritt mit M. erneuert und diesem nicht seine Karte, sondern die gegeben hatte, welche er von dem Herrn von G. empfangen. „Aber wo wohnt der Leonard?“ fragten Beide. Man sah die Karte an und es war die Wohnung darauf nicht angegeben. Die Herren lachten und trennten sich als Freunde.

(Uberglaube einiger Negerstämme.) Einige Negerstämme hegen den religiösen Glauben, daß sie bloß zu sterben

brauchen, um in ihr Vaterland zurück zu kehren, und die Sclaven, welche solchen Volksstämmen angehören, hängen sich deshalb oder vergiften sich nicht selten. So nahmen sich auch vor einiger Zeit zwei Schwarze, die erst vor Kurzem auf Martinique angekommen waren, Apollo und Jupiter, vor, sich zu hängen, um in ihr Vaterland zurück zu kommen. Sie begaben sich in einen Wald in der Nähe der Pflanzung und Apollo, der entschlossenste, nahm es über sich, vorher seinen Freund aufzuknüpfen, bevor er Hand an sich selbst lege. So geschah es auch wirklich; der arme Jupiter wurde gehangen und Apollo machte nun große Augen, um zu sehen, wie sein Freund wohl die Reise nach Africa beginnen werde. Jupiter rührte sich natürlich nicht, nachdem die Zuckungen des Todes vorüber waren, sondern blieb ruhig an dem Baumaste hängen. Da fühlte sich Apollo von Entsetzen ergriffen, er entfloß so schnell als möglich nach der Pflanzung zu und legte sich hier ins Bett. Am nächsten Tage erzählte er sein Abenteuer und sein Glaube erlitt offenbar einen gewaltigen Stoß, denn er dachte nicht wieder daran, durch das Aufhängen in das Vaterland zurück zu kehren.

(Wieder ein Wunderkind.) Eine geachtete medizinische englische Zeitschrift erzählt fast Unglaubliches von der frühen Entwicklung der musikalischen Anlagen eines Kindes. Louise Wanning wurde 1836 in Kingsbridge in einer Familie geboren, die sich schon in mehreren Generationen durch ihre musikalischen Anlagen ausgezeichnet hatte. Als das Kind neun Monate alt war, liebte es schon die Musik und hörte sogleich auf zu weinen, sobald auf einem musikalischen Instrumente gespielt wurde. Louise sang, ehe sie sprechen konnte, und ihre Leidenschaft für den Gesang steigerte sich so, daß sie nur in einer musikalischen Atmosphäre leben zu können schien. Sie sang im Schlafe und 1839 einmal eine ganz neue Melodie mehrmals, so daß sie ihr Vater aufschreiben konnte. Thalberg spricht in einem Briefe vom 11. December 1839 von dem völlig correcten und angenehmen Gesange dieses Kindes und Moscheles sprach sich ebenfalls mit Bewunderung über diese merkwürdige Erscheinung aus. Am 3. August 1840 sang Louise vor der Königin und später dreimal öffentlich. Sie singt bloß die Töne ohne die Worte und wiederholt die schwierigste italienische Arie, sobald sie dieselbe zweimal gehört hat. Ihr Talent ist gänzlich ein natürliches, da sie durchaus keinen Unterricht erhalten hat. Ihre Stimme umfaßt zwei Octaven. Es begreift sich, daß das Kind in London das größte Aufsehen macht und daß man sich fragt, was aus diesem Genie werden, ob es sich später wohl durch Werke, eines Mozart und Beethoven würdig, äußern werde.

(Rubens und der Stein der Weisen.) Ein Freund des großen Malers Rubens war ein Alchemist, Zacharias Brenzel. Der junge Mann, ein Fanatiker wie alle, die sich mit der sogenannten Goldmacherkunst beschäftigten, erschöpfte sich an seinen Retorten u. s. w. ganz und gar in eifrigem Bestreben, den Stein der Weisen zu finden. Eines Tages nun sagte er zu Ru-



bens: „ich bin ganz nahe daran, die bekannte Entdeckung zu machen; wenn ein so gewandter und kluger Mann wie Ihr mir beistehen wollte, würden wir ohne Zweifel sehr bald jene Schätze finden, die mir bisher immer in dem Augenblicke entgangen sind, als ich sie erfassen zu können glaubte.“ — „Das glaube ich wohl,“ antwortete Kubens; „ich bin nun seit zwanzig Jahren im Besitze dieser Wissenschaft und habe den Stein der Weisen bereits gefunden.“ — „Wirklich?“ — „Wahrhaftig.“ Bei diesen Worten öffnete er die Thüre seines Arbeitszimmers und zeigte dem Freunde seine Pinself u. s. w. „Das,“ setzte er hinzu, „sind die Werkzeuge, durch die ich den Stein der Weisen gefunden habe.“

### Generalcorrespondenz.

Kaum jemals ist so schnell eine große Summe zu einem Denkmale zusammen gekommen als zu dem, das die Freunde der Kunst dem verstorbenen Wilkie errichten wollen. In wenigen Tagen waren 12,000 Pf. St. (80,000 Thlr.) unterzeichnet. —

Wie die französischen Zeitungen erzählten, ist schon wieder ein höchst werthvolles Gemälde gefunden worden. In Perpignan nämlich werden an dem Rathhause umfassende Ausbesserungen vorgenommen. Da unter dem Dache, unter einem Haufen alter Meubles, fand man ein altes Bild. Der Maitre ließ dasselbe reinigen und untersuchen und es ergab sich, daß es ein herrliches Gemälde von Rafael war, eine heilige Familie, das viele tausend Francs werth sein soll. —

In Paris giebt es jetzt 53,481 Wagen aller Art, darunter 10,000 Privatequipagen. Merkwürdiger Weise aber zählt man in Paris, diesem Mittelpunkte des Luxus, des Reichthums und der Eleganz, nicht mehr als 1316 Reitpferde, die Privatpersonen gehören. —

In den Kellern der bekannten Champagnerhandlung Jacqueson u. C. liegen nicht weniger als zwei Millionen Flaschen Champagner. Diese Keller sind ungemein groß, hoch und schön, mit Gas erleuchtet und so eingerichtet, daß man hinein fahren kann. —

Das ungeheuerste und riesenhafte Schild vielleicht in Europa ist das an der englischen Bierbrauerei in Paris. Es ist nämlich nicht weniger als siebenzig Fuß lang und sieben Fuß hoch; die Buchstaben darauf sind drei Ellen hoch, so daß sie auch von den Kurzsichtigsten eine Viertelstunde weit gesehen werden können. Wenn dieses riesenhafte Schild einmal herabfällt, kann es eine halbe Compagnie Soldaten erschlagen und begraben. Paris zählt der merkwürdigen Schilde überhaupt mehrere; das eines gewissen Doucerain zeugt von einer wahren Sprachverwirrung, denn man liest Aufschriften in allen möglichen Sprachen darauf, auch eine griechische, die zu deutsch heißt: „ich rasire sehr schnell und schweige dabei.“ Auf vielen liest man english spoken here (hier wird Englisch gesprochen) oder qui si parla italiano. Geht ein Engländer oder Italiener an einem solchen Verkaufsorte

vorbei, so tritt er ein und spricht seine Muttersprache. Aber Niemand versteht ihn. Zeigt er auf die lügenhaften Worte draußen, so antwortet man ihm: „Wir bitten um Entschuldigung, der Commis, welcher englisch (italienisch) spricht, ist eben einmal ausgegangen“, und der Fremde sieht, daß das Schild nur eine Anlockung für Käufer ist. —

Ein Herr Comaschi, welcher die Kunst erfunden haben will, den Luftballon nach Belieben zu steuern, machte vor Kurzem einen Versuch in Lyon, der, nach den französischen Journalen, vollkommen gelungen sein soll. Die Witterung war ungünstig, der Himmel von Wolken bedeckt; es regnete stark und stürmte dabei. Der Luftschiffer steuerte über die Saone, nach Westen zu, beschrieb immer eine krumme Linie, kam wieder über den Fluß zurück und ließ sich nicht weit von der Stelle herab, von wo er aufgestiegen war. Sein Ballon hatte keine cylindrische, sondern eine rhomboidale Form. —

Am 14. November wurde unter Feierlichkeiten mancher Art in Baireuth die colossale Erststatue Jean Pauls enthüllt. Sie ist ein Werk von Schwanthaler und Stiglmaier und durch die Freigebigkeit des kunstsinnigen Königs von Baiern zu Stande gebracht worden. Am Tage vorher, am 13. November, fand dagegen in Breslau die Eröffnung des neuen Theaters statt, das 127 Fuß breit, 174 Fuß lang und 87 Fuß hoch ist, von edelm Aeußern, in griechischem Style. In allen Verzierungen herrscht auch hier der Styl der Renaissance vor. Die Hauptfarben sind roth, namentlich in allen Draperien, weiß und Gold. Der Plafond enthält am Proscenium in Medaillons die Bildnisse von Schiller, Goethe, Lessing, Stuck, Haydn, Beethoven und Mozart. Auch in akustischer Hinsicht ist der Bau vollkommen gelungen. So haben denn die beiden deutschen Städte, welche sich bisher durch die schlechtesten Theater auszeichneten, Dresden und Breslau, die schönsten und geschmackvollsten Gebäude erhalten. —

In Indien giebt es bekanntlich eine durch Fanatismus verbreitete, über das ganze Land verbreitete Mörderbande, die seit Jahrhunderten mordet und plündert, die Thugs. Die englischen Behörden haben seit 1822 alles aufgeboten, um diese Mörderbanden auszurotten, aber noch immer ist es ihnen nicht ganz gelungen. Nach offiziellen Angaben, heißt es im Athenäum, kann man annehmen, daß in Indien bis 1834 von den Thugs jährlich zweitausend Menschen umgebracht und den Todten 20,000 Pf. St. (125,000 Lgr.) abgenommen wurden. Es giebt in der Geschichte der Verbrechen, so grauenvoll dieselbe auch sein mag, nichts, das damit in Vergleich gestellt werden könnte. Seit 1822 bis 1837 ist von den vor Gericht gestellten Thugs die Ermordung von 8379 Männern und 51 Frauen eingestanden und die geraubte Beute auf 10 Mill. Rupien (Gulden) angegeben worden. Seit 1826 bis 1840 wurden durch die Bemühungen der englischen Behörden 3689 Thugs eingezogen; davon wurden 3058 für schuldig erkannt und nur 97 ganz frei gesprochen. —



# Allgemeine Wochen-Zeitung

N<sup>o</sup> 50.

Der äußerst billige Preis dieser wöchentlichen Zeitschrift, für den Jahrgang zu 104 Quartbogen, mit 64 Kupfern oder circa 600 Abbildungen der neuesten Pariser, Londoner und Wiener Moden, schnell nach deren Erscheinen, ist 6 Thlr. mit 116 Kupfern und



1841.

Stahlstichen, die Moden u. als Doppelkupfer: Portraits berühmter Menschen, Abbildungen von neuen Reubles, Fenster-Gardinen, Gartenverzierungen, Equipagen zc. enthaltend, 8 Thlr. Alle Buchhandlungen, Zeitungs-Expeditionen und Postämter nehmen Bestellungen an.

Redakteur: Dr. A. Diezmann.

Verlag von Baumgärtner's Buchhandlung in Leipzig.

Motto: Von dem Neuen das Neueste; von dem Guten das Beste.

## Der Bligableiter.

Novelle von Charles de Bernard.

(Schluß.)

Herr Baretty fuhr fort, die Vorzüge dieses schönen Planes, der mir gleich anfangs eines Menschenfressers würdig vorgekommen war, mit der staunenswerthesten Kaltblütigkeit auseinanderzusetzen, aber ich hörte nicht mehr auf ihn. Seine Worte weckten in mir eine Erinnerung, deren Wirkung so groß war, daß mir die Beschreibung völlig unmöglich wird. Ich gedachte nämlich daran, daß ich, als ich vor einigen Jahren Chamouny besuchte, die tragische Geschichte eines englischen Reisenden hatte erzählen hören. Dieser Unglückliche war in eine Schlucht hinuntergestürzt und drei Jahre darauf hatte man ihn vollkommen wohl erhalten an der Quelle des Arveiron hervorkommen sehen, in den das von dem Gletscher ablaufende Wasser abfließt. Ein schreckliches Schicksal, das mir auf diese Weise auch vorbehalten sein konnte. Der Gedanke daran schnürte mir die Kehle zusammen wie mit einem Schraubstocke. Ich stellte mir den schrecklichen Totekampf des unglücklichen Hinabgestürzten vor, der in einer jener Schluchten noch lebte, die ihre gierigen Rachen auch rings um mich her aufsperrten. Ich sah mich in einer Tiefe von mehrern hundert Fuß im Falle aufgehallen durch die allmälige Verengerung der Schlucht; ich fühlte mich langsam zermalmt zwischen zwei Gebirgen. Ich brauchte nur daran zu denken und der Athem

ging mir aus. In solchen Augenblicken beherrscht der Trieb der Selbsterhaltung alle andern Gefühle. Ich war bisher dem Capitain gegenüber auf dem Eise sitzen geblieben; mit einem Sprunge erhob ich mich, entriß dem Capitain mit der einen Hand das Pistol, das er noch lud, mit der andern nahm ich das noch ungeladene und schleuderte beide mit aller Gewalt auf dem Eise hin. Dann griff ich nach meinem Alpenstocke und kletterte so rüstig empor, daß ich nach wenigen Minuten eine weite Kluft zwischen mich und meinen Gegner gebracht hatte.

„Memme! — Schurke!“ schrie Baretty, sobald ihm das Staunen über das unerwartete Manöver wieder zu sprechen erlaubte.

Wir befanden uns etwa funfzig Schritte von einander; er hatte keine Waffen mehr und ohne Stock war es ihm unmöglich, über die Risse in dem Eise zu kommen, die uns trennten. Ich blieb also stehen, drehte mich um und entgegnete majestätisch:

— „Ich bin weder eine Memme noch ein Schurke; Sie kennen meinen Namen; ich wohne in Paris, in der Straße Trevise, Nr. 8. Dahin kehre ich zurück und ich stehe Ihnen zu jeder Stunde zu Diensten. Wir werden also einander die Hälse brechen, wann es Ihnen beliebt, aber unter der Bedingung, daß es auf civilisirtem Boden geschieht. Wenn Sie mich erschiesßen, so will ich wenigstens in fruchtbarer Erde, nicht aber in diesem Eise ruhen, in dem ich aussehen würde wie ein Krebs, den man aufbewahrt. Versuchen Sie



nicht, ohne Stoß hier herauf zu kommen, Sie würden unfehlbar den Hals brechen; ich werde Ihnen einen Führer schicken.“

Statt auf die wüthenden Reden zu hören, die der Capitain fortwährend hinter mir, herschleuderte, setzte ich meinen Weg fort und schritt mit einer Gewandtheit und Schnelligkeit, deren ich mich nicht fähig gehalten hatte, über das Eisfeld zurück. In dem Wirthshause zu Grindelwald schickte ich meinem Versprechen gemäß einen Führer nach meinem Reisegefährten zurück, der sich, wie ich sagte, auf dem Gletscher verirrt habe. Ohne weiter auszuruhen, eilte ich auf dem Wege nach Lauterbrunn fort. Meine Müdigkeit war verschwunden; wenn ich an die gewaltigen Abgründe gedachte, fühlte ich Flügel an meinen Füßen. In dem Wirthshause, in welchem wir geschlafen hatten, fand ich recht gelegen ein nach Interlaken zurückgehendes Pferd; ich schwang mich darauf, trieb es unbarmherzig an und gelangte so in weit kürzerer Zeit als man gewöhnlich braucht, an den Thuner See. Eben wollte ein Boot abfahren; ich sprang hinein. Einige Stunden später miethete ich in Thun wieder ein Pferd und mit Sonnenuntergang war ich in dem Schlosse des Herrn Richomme zurück, wo man mich aller Wahrscheinlichkeit nach nicht erwartete.

Ich vermied den Haupteingang und fand, nachdem ich einen langen Bogen um den Park herum gemacht hatte, glücklich ein Thürchen, durch das ich eintrat. Dieses Einschleichen hatte einen Zweck, den ich gestehen muß auf die Gefahr hin, dem Leser eine nicht eben vortheilhafte Meinung von meinem Charakter beizubringen. Obgleich das Benehmen der Madame Baretty von einem geheimnißvollen Schleier umhüllt war, den ich noch nicht zu lüften vermocht hatte, so fühlte ich mich doch verletzt und ich beschloß Rache dafür zu nehmen. Ich glaubte, man würde ohne Zweifel nach Tische in dem Parke spazieren gehen und vielleicht gelänge es mir, ihr allein zu begegnen. Ich wünschte dieses Zusammentreffen nicht mehr aus Liebe, sondern aus Rachsucht. Ich nahm mir vor, ganz kalt, verlegend ironisch, spitziger zu sein als die Nadel, mit der sie verrätherischer Weise mein unglückliches Briefchen durchbohrt hatte.

Von dem Gebüsch aus, in welchem ich mich versteckt hatte und von wo aus ich eine Façade des Schlosses sah, bemerkte ich bald mehrere unbekannte Personen, die ohne Zweifel nach meiner Abreise angekommen waren. In dieser Gruppe erkannte ich den Herrn vom

Hause, aber ich sah weder seine Frau, noch meinen Freund Malechard, noch Madame Baretty. Ich wollte mein Versteck anderswohin verlegen, als ich mit einem Male Madame Richomme bemerkte; sie ging sehr schnell und schien sehr unzufrieden zu sein. Ich weiß nicht, welche geheime Stimme mir sagte, daß sie ihre Schwester suche. Instinctmäßig schlug ich einen dem ihrigen entgegengesetzten Weg ein und so gelangte ich nach einiger Zeit an einen der entlegensten Gänge. Ich wollte quer über denselben schreiten, blieb aber mit einem Male wie versteinert stehen. Kaum dreißig Schritte vor mir erblickte ich Madame Baretty und Malechard. Die Hände verschlungen auf dem Arme, an den sie sich mehr zu hängen als zu stützen schien, den Kopf halb ab- und aufwärts gewendet, die Lippen durch ein schmachtendes Lächeln halb geöffnet, hörte und blickte sie ihn an. Sie gingen sehr langsam und blieben fast bei jedem Schritte stehen. Da sie allein waren oder es doch zu sein glaubten, so sprachen sie so laut, daß ich sie verstehen konnte; aber ich bedurfte keiner neuen Beweise, um von meinem Unglücke völlig überzeugt zu sein. Ein einziger Blick war hinreichend gewesen, das Räthsel zu lösen, das mir bisher dunkel geblieben.

„Schon zurückkehren?“ sagte Malechard mit jener girrenden Stimme, welche die Verliebten von den Tureltauben entlehnen.

— „Man könnte unsere Abwesenheit bemerken,“ antwortete die Treulose; „Gesarine wird wieder grollen. Wenn Sie wüßten, wie sehr sie mich Thretwegen peinigt! Sicherlich sucht sie uns schon wieder.“

„Sie ist die ältere Schwester, das erklärt Alles. Aber was schadet es, wenn sie grollt? Sie wissen doch, daß sie uns nicht verräth.“

— „Sie liebt mich so sehr!“

„So sehr, glaube ich, als sie mich haßt.“

— „Nein, sie haßt Sie nicht, aber sie zittert, wenn sie an die schreckliche Gefahr denkt, die meine Unvorsichtigkeit herbeiführt. Hat sie nicht Recht? Alles kommt mir wie ein Traum vor und ich fürchte mich vor dem Erwachen. Schon ist ein Tag vergangen, noch zwei und er kommt zurück.“

Madame Baretty unterdrückte einen Seufzer.

„Zwei Tage! Wenn man liebt, ist dies eine Ewigkeit,“ antwortete Malechard dramatisch. Es folgte einen Augenblick ein beredtes Schweigen.

— „Alles ängstigt, Alles beunruhigt mich,“ fuhr Madame Baretty mit nachdenklicher Miene fort; „selbst



die kleinen Koketterien gegen Ihren Freund rechne ich mir jetzt zum Verbrechen. Aber Sie wollten es so."

"Ich möchte es auch jetzt noch. Verdanke ich nicht diesem sinnreichen Scherze mein heutiges Glück?"

— „Er ist nicht der einzige, der den Scherz als Ernst genommen hat. Ich fürchte zu weit gegangen zu sein. Es ist gefährlich, mit so schrecklicher Eifersucht zu spielen. Dieses Billet, das ich an mein Kleid steckte..“

„Ist ein herrlicher Einfall,“ unterbrach sie Malechard mit schadenfrohem Lachen; „es war der electriche Leiter, der den Blitz von mir entfernt und dem Nachbar zuführt.“

— „Eben das macht mich ängstlich. Er ist so heftig. Wenn er jetzt, da er mit jenem Herrn allein ist, einen Streit mit ihm anfängt..“

„Ah, Duranton ist ein kluger und verständiger Mensch.“

— „Aber ziemlich eingebildet,“ entgegnete Madame Baretty mit einem spöttischem Lächeln; „ich bin überzeugt, daß er mich in diesem Augenblicke durch seinen pomphaften Styl und seine großen ausdruckslosen Augen für vollkommen überwunden hält.“

Ich konnte es nicht länger aushalten. Mit einem wüthenden Saße sprang ich aus dem Dickichte heraus und fiel wie eine Bombe mitten auf den Gang vor das bestürzte Pärchen. Madame Baretty stieß einen Schrei des Entsetzens aus und wich zurück. Malechard hielt sie und sagte, während er mich unverwandt anblickte, in entschlossenem Tone:

„Freund oder Feind?“

— „Feind!“ antwortete ich ohne Bögen.

„Sehr wohl,“ entgegnete er; „ich stehe augenblicklich zu Diensten. Erlauben Sie nur, daß ich die Dame nach dem Schlosse zurück begleite.“

— „Erlauben Sie, daß ich vorher der Dame den Dank ausdrücke, den ich ihr schuldig bin.“

„Kein Wort gegen die Dame!“ sprach er gebieterisch; „erwarten Sie mich hier.“

Er führte alsbald Madame Baretty fort, deren Leichenblässe und wankender Gang eine große Erschütterung verriethen. In diesem Augenblicke hatte ich die Rache, nach der ich mich gesehnt, in der Hand. Wenn ich aber etwas eingebildet bin, wie ich es eben behaupten hörte, so habe ich doch kein schlechtes Herz. Vollkommen befriediget durch den zerschmetternden Eindruck, den ich gemacht hatte, hielt ich es für unwürdig, meinen Vortheil noch weiter zu benutzen.

„Es ist ein Weib,“ dachte ich, „wir wollen edel sein.“

Ich will nicht verheimlichen, daß ich mich in diesem Augenblicke fast für so erhaben hielt als Augustus, da er Cinna verzieh.

Ich wartete auf meinen Freund Malechard. Nach einigen Minuten sah ich ihn zurückkommen. Ohne Zweifel hatte er auch seinerseits die Sache überlegt, denn ich bemerkte auf seinem Gesichte statt des Zornes, den ich erwartete, einen jovialen und gutmüthigen Ausdruck.

„Woher, zum Teufel! kommen Sie denn, lieber Freund?“ sagte er, indem er vertraulich meinen Arm nahm; „Sie können sich schmeicheln, mir einen gewaltigen Schreck eingejagt zu haben; ich hielt Sie wirklich für einen Eber. Und der Blaubart? Ich hoffe nicht, daß er, gleich Ihnen, seinen Aufenthalt in diesem Gebüsche genommen hat; das würde die Sache gräulich verwickeln.“

Der leichtfertige Ton, in welchem Malechard sprach, verrieth deutlich genug, daß er nicht nach meinem Blute dürstete. Trotz dem Verdrusse, den mir mein schlimmes Abenteuer verursachte, wollte ich eben so wenig das seinige und ich ließ mich deshalb bald auch heiter stimmen.

— „Vor allem,“ antwortete ich, „machen wir der Mystification ein Ende.“

„Nicht mehr als billig,“ entgegnete er ruhig; „Sie haben mein Geheimniß errathen und ich kann es Ihnen also wohl mittheilen. Sie sind ein redlicher Mann und werden es nicht mißbrauchen. Ich bin nicht in Madame Richomme verliebt, sondern in Madame Baretty.“

— „Ich habe es erfahren.“

„Im vorigen Jahre, als Herr Baretty wegen des Duells, von dem uns Richomme erzählte, im Gefängnisse saß, wohnte seine Frau in Toulouse bei einer ihrer Tanten. Dort lernte ich sie kennen.“

— „Ich verstehe. Aber warum wurde ich in diese angenehme Intrigue verwickelt?“

„Der Capitain ist, wie Sie wissen, entsetzlich eifersüchtig. Er kannte mich noch nicht und es lag mir viel daran, seiner Eifersucht eine andere Wendung zu geben; das einzige Mittel dazu war, ihr eine andere Nahrung zu geben.“

— „Und ich war die Lockspeise, die dem Cerberus vorgeworfen wurde, damit er Sie nicht beiße. Sehr



verbunden! Wenn Sie mir wenigstens eine Andeutung gegeben hätten.“

„Sie würden dann Ihre Rolle nicht so natürlich gespielt haben.“

— „Und Madame Richomme drückt die Augen zu?“

„Im Gegentheil, sie sieht sehr scharf um sich und hält ihrer Schwester Predigten und Vorlesungen von früh bis Abends; aber ich kümmere mich nicht sehr darum. Sie hält Sie für meinen Vertrauten.“

— „Ah, diesem Glauben also habe ich die nieder-schmetternde Behandlung zuzuschreiben, mit der sie mich seit meiner Ankunft beehrt hat. Vielleicht bildet sie sich ein, ich habe ihren Schwager veranlaßt, auf die Jagd und auf den Grindelwald zu gehen, bloß um Ihnen eine Gefälligkeit zu erzeigen?“

„Davon ist sie vollkommen überzeugt,“ antwortete Malechard lachend.

— „Lieber Freund,“ entgegnete ich, indem ich auch zu lachen suchte, „wenn ein Mensch den Andern benützt, so ist dies etwas Gehässiges und Antisociales und es kommt mir vor, als hätten Sie mich sogar übermäßig benützt. Suchen Sie sich ein anderes Opfer, wenn Sie ein solches brauchen. Ich zeige Ihnen hiermit an, daß ich morgen früh um fünf Uhr auf dem Rückwege nach Paris begriffen sein werde.“

„Zum Teufel, das würde mich in große Verlegenheit bringen,“ entgegnete Edmund; „der Behrwolf kann ohne frisches Fleisch nicht leben, und wenn ich ihm keines vorwerfe, so fällt er über mich her. Es ist gestern ein junger schöner Mensch aus Lyon mit seiner Mutter angekommen, der bereits fünfmal die Cravate gewechselt hat; da ich nichts Besseres habe, muß ich ihn zu benutzen suchen. Das Bürschchen hat Ihren und meinen Geschmack, denn er findet Madame Barretty sehr angenehm. Bei der ersten Gelegenheit lasse ich ihn los. Doch, um auch auf die Hauptsache zu kommen, was haben Sie mit dem Tyrannen vorgenommen?“

Ich erzählte Malechard die Scene auf dem Gletscher; sie kam ihm sehr spasshaft vor und er lachte laut auf darüber; ich konnte nicht umhin, ich mußte einstimmen.

„Morgen früh werden wir ihn also ankommen sehen,“ sagte sodann mein Reisegefährte, dessen heitere Laune durch diesen Gedanken etwas getrübt zu werden schien.

— „Sagen Sie ihm von mir tausend schöne Dinge und geben Sie ihm meine Adresse für den Fall,

daß er sie vergessen haben sollte; im Walde von Vincennes oder in dem Boulogner Wäldchen bin ich sein Mann, wann er es wünscht.“

„Sie sind also wirklich entschlossen abzureisen?“

— „Was soll ich denn noch hier thun?“

„Aber . . . was haben Sie bis jetzt gethan?“

— „Schalk! Erzählen Sie es nicht, daß ich zurückgekommen bin; ich schleiche mich in mein Zimmer und lege mich schlafen, denn die Füße sind kaum noch im Stande, mich zu tragen.“

„Ohne Groll?“ fragte Malechard, indem er mir die Hand reichte.

— „Ohne Groll,“ entgegnete ich, ob mir es gleich im Grunde schwer wurde, ihm zu verzeihen.

Am andern Morgen, so wie ich es mir vorgenommen hatte, reisete ich mit Tagesanbruch ab, ohne von irgend Jemanden Abschied zu nehmen. Ich nahm aus dem Canton Bern eine gute Lehre mit, die mir viel genügt hat. Ich traue jetzt den Blicken der Damen nicht mehr; dagegen baue ich mit felsenfestem Glauben auf ihre Worte, wenn auch Zweifler vielleicht der Meinung sind, ich würde auch hierüber noch einmal ein Lection erhalten.

### Champagner - Polemik.

Trinklied von Dräcker-Mansfeld.

Champagnerheld und Sieger,  
Hoch lebe Jacquesson,  
Und nimmer unterlieg' er  
Der Coalition!  
Wie leuchten seine Truppen  
Mit Helmen silberblank!  
Man jubelt ihren Gruppen  
So weit ein Glas erklang.

Er sollte ihn nicht haben,  
Den freien Bouzy-Wein, —  
So hörte man die Raben  
Im lauten Chöre schrein,  
Ein Herzog an der Spitze,  
Und eine Wittve mit,  
Die in des Kampfes Hitze  
Gar manchen Schaden litt.

Drum, dem der Sieg erblühte,  
Herrn Jacquesson ein Hoch!  
Er siegte durch die Güte  
Des Weines doppelt noch.  
Wir singen und wir trinken  
Und jubeln voll von Lust,  
Wenn seine Fahnen winken,  
Ein Vivat aus der Brust!



O Blut von Neununddreißig  
Aus der Champagne Gau'n,  
Wir wollen froh und fleißig  
In deine Aern schau'n.  
Und wenn an Glas und Bowle  
Wir männlich uns erfreu'n,  
Sell „Jacquesson“ Parole  
Entzückten Trinkern sein.

Er ist der Mann vom Volke,  
Der Held im Cabinet,  
Vor dem des Unmuths Wolke  
In leichtem Schaum zergeht.  
Mit seinen Flaschenkörben  
Befestigt Paris,  
Und seht die Feinde sterben  
Vor euren Mauern süß!

Champagnerheld und Streiter,  
Hoch lebe Jacquesson,  
Als rühmlicher Verbreiter  
Von edler Mission!  
Wir leeren uns're Taschen,  
Bewunderer Dir zu sein, —  
Und Berge leerer Flaschen  
Als Denkmal Dir zu weihn!

### M i s c e l l e n .

(Der Ritt aus Liebe.) Ein Creole von Guadeloupe, ein muthiger schöner Cavalerieofficier und einer der ältesten Familien der Colonie angehörig, verliebte sich leidenschaftlich in eine schöne Dame. Zum Unglück für diese übrigens sehr poetische Liebe wohnte die schöne Dame in Point-à-Pitre und der Officier in Basseterre. Siebzehn Stunden also trennten sie und überdies mußte der Officier von früh sechs bis Abends sechs Uhr in der Garnisonsstadt auf seinem Posten sein; er scheint aber in seiner Noth gedacht zu haben wie Chénier's Nero: „mir bleibt die Nacht.“ Aber wie war es möglich, in den zwölf Stunden der Nacht nach Point-à-Pitre und zurück, also richtig 34 Stunden, zu reiten und zwar über Berge, über Schluchten, über den Fluß Salee, der durchschwommen werden mußte? Der Officier machte es doch möglich. Sobald es sechs Uhr Abends geschlagen hatte, schwang er sich auf sein Pferd und verschwand in dem Hohlwege hinter dem Fort; aber hätte er auch das Pferd Mazepas geritten, er würde in dieser Anstrengung nicht weit gekommen sein. Er theilte deshalb seinen Weg in mehrere Stationen, je nach den Pflanzungen, auf denen es, wie er wußte, gute Pferde gab, und da es in jeder Jahreszeit in den Colonien um sechs Uhr Nacht wird, so hoffte er überall sich ein frisches Pferd verschaffen zu können, ohne bemerkt zu werden. Er war zwar überall bekannt und überall hätten ihm Pferde zu Diensten gestanden, aber er hätte, wenn er um dieselben nachgesucht, seinen Zweck und seine geheime Liebe gestehen müssen. Als er auf der ersten Station ankam, führte er sein Pferd in den Stall, sattelte und zäumte ein anderes und jagte auf demselben bliz-

schnell davon, ohne daß auf einer Pflanzung einer der Neger, die zu wachen hatten, aber regelmäßig schliefen, ihn bemerkten. In Point-à-Pitre wechselte er von der Straße aus mit der Königin seines Herzens einige sehr zärtliche Worte, worauf er sodann in Galopp wieder davon jagte, jedes Pferd in den rechten Stall brachte und endlich auf dem seinigen zurückkam. Wann es früh sechs Uhr schlug, ritt er im Schritt nach seiner Wohnung zu, als habe er im kühlen Morgen einen Spazierritt gemacht.

Diese Liebe dauerte mehrere Monate und er sah auf diese Weise seine Schöne fast jede Nacht. Nach einigen Wochen bemerkte man aber, daß die Pferde in der Richtung von Basseterre nach Point-à-Pitre zu sichtbar abmagerten. Was auch die Herren derselben thaten, es half nichts; die Neger schrieben die Schuld dem bösen Geiste Zombi zu. Erst als der Officier sich mit seiner Geliebten verheirathet hatte, nahmen jene Pferde auf eben so unbegreifliche Weise wieder zu.

(Anekdoten von Talleyrand.) Als Minister der auswärtigen Angelegenheiten unter dem Directorium war der Herr von Talleyrand noch nicht reich und man bemühte sich damals auch noch nicht, reich zu erscheinen. Er hatte sich einen Wagen bauen lassen, dessen Eleganz ganz Paris bewunderte, den er aber nicht bezahlte. Der Sattler entschloß sich endlich, des langen Harrens müde, den Minister im Hofe zu erwarten, und als derselbe in den neuen Wagen stieg, überreichte er ihm die Rechnung. — „Nichts billiger,“ sagte Talleyrand, „man ist Ihnen schuldig und Sie müssen bezahlt werden.“ — „Ach, Bürger-Minister, die Zeiten sind so schlecht und Sie würden mir einen großen Dienst erweisen.“ — „Hier handelt es sich von keiner Dienstleistung; wenn man schuldig ist, muß man bezahlen.“ — „Sie wollen mich also bezahlen, Bürger-Minister, und wann?“ — „Wann! Sie sind sehr neugierig!“ Und der arme Sattler, den diese Antwort ganz verblüffte, mußte sehen, wie sein Wagen dahin rollte. —

Der Graf Louis de Narbonne sagte eines Tages auf der Terrasse im Garten der Tuilerien dem Herrn von Talleyrand selbstgemachte Verse vor. Nach einiger Zeit gähnte ein ziemlich weit davon Stehender und Talleyrand sagte zu dem Declamirenden: „Narbonne, sehen Sie doch; Sie sprechen aber auch immer so laut.“ —

„Ich bewundere,“ sagte Ludwig XVIII. zu ihm, „Ihren Einfluß auf Alles, was in Frankreich geschehen ist. Wie war es Ihnen möglich, zuerst das Directorium und sodann die colossale Macht Napoleons zu stürzen?“ — „Mein Gott, Sire,“ entgegnete der Minister; „ich habe gar nichts dabei gethan; es liegt in mir etwas Unerklärliches, das den Regierungen, welche mich vernachlässigen, Unglück bringt.“ —

Verleßt durch die Opposition, welche der Herr von Talleyrand in der Pairskammer dem Gesetzentwurfe über den spanischen Krieg entgegengesetzt hatte, wollte Ludwig XVIII. ihn auf eine gute Art in das Exil schicken. „Haben Sie nicht die Absicht, auf das Land zu gehen?“ fragte er ihn. — „Nein, Sire,“ ant-



wortete Talleyrand, „Ew. Majestät müßten sich denn nach Fontainebleau begeben; dann würde ich die Ehre haben, Sie zu begleiten, um die Obliegenheiten meines Amtes zu erfüllen.“ — „Nein, das meine ich nicht; ich fragte, ob es nicht in Ihrer Absicht liege, Ihre Güter zu besuchen?“ — „Nein, Sire.“ — „Aber sagen Sie mir doch, wie weit ist es von Paris nach Valencay?“ — „Sire, es ist . . . 14 Stunden weiter als von Paris nach Gent.“ (In Gent hatte sich bekanntlich Ludwig XVIII. während der 100 Tage aufgehalten.) —

Gegen das Ende des Jahres 1815 sagte Einer, der sich um eine Stelle bewarb: „ich war auch in Gent.“ — „In Gent? Wissen Sie das gewiß?“ — „Allerdings.“ — „Sagen Sie mir offen, ob Sie wirklich nach Gent gereiset oder vielleicht bloß von dort zurückgekommen sind, denn, sehen Sie, ich war auch in Gent. Wir waren unserer sieben bis achthundert und wenigstens zehntausend sind zurück gekommen.“

(Die Familie Bilain XIV.) Eine der angesehensten, reichsten und ältesten Familien in Belgien ist die der Bilain. Als Ludwig XIV. sich in Gent befand, wohnte er in dem Palaste des Hauptes dieser Familie. Bei der Abreise trat der König von Frankreich zu ihm und sagte:

„Herr Bilain, ich kann Sie nicht reicher machen als Sie sind, ich kann Ihnen keinen höhern Adel geben, als Sie besitzen; was also kann ich für Sie thun? Sprechen Sie.“

— „Sire,“ entgegnete der, an welchen diese gnädige Aufforderung gerichtet war, „erlauben Sie mir, meinem Namen die Zahl beizusetzen, welche dem Ihrigen folgt; es ist dies die einzige Gnade, um die ich bitte.“

Ludwig XIV. bewilligte, wie man wohl denken kann, die an ihn gerichtete Bitte sofort und seit dieser Zeit heißen alle Nachkommen jenes Bilain, bis auf den heutigen Tag, Bilain XIV.

Zu einem dieser Nachkommen sagte einmal der König Wilhelm der Niederlande: „die Bilain werden, wie es scheint, numerirt wie die Fiaces.“

Verlezt durch diese Bemerkung, entgegnete dieser Bilain XIV. sofort: „ja, Sire, und wie die Könige.“

(Der Bediente des Bedienten.) Ich hatte einmal einen schwarzen Bedienten, erzählt Karr in den „Wespen,“ der sich fortwährend darüber beklagte, daß er alles — in meinem kleinen Haushalte — verrichten sollte. Eines Tages ging mir die Geduld aus über diese unaufhörlichen Jeremiaden und ich entgegnete: „nun, so nimm Dir einen Bedienten an!“

Zwei Tage darauf sagte er zu mir: „ich habe meinen Mann gefunden.“

„Welchen Mann?“ fragte ich, denn ich hatte die Sache wieder vergessen.

— „Nun den Bedienten, den ich mir annehmen sollte.“

Ich war in der eigenen Schlinge gefangen und mußte gute Miene zu dem bösen Spiele machen. Ich entgegnete also, es sei gut, und noch denselben Tag trat der Bediente meines Barai seinen Dienst an. Nach acht Tagen waren wir vollkommen an ein-

ander gewöhnt und wenn ich sagte: „Barai, laß diesen Brief durch Deinen Bedienten forttragen.“ So war dies kein Scherz mehr, sondern voller Ernst. Etwas interessirte mich übrigens in dem Verhältnisse dieser beiden Bedienten zu einander sehr, die außerordentliche Strenge nämlich, mit welcher der Schwarze seinen Bedienten behandelte. Ich sah mich oft genöthiget, für den armen Weißen einzuschreiten, und Barai sagte dann immer zu mir: „Herr, wenn Sie auf ihn hören, thut er gar nichts; er ist so sehr faul.“ Barai hatte ihm übrigens Alles aufgebürdet, der Weiße pugte meine Stiefeln und auch die des Schwarzen. Ich sagte dann zu Barai „Dein Bedienter hat meine Stiefeln schlecht gewischt,“ worauf Barai hinunter ging und einen Höllenlärm machte.

Eines Tages klingelte ich dem Barai und sagte zu ihm: „gieb diesen Brief Deinem Bedienten und laß ihn forttragen.“

„Ich werde ihn selbst besorgen,“ antwortete Barai.

— „Warum?“ fragte ich.

„Ich habe den Menschen heute früh fortgejagt.“

— „Hast Du schon einen andern?“

„Nein, Herr, die Sache langweilte mich zu sehr; ich mag keinen Bedienten mehr; sie taugen alle nichts.“

(Auch eine Speculation.) In Frankreich wird eine neue Speculation Mode; man nimmt sich eines armen jungen Mannes oder jungen Mädchens mit schöner Stimme an und läßt sie ausbilden unter der Bedingung, später den Ertrag ihres Talentes mit ihnen zu theilen. Die Zeitungen erzählen jetzt von einer solchen Speculation, die vor Gericht gekommen ist. Ein Mann hatte drei junge Leute, einen Tenor, einen Bariton und einen Bass unter solchen Bedingungen ausbilden lassen und für alle drei Stellvertreter in der Armee gekauft. Da starb ihm plötzlich der Bassist und bald darauf verlor der Baritonist die Stimme ganz und gar, so daß ihm nur der Tenorist übrig blieb. Dieser befand sich vollkommen wohl und seine Stimme entwickelte sich immer schöner. Die Oper hatte bereits schöne Anträge gemacht, als sich eine sehr reiche Wittve in ihn verliebte, ihn heirathete und so dem Theater entzog.

„Und unser Contract?“

— „Das Heirathen steht nicht mit im Contracte.“

„Es steht aber darin, daß wir alles theilen, was Sie in den ersten zehn Jahren verdienen.“

— „Es war damit nur das gemeint, was ich auf dem Theater verdienen würde.“

„Das ist nicht bestimmt ausgesprochen. Sie haben jetzt 30,000 Fres. Renten erlangt, die Ihnen Ihre Frau zubringt. Es kommen mir also jährlich 15,000 zu.“

Da der Andere nicht theilen wollte, so ist die Sache vor das Handelsgericht gebracht, das in den nächsten Tagen sein Urtheil darüber sprechen wird.

(Ein Ball schwarzer Slaven in Fort Royal.)

.. Das Orchester bestand aus weißen Militairmusikern, welche



von den Slaven bezahlt wurden. Die Tänzerinnen forderte man zum Tanze auf, indem man ihnen eine Moosrose reichte. Es konnten ungefähr hundert Herren und eben so viele Damen anwesend sein, alle Schwarze, Slaven und Slavinnen. Die letztern trugen sämmtlich, ohne Ausnahme, ein Kleid von weißem Atlas; einige hatten darüber ein Leibchen von carmoisin Atlas. Da keine langes Haar hatte und die einen Zoll lange krause Wolle nicht gut ausgesehen haben würde, so trugen sie alle eine Art Turban von farbigem Sammet, der mit Edelsteinen ausgepust war. Die Kleider hatten regelmäßig lange Ärmel und Manschetten von englischen Spitzen; die schwarzen Hände waren in weißen Handschuhen verpackt. Alle trugen weiße seidene Strümpfe mit durchbrochenen Zwickeln und Schuhe von weißem Atlas.

Nie in meinem Leben habe ich so viele Juwelen, Türksisen namentlich, Smaragden und Perlen, gesehen; sie waren mit geliebten Hals- und Armbändern buchstäblich beladen. Und Alles mußte von bestem Golde sein, denn der Neger ist darin stolzer als der Weiße.

Die Herren erschienen sämmtlich in schwarzem Frack. Der Schnitt dieser Fracks war allerdings etwas aus der Mode. Die Weste war meist von carmoisin Atlas, bisweilen von weißem mit eingestickten Blumen, oder auch von sehr blasser Farbe mit Silberstickereien. Weiße Cravaten und zeisiggelbe Handschuhe herrschten allgemein. Der Jabot vom feinsten Batist war reich mit guten Spitzen garnirt und aus denselben hervor bligte eine Nadel mit einem Solitaire. Die Stiefeln waren streng verpönt, wie es unter Leuten von Bildung sein muß; Alle trugen schwarzseidene Strümpfe und Schuhe. Die Herren hatten sich ferner, wie die Damen, mit einer Menge Schmuck, namentlich goldenen Ketten, beladen.

Die Neger haben die Gewohnheit, einander den Namen ihrer Herren beizulegen, und sie zeichnen selbst ihre Wäsche mit diesem Namen. Ich hörte also alle Augenblicke Namen nennen wie in dem aristokratischsten Salon: Frau Baronin von .., Herr Graf von ... Und wenn ich mich verwundert umsah, um die Genannten zu betrachten, bemerkte ich einen glänzenden, prächtigen, pompadurfarbten Neger von Congo mit einer hohen Frisur, oder eine schwarze Slavine, die zwanzig Ellen carmoisinrothen Atlas an sich trug.

Bei diesem Balle wurden nur die neuen französischen Tänze getanzt; die eigentlichen Negertänze kann man nur noch auf den Pflanzungen sehen. Ein solcher Negertanz dauert so lange ununterbrochen fort, bis der Tänzer niedersinkt. — Derselbe Reisende, der den obigen Ball schilderte, sah auch eine Negerin sieben Stunden hintereinander tanzen. Sie war etwa 26 Jahre alt, ziemlich häßlich, klein und hager; aus ihren Zügen sprachen glühende Leidenschaften. Als sie eine Stunde getanzt hatte, zitterte der Boden unter den regelmäßigen Tritten; ihr Körper war gewaltsam zu zwei Dritttheilen zurückgebogen und ihre unstillen Augen blickten zum Himmel auf; sie sang dazu ich weiß nicht welche unverständlichen Worte, die allmählig leiser und leiser erklangen; nach zwei Stunden waren ihre Augen stier geworden;

ihre Arme und Hände machten heftige und seltsame Gebärden, ihre Stimme war heiser und brachte keine articulirten Laute mehr hervor; nach drei Stunden war sie vorwärts geneigt, ihre flammenden Augen schienen den an der Trommel kauernden Neger festzubannen, die Stimme klang pfeifend über ihre zuckenden Lippen, der Körper richtete sich in zuckenden Bewegungen empor, die allmählig schwächer wurden; nach vier Stunden hatte die Tanzwuth die andern Neger angesteckt, die Negerin tanzte und tanzte, bis sie niedersank; aber auch da zuckten ihre Arme noch, ihr Kopf bewegte sich auf und nieder, die Augen drehten sich in ihren Höhlen herum, bis sie endlich ganz bewegungslos wurde. Es war ein schrecklicher Anblick.

(Ein Duell aus Dankbarkeit.) Die Gräfin Duberry galanten Andenkens besaß ein gutes Herz; sie benutzte ihren großen Einfluß häufig zu Gunsten der Unglücklichen, welche sich die Ungnade ihres königlichen Liebhabers zugezogen hatten, und ihre Audienzen, die sie ganz im Regligé auf ihrem Schlosse Luciennes gab, waren sehr berühmt.

Ein alter Edelmann aus Burgund fand sich einst auch zu einer dieser Audienzen ein, schlecht gekleidet und ohne einen andern Schmuck als das Ludwigskreuz.

„Madame,“ sagte er mit würdevoller Offenheit, „ich verhungere und gleichwohl läßt man mich auf die Pension warten, die man mir schuldig ist.“

— „Ich werde befehlen, daß man Sie bezahle,“ antwortete die Gräfin.

„Wird dies noch heute geschehen, Madame? Denn wenn man wartet bis morgen, muß ich mich hungrig niederlegen.“

Sie erschrak sichtbar.

— „Mein Herr,“ antwortete sie, „Se. Majestät hat mir gewisse Summen übergeben, um dieselben an seine treuen Diener zu vertheilen. Sie werden im Namen des Königs annehmen, was ich Ihnen in dem meinigen nicht zu bieten wagen würde.“ Die Gräfin nahm 50 Louisd'or und gab sie ihm. Er nahm sie gerührt, machte seinen Rock auf der Brust auf, um ihr zu zeigen, daß er kein anderes Kleidungsstück habe, verbeugte sich tief und ging.

Noch denselben Abend sprach die Gräfin mit dem Herzoge von Aquillon, der jenem Edelmann auf ihre Bitte ein Majorspatent sandte. Der alte Edelmann dankte ihr und die Gräfin vergaß ihn wieder, bis der Herzog nach einigen Tagen zu ihr sagte:

„Ich kann Ihnen Nachricht von Ihrem Schützlinge bringen; er hat sich gestern wegen einer schönen Dame geschlagen.“

— „Warum?“

„Weil man sie in seiner Gegenwart verläumdete.“

— „Wer ist die Dame, für die ein Mann in seinem Alter sich schlug?“

„Sie selbst sind es.“

— „O, er ist doch nicht verwundet worden?“



„Nein, aber ich habe ihn sogleich entlassen.“

— „Das ist ja schrecklich.“

„D beruhigen Sie sich, Madame; diejenigen, welche sich für Sie schlagen, verlieren ihre Stelle bloß, um eine bessere zu erhalten.“

Und so geschah es auch bei dem Edelmann.

### Generalcorrespondenz.

Einem französischen Improvisator wurde kürzlich in St. Omer eine schwere Aufgabe gestellt. Eine geistreiche Dame forderte ihn auf, ein vierzeiliges Gedicht zu machen, dessen drei erste Zeilen eine schwere Beleidigung enthielten, welche durch die vierte Zeile in ein Compliment verwandelt würde. Der Dichter hat um zwei Minuten Zeit und ehe diese verlaufen, war sein Gedicht fertig, das ungefähr so lautete:

Elise zählt kaum zwanzig Jahre  
Und sie ist Mutter ohne Satten,  
Auch ist es kein Geheimniß mehr,  
Denn laut verkünden es — die Armen. —

Constantinopel hat ein italienisches Theater erhalten und die Vorstellungen begannen in dem laufenden Monate. Das Haus kann 800 Personen fassen. —

Vor einigen Monaten verbrannte in Frankreich ein nach Havre bestimmter Fuhrmannswagen; wie man jetzt versichert, enthielt dieser Wagen eine Menge merkwürdiger und interessanter Gegenstände, welche der König von Neapel dem Prinzen Karl von Preußen geschickt hatte, antike Vasen, kostbare Waffen, in Herculanium und Pompeji ausgegrabene Gegenstände etc. Alles, was der Wagen enthielt, verbrannte oder wurde vernichtet. —

In Paris starb kürzlich einer der fruchtbarsten Bühnendichter, Theaulon (geb. 1787). Er hat theils allein, theils in Verbindung mit Anderen zweihundert und funfzig Stücke geschrieben, die sämmtlich mehr oder minder oft aufgeführt worden sind. —

Die Fischer an der Küste der Normandie und Bretagne wolen die Bemerkung gemacht haben, daß sich die Fische seit dem Sturze des Kaisers nicht mehr in so großer Menge als früher in den französischen Gewässern eingefunden hätten. Der wunderbar reichliche Ertrag der diesjährigen Fischerei hat diese abergläubische Idee nicht zu vernichten vermocht; jene Fischer sind vielmehr fester als je davon überzeugt und sagen, die Fische hätten sich nur wieder eingefunden, weil Napoleon nach Frankreich zurückgekehrt sei. —

Ein junger französischer Maler, Leon Coignet, hat ein Gemälde vollendet, welches in Paris das größte Aufsehen macht. Tintoretto, der berühmte venetianische Maler, hatte eine außerordentlich schöne Tochter, welche auch in der Kunst eines solchen Vaters würdig war, denn sie schuf bewundernswürdige Meister-

werke. Man sprach von Maria Tintoretta wie von Titian und alle vornehmen Herren wollten von ihr gemalt sein. Der Ruhm Marias blieb nicht auf Venedig beschränkt, er wurde ein europäischer und mehrere Höfe stritten sich um die Ehre sie zu besigen; aber alle Anerbietungen, wie glänzend sie auch sein mochten, konnten die Tochter Tintoretto's nicht bewegen, ihren Vater zu verlassen, denn der große Künstler zählte bereits achtzig Jahre und sein Glück war seine Tochter. Da starb sie plötzlich und der Schmerz des Meisters war grenzenlos. Er kniete an dem Bette nieder, auf dem die todt Tochter lag; die Quelle der Thränen war ihm versiegt und sein Schmerz fand keine Erleichterung bis der greise Maler sich erinnerte, daß er Tintoretto sei und zu seiner Palette griff. Da saß er, der Todten gegenüber und sein brennendes Auge richtete sich bald auf sein armes Kind, bald auf die Leinwand, auf der allmählig wie durch Zauberei ihr liebliches ruhiges Antlitz erschien. Oft zwar überwältigte ihn der Schmerz und er mußte aufhören; aber immer raffte Tintoretto sich wieder auf und griff von neuem zu seinen Farben. So verging die ganze Nacht. Eine Stunde nach der andern verkündete die ehrene Zunge der Glocken, Tintoretto hörte es nicht; er malte und malte bis das Werk vollendet war, dann schrieb er unten in die Ecke *Mia figlia Maria Tintoretta*.

Dieses schreckliche Drama, diese Scene aus dem Leben Tintoretto's ist es, welche Leon Coignet aufgefaßt und auf die Leinwand übergetragen hat. —

Der Herausgeber einer Zeitung in New-York, welcher das Zerspringen einer Kanone beschreibt, wodurch mehrere Personen gefährlich verwundet wurden, sagt: unser Berichterstatter, dem die rechte Hand dabei abgerissen wurde, befand sich glücklicherweise an Ort und Stelle, so daß wir im Stande sind, den Vorfall mit allen Umständen genau und der Wahrheit getreu zu erzählen. —

Bekanntlich traut nicht bloß der Schmir in Gretna-Green die Paare, die in dieser Absicht bei ihm erscheinen; es giebt noch mehrere andere Personen an der schottischen Grenze, die sich mit diesem einträglichen Geschäfte befassen. So sagte vor Kurzem eine Frau in Lockermouth aus, daß sie in den letzten sechs Jahren 1300 Paare getraut habe. —

Von Prof. Moritz Reisch's bekannter Gallerie zu Shakespeare's dramatischen Werken ist neuerlich wieder eine Abtheilung: die Umriffe zu Othello, erschienen. Auch hier war dem Künstler ein herrliches Feld zu geistreicher, treffender Veranschaulichung der großen Gedanken des Dichters geboten und wie früher ist ihm die Lösung dieser schwierigen Aufgabe wohl gelungen. Correcte Zeichnung, treffliche Auffassung der Handlung und Characteres, und eine eigenthümliche Gefälligkeit in der Darstellung zeichnen auch dieses Werk aus. B.



# Allgemeine Modes-Zeitung

N<sup>o</sup> 51.

Der äußerst billige Preis dieser wöchentlichen Zeitschrift, für den Jahrgang zu 104 Quartbogen, mit 64 Kupfern oder circa 600 Abbildungen der neuesten Pariser, Londoner und Wiener Moden, schnell nach deren Erscheinen, ist 6 Thlr. mit 116 Kupfern und



1841.

Stahlstichen, die Moden u. als Doppelkupfer: Portraits berühmter Menschen, Abbildungen von neuen Meubles, Fenster-Gardinen, Gartenverzierungen, Equipagen etc. enthaltend, 8 Thlr. Alle Buchhandlungen, Zeitungs-Expeditionen und Postämter nehmen Bestellungen an.

Redakteur: Dr. A. Diezmann.

Verlag von Baumgärtner's Buchhandlung in Leipzig.

Motto: Von dem Neuen das Neueste; von dem Guten das Beste.

## Die gothische Kapelle.

Von Alexander Dumas.

(Fortf. aus Nr. 50. des Bilder-Magazin.)

Nachdem Ferdinand vollkommen genesen war und durch den Gärtner Peppino, den er zu seinem Vertrauten machte, die Schlüssel, welche Cantarello von sich geworfen, in der Capelle hatte suchen lassen, nahm er sich vor, ohne Vorwissen seiner Aeltern, mit Peppino sein Abenteuer zu Ende zu bringen und das unterirdische Gewölbe in der Kirche zu durchsuchen. Er bezog deshalb das Schloß zu Belvedere wieder.

Die geheime Thüre am Pfeiler ließ sich leicht öffnen; dann zündeten die beiden jungen Männer, Ferdinand und Peppino, jeder eine Fackel an. So stiegen sie die Stufen hinunter und gelangten an die zweite Thüre, die ebenfalls leicht geöffnet wurde, aber auch einen so entsetzlichen Geruch heraus dringen ließ, daß Beide einige Schritte zurücktreten mußten. Nach einigen Minuten gelangten sie an eine dritte Thüre, die nicht verschlossen war. Don Ferdinand trat zuerst hinein und es bot sich ihm da ein so gräßlicher Anblick dar, daß er einen Ausruf des Entsetzens nicht zurückzuhalten vermochte.

Die dritte Thüre führte in ein niedriges kellerartiges Gewölbe, in welchem drei Leichname lagen, der eines Mannes, welcher durch eine Kette an die Mauer gefesselt war, der einer Frau, die auf einer Matratze lag, und der eines Kindes von etwa anderthalb Jahren das auf seiner Mutter ruhte.

Möglich glaubten sie einen leisen Klage laut zu hören; sie sahen sich genauer um; der Mann und die Frau waren wirklich todt, das Kind aber athmete noch; es lag an dem Arme der Mutter, an dem eine Ader geöffnet war und es schien von dem Blute getrunken zu haben. Die Frau war offenbar erst seit einigen Stunden, der Mann dagegen schon seit zwei bis drei Tagen todt und das Kind so schwach, daß es offenbar auch bald sterben mußte, wenn ihm nicht bald Hilfe geleistet wurde.

Ferdinand befahl deshalb Peppino, das Kind zu nehmen, verließ mit ihm das Gewölbe, das er wieder verschloß, und Beide kehrten so schnell als möglich nach dem Dorfe Belvedere zurück. Hier begab sich Ferdinand sogleich zu dem Richter, erzählte Alles, was ihm begegnet war, zeigte ihm das Kind und forderte ihn auf, sogleich mit ihm nach der Kapelle zu gehen und ein Protocoll über das Vorgefundene aufzunehmen. Das Kind wurde der Frau des Arztes übergeben, der dann ebenfalls mit nach der Kapelle ging.

Alles befand sich dort noch in dem vorigen Zustande. Der an die Mauer angeschmiebete Mann konnte fünf bis sechsunddreißig Jahre alt sein und schien die größte Anstrengung gemacht zu haben, seine Kette zu zerbrechen. Weder der Arzt noch der Richter kannten ihn.

Die Frau mochte sechs bis achtundzwanzig Jahre zählen. Ihr Tod schien ein sanfter gewesen zu sein; sie hatte sich mit einer Stricknadel eine Ader geöffnet,



offenbar um das Leben ihres Kindes zu verlängern, und war dann an Entkräftung gestorben. Wie der Mann war auch sie weder dem Arzte noch dem Richter bekannt.

An der Wand stand ein mit einem Rocke überhangener Stuhl, der, wie sich bei genauerer Untersuchung ergab, ein Loch verdeckte, das unten in der Mauer gegraben worden, aber nur erst fünf bis sechs Fuß tief war. Die herausgenommenen Steine und die Erde lagen unter der Matrage, wahrscheinlich um sie vor den Hüttern der Gefangenen verborgen zu halten. Man fand ferner eine Flasche, in welcher Del und ein Krug, in dem Wasser gewesen war, eine verloschene Lampe und einen Blechbecher. In der Mitte des Gewölbes stand ein Tisch und auf diesem Tische ein anderer Becher mit einer schwarzen Flüssigkeit. Unter dem Tische lagen einige Blätter Papier und eine Feder. Man bemerkte, daß die Blätter beschrieben waren, und fing sogleich an, den Inhalt derselben zu lesen, wie folgt:

Im Namen Gottes des Vaters, des Sohnes und des heiligen Geistes. Amen! Ich habe diese Zeilen in der Hoffnung geschrieben, daß sie irgend einem Barmherzigen in die Hände fallen. Wer er auch sein möge, wir beschwören ihn bei allem Heiligen, uns aus dem Grabe zu befreien, in welchem wir, mein Mann, mein Kind und ich, seit mehreren Jahren eingeschlossen sind, ohne auf irgend eine Weise diese gräßliche Pein verdient zu haben.

Ich heiße Teresa Centini, bin in Taormina geboren und jetzt etwa acht oder neunundzwanzig Jahre alt. Seit wir in dem Grabgewölbe eingeschlossen sind, in welchem ich schreibe, habe ich die Stunden nicht zählen, die Tage nicht von den Nächten trennen und die Zeit nicht messen können. Wir sind sehr lange hier; weiter weiß ich nichts.

Ich war in Catania bei dem Marchese von San Floridio, in dessen Hause ich mich befand als Milchschwester der jungen Gräfin Lucie. Diese starb 1778, glaube ich, aber die Marchesa wollte mich auch da nicht von sich lassen, bis sie endlich selbst verschied.

Der Herr Marchese erlaubte mir nicht, mich zu meiner Mutter zu begeben, ich mußte bei ihm bleiben zugleich mit dem Haushofmeister, dessen Vorfahren schon in der Familie gewesen waren und der das ganze Vermögen, so wie alle Geheimnisse derselben kannte. Dieser Mann hieß Gaetano Cantarello und der Marchese wollte mich mit demselben verheirathen, damit wir,

wie er sagte, bis zu seinem Tode bei ihm bleiben könnten.

Cantarello war ein Mann von 28 bis 30 Jahren, schön, aber etwas rauh. Es ließ sich gegen ihn nichts einwenden, auch besaß er für seinen Stand ein ansehnliches Vermögen und er war also für ein armes Mädchen gleich mir eine vortheilhafte Partie. Trozdem fühlte ich Widerwillen gegen den Mann und ich gestand mir, daß mir ein junger Winzer bei Paterno, Luigi Pollino, mit dem ich von Kindheit auf bekannt gewesen war, weit mehr gefalle; da aber auch meine Mutter den reichen Haushofmeister vorzog, so mußte ich mich in mein Schicksal ergeben.

Es war im Anfange des Jahres 1783 und unsere Hochzeit sollte im März gefeiert werden, als der 5. Februar, der Tag des entsetzlichen Erdbebens, erschien. Der Marchese von San Floridio konnte wegen der Sicht sein Zimmer nicht verlassen. Ich befand mich fortwährend in einem anstoßenden Gemache, um sogleich bei ihm zu sein, wann er etwas verlangte. Da begann unter schrecklichem Getöse mit einem Male das Haus zu wanken und die Wand, die mich von dem Marchese trennte, erhielt einen handbreiten Riß, während die entgegenstehende ganz zusammenbrach und die Zimmerdecke sich an jener Seite herabsenkte. Ich wollte entfliehen, hörte aber in derselben Zeit ein lautes Geschrei in dem Zimmer des Marchese. Ich blickte durch den Riß in der Mauer hindurch. Ein Balken hatte den Marchese am Kopfe getroffen und von seinem Stuhle herunter geworfen. Eben wollte ich zu ihm eilen, um ihm beizustehen, als ich Cantarello eintreten sah. Sein Gesicht nahm bei dem Anblicke des ohnmächtigen Herrn einen so furchtbaren Ausdruck an, daß ich mich entsetzte. Er sah sich um, als wollte er sich überzeugen, daß er allein sei, dann stürzte er nach dem Herrn hin, riß ihm die Schnur ab, welche seinen Hausrock zusammenhielt, schlang sie ihm um den Hals, kniete ihm auf die Brust und erwürgte ihn. Ich konnte mich eines unwillkürlichen Angstruses nicht enthalten. Cantarello blickte auf. „Ist Jemand hier?“ fragte er mit schrecklicher Stimme. Zitternd, halbtodt vor Furcht, schwieg ich und drückte mich in eine Ecke. Da Niemand erschien, so richtete ich mich bald wieder auf und trat von neuem an den Mauerriß. Der Marchese lag bewegungslos am Boden und schien todt zu sein. Cantarello stand vor einem Secretair, aus dem er mit vollen Händen Gold und Papiergeld nahm. Als er alle seine Taschen gefüllt hatte, riß er die Maistroh-



matraße aus dem Bette des Marchese, stürzte den Secretair und Stühle darauf, nahm einen Feuerbrand aus dem Kamine und zündete diesen Haufen an, worauf er forteilte. Auch in mir regte sich der Trieb der Selbsterhaltung; ich entfloh und gleich hinter mir brach die Treppe zusammen. In der Hausflur traf ich Cantarello, der mich fortziehen wollte, aber ich stürzte hilferufend auf die Straße hinaus, wo ich unter den fliehenden Tausenden den Mörder bald aus dem Gesichte verlor.

Als es Abend wurde und die Erschütterungen ein wenig nachließen, während die Trümmerhaufen noch brannten und rauchten, setzte ich mich ermattet nieder und gedachte der Schreckensscenen, die ich diesen Tag gesehen, als ich mit einem Male meinen Namen rufen hörte. Ich blickte auf und sah einen Mann, der wie wahnsinnig von einer Gruppe zur andern lief; es war Luigi. Ich stand auf und rief ihn; er erkannte mich, stürzte mit einem Freudenrufe auf mich zu, nahm mich auf seine Arme und trug mich fort wie ein Kind. In Contossi kaufte er ein Maulthier und auf diesem ritten wir weiter. Am andern Morgen kamen wir in Taormina an. Ich eilte zu meiner Mutter und sagte ihr, daß der Marchese todt und sein Palast verbrannt sei, daß ich ohne Luigi umgekommen sein würde und daß ich lieber sterben als dem Cantarello angehören wollte. Sie liebte mich und gab nach. Luigi trat ein, sie nannte ihn Sohn und es wurde beschlossen, daß ich am nächsten Tage seine Frau werden sollte.

Es war eine traurige Zeit zu einer Hochzeit. Obgleich das Erdbeben sich in Taormina minder heftig fühlbar gemacht hatte, als in Messina und Catania, so war die Stadt doch nicht frei geblieben und die Erschütterungen konnten jeden Augenblick stärker werden. Gott behütete uns indes diesmal und der Tag brach an, ohne daß ein ernstes Unglück geschehen war.

Es schlug zehn Uhr und wir begaben uns in zahlreicher Begleitung in die Kirche. Bei dem Eintreten glaubte ich einen Mann hinter einem Pfeiler in dem dunkelsten Theile der Kapelle zu bemerken und ich konnte, aus Ahnung wahrscheinlich, meine Augen nicht wieder von ihm abwenden.

Die Messe begann, in dem Augenblicke aber, als wir vor dem Altare niederknieten, trat jener Mann hinter dem Pfeiler hervor, schritt auf uns zu, stellte sich zwischen den Priester und mich und sprach:

„Diese Trauung kann nicht vollzogen werden.“

— „Cantarello!“ rief Luigi, indem er nach der

Tasche griff, um sein Messer zu suchen. Ich hielt ihm den Arm fest, ob ich gleich fühlte, daß ich selbst erbleichte.

„Stört die heilige Ceremonie nicht,“ sprach der Geistliche, „und entfernt Euch, wer Ihr auch sein möget.“

— „Die Trauung kann nicht vollzogen werden,“ wiederholte Cantarello in drohenderer und gebieterischerer Stimme.

„Und warum nicht?“ fragte der Geistliche.

— „Weil dies meine Frau ist,“ entgegnete Cantarello, indem er mit dem Finger auf mich deutete.

„Ich die Frau dieses Mannes!“ rief ich; „er ist wahnsinnig.“

— „Das bist Du, Teresa,“ entgegnete Cantarello kalt, „oder Du willst Dich vielmehr absichtlich nicht erinnern. Weißt Du nicht, daß der Marchese von San Floridio uns schon lange für einander bestimmt hatte und daß er uns am Tage vor dem Erdbeben, am 4., in seiner Kapelle trauen ließ in seiner Gegenwart, durch seinen eigenen Kaplan?“

Ich schrie laut auf, denn ich wußte, daß der Marchese und der Kapellan todt waren und also keiner von ihnen für mich zeugen konnte.

„Ist dem also, meine Tochter?“ fragte der Geistliche mit einem letzten Zweifel, indem er näher zu mir trat.

— „Bei Allem, was heilig ist in der Welt, mein Vater, betheure ich, daß dieser Mann lügt.“

„Und ich,“ fiel Cantarello ein, indem er die Hand nach dem Altare ausstreckte, „ich behaupte.“

— „Keinen falschen Eid!“ rief ich. „Haben Sie nicht schon Verbrechen genug begangen, die Sie vor Gott werden verantworten müssen?“

Cantarello zuckte zusammen und blickte mich stier an, als wollte er mir in die Seele schauen, sein Blick brachte mich aber dies Mal nicht in Verlegenheit, er gab mir vielmehr neuen Muth, denn ich erkannte in ihm Furcht.

— „Mein Vater!“ sagte ich zu dem Geistlichen, „dieser Mann ist ein armer Wahnsinniger, der mich geliebt hat, und ich kann das Verbrechen, dessen er sich heute schuldig machen wollte, nur seiner übergroßen Liebe zuschreiben. Laßt mich leise mit ihm sprechen, am Altare, in Gegenwart Aller und ich hoffe, er wird Reue fühlen und die Wahrheit gestehen.“

Cantarello lachte.

„Ich habe bereits die Wahrheit gesagt,“ entgeg-



nete er, „und keine Macht der Erde kann mich bewegen, anders zu sprechen.“

Gott gab mir eine unbekannte, ungewöhnliche Kraft, deren ich mich niemals fähig gehalten hätte. Alle Anwesenden bildeten einen weiten Kreis um uns her; nur Luigi stand mir näher, mit der Hand an dem Messer und verwendete keinen Blick von uns.

„Teresa,“ sagte Cantarello leise zu mir, „warum halten Sie das Wort nicht, das Sie dem Marchese gegeben haben? Warum zwangen Sie mich, zu diesem Mittel zu schreiten?“

— „Weil,“ antwortete ich und ich sah ihn unverwandt dabei an, „weil ich nicht die Frau eines Diebes und Mörders sein will.“

Cantarello wurde todtensbleich, aber bald erholte er sich wieder.

„Eines Diebes und Mörders?“ wiederholte er lachend; „wollen Sie sich näher erklären?“

— „Ich habe Ihnen nur eine einzige Erklärung zu geben,“ antwortete ich; „ich befand mich in dem Nebenzimmer und habe durch einen Riß in der Wand Alles gesehen.“

— „Was haben Sie gesehen?“ fragte mich Cantarello.

„Ich sah Sie in das Zimmer des Marchese eintreten, als ihn eben ein herabfallender Balken verlegt hatte; ich sah, wie Sie ihn mit der Schnur von seinem Hausrocke erwürgten; ich sah Sie den Secretair aufbrechen und Gold und Papier herausnehmen, dann die Meubles zusammen werfen und anzünden. Ich stieß den Schrei aus, der Sie erschreckte.“

— „Das Märchen ist nicht übel erfunden,“ entgegnete Cantarello, „und Sie hoffen wahrscheinlich auch, man werde daran glauben.“

„Allerdings, denn es ist kein Märchen, sondern schreckliche Wahrheit.“

— „Und der Beweis? Der Palast ist verbrannt, der Leichnam mit verzehrt, der Secretair mit dem Golde und den Papieren in Asche verwandelt. Also der Beweis..?“

Gott gab mir ein, darauf zu antworten: „So wissen Sie also nicht, was geschehen ist?“

— „Was ist geschehen?“

„Nachdem Sie die Stadt verlassen hatten, um Ihren Raub in Sicherheit zu bringen, vereinigten sich die Diener des Marchese und drangen in einer Zeit der Ruhe in sein Zimmer ein. Der Leichnam wurde unverlegt gefunden und in die Kapelle getragen, man

sieht an ihm noch deutlich die Spuren der Erwürgung. Der Secretair war allerdings in Asche verwandelt, die Papiere waren mit verbrannt, ja aber das Gold schmilzt und verbrennt nicht. Die Diener wußten, daß dieser Secretair viel Gold enthielt, und suchten darnach, aber vergebens. Ich werde angeben, wo man es finden kann.“

Cantarello stieß einen halb unterdrückten Ton des Zornes aus und schien einen Augenblick ungewiß zu sein, ob er mich, ohne Rücksicht auf die Folgen, auf der Stelle ermorden sollte.

„Wenn Sie eine Bewegung machen,“ sagte ich zu ihm, indem ich einen Schritt zurücktrat, „so rufe ich um Hilfe und Sie sind verloren.“

Cantarello schien einen Augenblick nachzudenken, dann fragte er: „und wenn ich mich entferne, wenn ich Sicilien verlasse, wenn ich Ihr Glück mit Luigi nicht ferner störe?“

— „Dann werde ich schweigen.“

„Was bürgt mir dafür?“

— „Mein Schwur.“

„Und selbst Luigi wird von dem Geschehenen nichts erfahren?“

— „So lange Sie uns in Ruhe lassen und nicht versuchen, unser Glück zu stören.“

„So schwören Sie.“

Ich streckte die Hand nach dem Altare aus und schwur bei dem Blute des Heilandes, keiner lebendigen Seele, selbst nicht in der Beichte, das Verbrechen zu entdecken, dessen Zeuge ich gewesen.

„Mein Vater,“ sagte Cantarello, während er von den Stufen des Altars heruntertrat, zu dem Geistlichen, „ich bin ein armer Sünder, vergeb mir und betet für mich; ich sagte eine Unwahrheit, das Mädchen ist frei.“

Darauf hüllte er sich in seinen Mantel, erreichte festen Schrittes die Thüre und verschwand. Die auf so seltsame Weise unterbrochene Ceremonie wurde vollendet. Wir bezogen das hübsche Haus Luigi's in der Nähe von Paterno. Cantarello sollte Sicilien verlassen haben; Niemand hatte ihn wieder gesehen. Uebrigens ahnte Niemand, daß der Marchese San Floridio ermordet worden sei.

Drei Jahre lang lebten wir in der glücklichsten Ehe und den einzigen Schmerz, den wir empfanden, verursachte uns der Tod unseres ersten Kindes; aber Gott schenkte uns ein zweites und wir vergaßen allmählig den ersten Verlust. Das Kind befand sich bei



einer Amme in Feminamorta, einem Dorfe ungefähr zwei Stunden von uns, und jeden Sonntag besuchten wir es.

In einer Decembernacht des Jahres 1787 wurde heftig an unsere Thüre geklopft. Luigi stand auf und fragte, wer poche. „Macht auf,“ sagte eine Stimme; „ich komme von Feminamorta und bin von der Amme Eures Kindes geschickt.“

Mich erfaßte die schrecklichste Angst, denn ein Bote um diese Zeit konnte nichts Gutes bringen.

Luigi öffnete. Auf der Schwelle stand ein Bauer.

„Euer Kind ist heute um fünf Uhr von Krämpfen befallen worden,“ sagte er, „und die Amme läßt Euch sagen, Ihr möchtet so schnell als möglich kommen, wenn Ihr es noch am Leben finden wolltet.“

Damit kehrte der Mann selbst wieder um. Wir kleideten uns eilig und weinend an, verschlossen unser Haus und brachen auf nach Feminamorta. Auf der Hälfte des Weges etwa wurden wir von vier Vermummten überfallen, die uns die Hände banden, uns den Mund verstopften und eine Binde über die Augen legten. So mußten wir in einen von zwei Maulthieren getragenen Tragsessel steigen und im Trabe ging es fort. Wir reisten so etwa vier oder fünf Stunden; dann öffnete man die Thüre des Tragsessels und wir fühlten an der Frische der Luft, daß wir uns in einer Grotte befinden mußten. Man nahm uns hier den Knebel aus dem Munde.

„Wo sind wir und wohin bringt man uns?“ fragte ich sogleich.

— „Trinkt und esset,“ sprach eine uns vollkommen unbekannte Stimme, während man uns die Hände frei machte; „trinkt und esset und denkt an sonst nichts weiter.“

Ich riß mir die Binde von den Augen. Wir fanden uns wirklich, wie ich vermuthet hatte, in einer Höhle; zwei Maskirte standen an dem Eingange mit Pistolen in der Hand, während zwei Andere uns Brod und Wein boten. Wir wiesen beides zurück, worauf man uns die Hände wieder band, die Binde über die Augen legte und uns in den Tragsessel brachte. Wie lange wir in der Höhle verbrachten, weiß ich nicht, wahrscheinlich einen Tag, da unsere Führer nur in der Nacht zu reisen wagten. Endlich öffnete man den Tragsessel wieder und machte uns den Knebel aus dem Munde. Ich bat sogleich um einen Trunk Wasser; man hielt mir ein Glas an den Mund, das ich auf einen Zug ausleerte, worauf man mir den Mund von

neuem verstopfte. Was ich getrunken hatte, weiß ich nicht; ich wurde aber ruhiger darnach und sank endlich in einen tiefen Schlaf.

Als ich erwachte, waren wir in dem Gewölbe, in dem wir uns noch befinden, ich frei, Luigi durch eine Kette an die Mauer gefesselt. Zwischen uns stand ein Tisch und auf diesem neben einigen Speisen, Wein, Wasser und Gläsern eine brennende Lampe. Luigi saß da, das Haupt auf beide Knie gestützt, und so tief in seinem Schmerz versunken, daß ich aufstand und zu ihm ging, ohne daß er es hörte. Endlich richtete er den Kopf empor und wir sanken uns einander in die Arme. Es war das erste Mal seit unserer Entführung, daß wir die Gedanken austauschen konnten. Beide waren wir überzeugt, die Opfer Cantarello's zu sein. Den ersten Tag mochten wir nicht essen. Luigi war verdrüsslich und stumm; ich saß neben ihm und weinte. Bald jedoch milderte sich dieser Schmerz durch den Gedanken, daß wir doch bei einander wären. Endlich aßen wir auch und dann stellte sich auch der Schlaf ein. So dauerte das Leben fort, nur ohne Licht und ohne Freiheit.

Luigi besaß eine Uhr; auf der Reise war sie in der zwölften Stunde stehen geblieben; er zog sie auf; sie zeigte uns zwar nicht die wirkliche Stunde an, wir konnten durch sie aber doch die Zeit messen. Nach vierundzwanzig Stunden machten wir mit einer Kohle, die wir da fanden, wo die Kette Luigi's in die Mauer geschmiedet worden war, einen Strich. So vergingen acht Tage. Da hörten wir mit einem Male Schritte, welche über einen langen Gang zu kommen schienen; sie näherten sich mehr und mehr und endlich wurde unsere Thüre geöffnet. Es erschien ein Mann, der in einen großen Mantel gehüllt war und eine Laterne in der Hand trug, — Cantarello. Er setzte frische Lebensmittel auf den Tisch, Brod, geräuchertes Fleisch, Wein, Wasser und Del. Das Letztere besonders war für uns kostbar, da es das Licht unserer Lampe unterhielt. Der Mann verließ uns wieder und verschloß die Thüre, ohne ein Wort gesprochen zu haben. Da ahneten wir, daß wir für unser ganzes Leben in dem Kerker bleiben sollten, denn die Flucht schien unmöglich zu sein. Dennoch verließ uns ungefähr ein Jahr lang die Hoffnung nicht ganz; ein Jahr lang entwarfen wir tausend Pläne zur Flucht. Pünktlich jede Woche erschien Cantarello und brachte uns die Lebensmittel. Wir gewöhnten uns allmählig an seinen Besuch und sahen ihm endlich mit Erwartung entgegen.



Die Hoffnung, die nie erlischt, flüsterte uns stets den Gedanken zu, bei dem nächsten Besuche würde Cantarello Mitleid mit uns haben. Aber die Zeit verging, Cantarello erschien immer mit demselben finstern unbeweglichen Gesichte und entfernte sich meist ohne ein Wort gesprochen zu haben. Wir bezeichneten fortwährend die Tage an der Mauer.

Ein zweites Jahr verging; wir saßen Stunden lang wie vernichtet da; nur Eins beschäftigte uns ernstlich: daß unsere Lampe nicht verlösche. Alles Uebrige war uns gleichgiltig geworden. Eines Tages warf Luigi seine Uhr, statt sie aufzuziehen, an die Wand; von da an konnten wir die Stunden nicht mehr messen und die Zeit existirte für uns nicht mehr.

Da ich jedoch bemerkt hatte, daß Cantarello regelmäßig alle acht Tage kam, so machte ich bei jedem seiner Besuche einen Strich; aber auch dieser nutzlosen Rechnung wurde ich müde.

Eine unbestimmte Zeit verging, wahrscheinlich mehrere Jahre. Ich wurde schwanger.

(Fortsetzung folgt.)

### Miscellen.

(Was eine schöne Stimme nützt.) Im vorigen Winter wurde ein junger russischer Baron von seinem Oheim, der einen diplomatischen Posten bekleidet, in vornehmen Häusern vorgestellt. Der junge Mann gefiel sich in diesen Kreisen und er würde sich glücklich geschätzt haben, wenn die Summe, welche ihm der Oheim gab, mit den Ausgaben in Uebereinstimmung gewesen wäre, zu denen ihn sein Rang und seine Verhältnisse nöthigten. Unter andern Vorzügen besaß der junge Baron eine sehr schöne Stimme. Eines Abends sang er in einer Gesellschaft, in welcher sich auch der Director eines der Pariser Theater befand, der zu dem jungen Manne sagte: „wenn Sie minder glänzend in der Welt gestellt wären, könnten Sie auf der Bühne Ihr Glück machen.“

— „Würden Sie mich engagiren?“

„Sogleich.“

— „So achten Sie weder auf meinen Namen noch auf das Vermögen, das Sie bei mir nur muthmaßen, und machen Sie mir einen schriftlichen Antrag.“

„Morgen sollen Sie ein Engagement erhalten, das Sie bloß zu unterzeichnen brauchen.“

Am andern Tage erhielt der junge Baron wirklich den Entwurf zu einem Contracte und er begab sich damit sogleich zu seinem Oheim.

„Meine Gläubiger belästigen mich auf unausstehliche Weise,“ sagte er.

— „Desto schlimmer für Dich,“ antwortete der Oheim; „das ist Deine Sache; seh' zu, wie Du Dich mit ihnen vergleichst.“

„Ich möchte mich allerdings mit ihnen vergleichen, aber dazu brauche ich Geld, eine Kleinigkeit, 10,000 Francs.“

— „Zehntausend Francs nennst Du eine Kleinigkeit? Nun wenn eine solche Summe in Deinen Augen so wenig ist, so wird Dir es nicht schwer werden, sie herbeizuschaffen. Auf mich rechne aber in keinem Falle.“

„Das ist Ihr letztes Wort?“

— „Ich werde davon nicht weichen.“

„Ich war im Voraus davon überzeugt und habe deshalb auch bloß auf mich gerechnet. Es fehlt mir zum Glück nicht an Hilfsmitteln.“

— „Welche besigest Du denn, wenn ich fragen darf?“

„Ich weiß, daß Sie von Ihrem Neffen eine geringe Meinung haben, weil er nichts von der Politik versteht. Wir leben aber zum Glück in einer Zeit, in welcher man auch auf andern Wegen zu Vermögen gelangen und sein Glück machen kann.“

— „Willst Du einen Handel anfangen?“

„Nein, ich werde mich der Kunst widmen.“

— „Wie verstehst Du das?“

„Sie wissen, daß ich eine hübsche Stimme habe; man hat mir eine ansehnliche Summe dafür geboten; ich nehme sie an und werde mein Talent auf der Bühne geltend machen.“

— „Du ein Comödiant? Willst Du den Namen schänden, den wir beide tragen?“

„Es bleibt mir keine Wahl und ich will lieber einem Theater angehören, als in dem Schuldgefängnisse sitzen. Hier ist der Contract, den man mir bietet; 15,000 Francs. Sage; damit kann ich anständig leben.“

Der Diplomat zitterte bei dem Gedanken, seinen Namen auf den Theaterzetteln gedruckt zu sehen; er bezahlte deshalb die Schulden seines Neffen und verdreifachte die demselben ausgelegte Summe. Der junge Baron hatte somit seinen Zweck erreicht.

(Die Hexenprozesse in England.) In Schottland wurden in weniger als 40 Jahren über 17,000 Personen als Hexen und Hexenmeister gerichtet. Mit der Thronbesteigung Jacobs begann die Verfolgung auch in England. Dr. Grey erzählt, er habe selbst ein Verzeichniß von 3000 Personen durchgesehen, die allein während des langen Parlamentes hingerichtet wurden. Während der ersten 80 Jahre des siebzehnten Jahrhunderts betrug die Zahl der wegen Verbindung mit dem Bösen Hingerichteten jährlich 500, im Ganzen also die entsetzliche Anzahl von vierzigtausend. In dieser Zeit zeichnete sich auch ein merkwürdiger Mensch, Matthew Hopkins, als Hexensfinder, aus. Ueberall, wo von einer Hexe die Rede war, fand sich sicherlich auch dieser Mann ein. Dadurch vergrößerte sich sein Ruf und er nahm endlich den Namen „Hexensfinder-General“ an, unter welchem Titel er in ganz England bloß zu dem Zwecke umherreiste, Hexen ausfindig zu machen. In einem Jahre brachte er sechzig arme Personen auf den Scheiterhaufen. Er reiste als vornehmer Mann mit mehreren Bedienten auf Kosten des Staates. Für jede Hexe,



die er ausfindig machte, erhielt er eine besondere Belohnung. — Die letzte Hinrichtung dieser Art erfolgte im Jahre 1716. —

(Das Perletrinken.) Bekannt ist, daß Cleopatra eine kostbare Perle auflösete und trank, weniger bekannt dürften die beiden andern Beispiele von gleicher thörichtcr Verschwendung sein. Sir Richard Whittington ahmte das Beispiel der Cleopatra bei einem Festmahle nach, das er dem Könige Heinrich V. gab, und Sir Thomas Gresham trank, als die königliche Börse in London eröffnet wurde, die Gesundheit der Königin Elisabeth in Wein, in welchem ein großer Diamant aufgelöst war.

(Reliquien berühmter Männer.) Nicht bloß die Reliquien von Heiligen werden verehrt, man trieb und treibt auch mit Reliquien von andern Personen einen wahren Fetischdienst. Als ein Beispiel kann die Begierde dienen, mit welcher das Volk von Neapel irgend etwas von dem unglücklichen Masaniello zu erhalten suchte. Die Fischerkleidung, die er getragen, wurde von dem Pöbel in tausend kleine Stücke zerrissen, um dieselben als Reliquien aufzubewahren; eine Schaar von Weibern hob die Thüre seines Häuschens aus und zerhieb sie in Stücke, um dieselbe zu Bildern u. c. verarbeiten zu lassen. Die armseligen Geräthe des Häuschens erhielten weit höhern Werth als die kostbarsten Gegenstände eines Patasies; die Erde, auf welcher er gewandelt war, wurde für geweiht angesehen, in kleine Phiolcn gesammelt, mit Gold aufgewogen und als Amulet auf der Brust getragen. Zu den verehrtesten Reliquien der neuern Zeit gehören Shakespeares Maulbeerbaum, Napoleons Trauerweide und der Tisch in Waterloo, an welchem der Kaiser seine Depeschen schrieb. Schnupstabsdosen aus Shakespeares Maulbeerbaum sind vergleichsweise selten, obgleich weit mehrere gemacht worden sind, als jener Baum hergab. Dasselbe gilt von dem Tische Napoleons; der ächte ist längst zerschnitten und verschwunden und nach ihm ein volles Duzend neuer, die für den ächten galten. Manche bewahren einen einfachen Spahn davon auf, andere haben sich das Holz in Ringe u. c. fassen lassen. Noch höher aber steht im Werthe eine Schnupstabsdose, die aus des Kaisers altem Mahagonisarge verfertigt worden ist. Und wallfahreten nicht viele nach der Wartburg, um die Reliquien von Luther zu sehen, nach Wien, um das Koller Gustav Adolphs zu betrachten u. c.; hat man nicht neuerdings in Leipzig eine Weste Schillers gefeiert und als kostbare Reliquie aufbewahrt? — was sicherlich den Spott nicht verdient, den man darüber ausgeschüttet hat. Hätte England eine solche Reliquie von seinem Shakespeare, sie würde in Gold gefaßt und das Wallfahrtsziel aller Dritten und Verehrer des großen Dichters.

(Eine neue Eroberung der Mode.) Die Mode hat sich ein neues großes Reich erobert, die große Insel Madagaskar. Die Königin der Hovas dort hat nämlich in Paris große Bestellungen von allerhand Schmucksachen für sich und ihren Hof gemacht, die gegenwärtig in Paris ausgestellt sind und eine Menge

Neugieriger anlocken. Die Kleider dieser — wilden — Königin sind von rothem Sammet oder der feinsten rothen Wolle, mit Seide in derselben Farbe gefüttert und sämmtlich mit kostbaren Goldstickereien nach Zeichnungen bedeckt, die aus Tananarivo — der Hauptstadt der Königin — zu diesem Zwecke gesendet wurden. Zu einer dieser Zeichnungen brauchte man für 5000 Fres. Gold. Die Schuhe sind ebenfalls roth und mit Gold gestickt, wie die Strümpfe von der feinsten Seide und die Handschuhe. Die Kleidungsstücke für die hohen Würdenträger am Hofe von Tananarivo übertreffen an Reichthum alles, was man bisher in dieser Art gesehen hat: Schapskas von rothem und grünem Sammet, mit Gold gestickt und verziert wie die Kopfbedeckung der französischen Lanciers, vergoldete Helme und Anzüge, die auf allen Nähten mit Gold bedeckt sind. Für den Oberbefehlshaber der Truppen der Hovas sieht man eine Uniform von grünem Sammet mit doppelt so vielem Golde als die schon so reichen der französischen Marschälle haben; auch die dazu gehörigen weißen Beinkleider sind an den Seiten mit Gold gestickt, wie vorn auf der Fußbiege die großen Reiterstiefeln von rothem Maroquin. Für die Priester giebt es seltsame hohe mit Edelsteinen und Glöckchen beladene Kopfputze, Gürtel von Gold, mit Crocodilzähnen besetzt, Halsbänder, welche fast den ganzen Rücken und die ganze Brust bedecken; für die Hofdamen Halsbänder aller Art und in allen Formen, Ohrgehänge und Ringe; für die Offiziere Decorationen, große Epauletten und Gürtel, welche aussehen wie Oberstenepaulettes, die um den Leib herumgehen. Auch Meubles hat die Königin sich in Paris fertigen lassen, unter andern einen Sessel, der ihr als Thron dienen soll, und einen Palankin, in welchem sie sich an festlichen Tagen und bei religiösen Ceremonien in den Straßen ihrer Hauptstadt herumtragen lassen will. Auch der Sonnenschirm, der ihr Schatten geben soll, wenn sie zu Ross ihre Truppen mustert, ist ein Muster von Zierlichkeit und Dauerhaftigkeit, roth und reich mit Gold gestickt. — Alle diese Gegenstände wurden unter der Aufsicht des Herrn Delafalle gearbeitet, der lange auf Madagaskar lebte und von der Königin mit diesem Auftrage nach Paris gesandt wurde.

### Generalcorrespondenz.

Die Tulpenwuth, die im siebzehnten Jahrhunderte einen so hohen Grad erreicht hatte, ist noch immer nicht ganz verschwunden. Noch im Jahre 1835 wurde in London eine Tulpenzwiebel, Miß Fanny Remble genannt, in einer Auction mit fünfhundert Thalern bezahlt und in dem Catalog eines Gärtners zu Chelsea ist eine andere gar zu dem Preise von zwölfhundert Thalern notirt. — Bei dieser Gelegenheit erwähnen wir den nachtheiligen Einfluß des Steinkohlenrauches auf die Gartenzucht. Manche Blumenarten, die gelbe Rose z. B., blühen nicht in einem Umkreise von zehn (engl.) Meilen um London. —

Die „Himmelfahrt“ von Rafael, die schönste Zierde des Vaticanus und früher in Paris, hatte bisher noch kein Künstler, weder in Frankreich, noch in Italien, in der natürlichen Größe zu



copiren gewagt. Dieses Meisterwerk besitzt so wunderbare Schönheiten, daß die geschicktesten Künstler verzweifeln, denselben nahe zu kommen. Carlo Sonti aus Verona hat endlich den Muth und das Glück gehabt, das Gemälde in der Größe des Originals zu copiren. Die Bewunderung, welche diese Copie bei der Ausstellung in Neapel erregte, war so groß, daß der römische Hof sich veranlaßt gefunden hat, ein Decret zu erlassen, das jedem Künstler verbietet, das Original in der natürlichen Größe zu copiren. Die einzige Copie befindet sich in Paris und soll für die prachtvoll ausgeschmückte Magdalenenkirche angekauft werden. —

Vor ungefähr einem Jahre wurde ein gewisser James Cole von den Assisen in New-York zu funfzehnjährigem Gefängnisse verurtheilt, wo er als Tischler arbeitete. Bald aber wurde er es müde, zum Vortheile des Staates zu arbeiten, und er nahm sich vor, seine Geschicklichkeit zu benutzen, um seine Freiheit zu erlangen; dazu erfann er denn eine seltsame List, deren Opfer er beinahe geworden wäre. Nachdem er seinen Körper gehörig gemessen, bauete er sich eine Kiste, in welche er sich bequem legen konnte, wie in einen Sarg. Eine Seite konnte innen mit Haken verschlossen werden. Als die Kiste fertig war, schrieb er die Adresse und „zerbrechlich“ darauf, dann sagte er einem Diener im Gefängnisse, die Kiste an Bord des Schiffes zu bringen, das zunächst nach New-York absegle; endlich legte er sich in die Kiste hinein und es begann nun für ihn eine Reihe von Unannehmlichkeiten, auf die er nicht gerechnet hatte. Er hatte anzugeben vergessen, auf welche Seite die Kiste gelegt werden müsse, so daß er bei dem Transporte auf das Schiff eine Stunde lang mit dem Kopfe zu unterst lag; dann brachte man die Kiste, um die „zerbrechliche“ Waare nicht zu beschädigen, in die Kajüte und stellte sie dicht an den Ofen, der ihm so warm machte, daß er zweimal ohnmächtig wurde. Um das Unglück voll zu machen, litt das Schiff unterwegs Schaden, so daß es in einen Hafen einfahren mußte, um Ausbesserungen vorzunehmen, und Cole, statt Freitags, erst den nächsten Montag in New-York ankam. Und wenn nur wenigstens die Freiheit die Frucht so vieler Leiden gewesen wäre! Dem sollte aber nicht so sein. Sobald man die Entweichung Coles aus dem Gefängnisse bemerkte, ahnte man den Zusammenhang der Sache; es wurde ein Mann nach New-York geschickt, der sich an Bord des Schiffes begab, die Kiste öffnete und den halberstickten Cole hervorzog, um ihn wieder in Gewahrsam zu bringen. —

Der riesenhafte Bau eines Tunnels bei London unter der Themse von einem Ufer zum andern ist am 18. Novb. beendet worden und er wird nun bald der allgemeinen Benutzung übergeben werden. —

Man kann mit Recht sagen, Baden-Baden sei ein Sammelplatz von Bewohnern aller Länder der Erde; in der abgelaufenen Saison, vom 1. Mai bis 31. October, befanden sich 22,096 Fremde dort, darunter 163 Fürsten mit ihrem Gefolge, 4631 Badener und 5178 andere Deutsche, 97 Ungarn und Böhmen,

3556 Engländer, 5650 Franzosen, 632 Russen, 476 Holländer, 252 Belgier, 753 Schweizer, 81 Dänen, 33 Schweden und Norweger, 178 Italiener, 35 Spanier, 12 Portugiesen, 5 Griechen, 5 Moldauer, 45 Polen, 272 Amerikaner, 6 Asiaten und 8 Afrikaner. —

Die Geschichte des Mannes mit der eisernen Maske war bisher mit einem dichten Schleier verhüllt. Saint-Mars führte dieses Opfer der Leidenschaften von Bastille zu Bastille und verließ es erst, als der Sarg das Geheimniß umschloß. Es konnte also nur ein Zeuge sprechen und dieser Zeuge hat gesprochen. Herr Billiard, ehemaliger Präfect und unter dem Kaiserreiche im Ministerium des Innern angestellt, veröffentlicht jetzt in den französischen Zeitungen die Erzählung von Saint-Mars, in welcher es heißt: „die Astrologie hatte ihr Laboratorium in dem Louvre aufgeschlagen; Katharine von Medicis hatte die geheimen Wissenschaften in die Wohnung der Könige eingeführt; Anna von Oesterreich schenkte an einem von Factionen umgebenen Hofe den Irrthümern ihrer Zeit Glauben, wie Ludwig XIII. den Wahrsagungen glaubte. Zwei Hirten hatten ihm prophezeit, die Königin würde Zwillinge zur Welt bringen und diese würden eines Tages die Ursache großer Unruhen im Reiche werden. Der König faßte deshalb den Entschluß, das zweite Kind zu entfernen, um einen Bürgerkrieg zu verhindern. Anna von Oesterreich versprach, sich in den Willen des Königs zu fügen. Die Königin wurde wirklich von zwei Knaben entbunden. Der zweite Sohn Annas von Oesterreich wurde dem Saint-Mars übergeben, welcher ihn nicht wieder verließ.“ — Ist dieses Actenstück ächt, und es hat noch keine französische Zeitschrift die Aechtheit bezweifelt, so wäre jenes geschichtliche Räthsel mit einem Male gelöst.

Man kann annehmen, daß in London während der Season (März bis Mai) wöchentlich wohl mehr als tausend Gemälde aus einer Hand in die andere gehen. In den Auktionsälen der Herrn Christie und Manson, Phillips &c. kommen alljährlich die schönsten Sammlungen zum Verkauf. Jeden Freitag und Sonnabend sind alsdann diese Säle von Kauflustigen gedrängt voll. Zu einer besuchten Auction, in welcher die Gemälde hohe Preise erreichen, ist es nothwendig, daß die zu versteigernde Gemälde-Sammlung eines großen Rufes besonders in England genossen habe. In gewöhnlichen Auctionen treiben gewisse Cotterien von Kunsthändlern ihr Unwesen, welche in einer Gesellschaft zusammengetreten sich gegenseitig nie überbieten, so daß sie zusammen, oft zu sehr geringen Preisen, durch den Zuschlag in den Besitz von schönen Kunstwerken kommen, die sie dann später nochmals unter sich verauctioniren und wovon sie den sich herausstellenden Mehrbetrag unter sich theilen. Die Speculanten, welche ohne besondere Verbindungen in England zu besitzen, Gemälde vom Continent zum öffentlichen Verkauf hinübersenden, sind um so mehr regelmäßig die Opfer dieser verächtlichen Manipulationen, als die englischen Liebhaber gewöhnlich so wenig eigene Kunstkenntniß besitzen, daß sie nie ohne Zuziehung eines Kunstverständigen (Expert) kaufen, der immer auch Händler — ist.



# Allgemeine Moden-Zeitung

N<sup>o</sup> 52.

Der äußerst billige Preis dieser wöchentlichen Zeitschrift, für den Jahrgang zu 104 Quartbogen, mit 64 Kupfern oder circa 600 Abbildungen der neuesten Pariser, Londoner und Wiener Moden, schnell nach deren Erscheinen, ist 8 Thlr. mit 116 Kupfern und



1841.

Stahlstichen, die Moden u. als Doppelkupfer: Portraits berühmter Menschen, Abbildungen von neuen Meubles, Fenster-Gardinen, Gartenverzierungen, Equipagen etc. enthaltend, 8 Thlr. Alle Buchhandlungen, Zeitungsexpeditionen und Postämter nehmen Bestellungen an.

Redakteur: Dr. A. Diezmann.

Verlag von Baumgärtner's Buchhandlung in Leipzig.

Motto: Von dem Neuen das Neueste; von dem Guten das Beste.

## Nicht zu übersehen!

Um das durch Schalttage bewirkte, zu frühzeitige Erscheinen der Nummern unserer Zeitschrift zu beseitigen, versenden wir in nächster Woche eine überzählige 53te Nummer, worauf wir hiermit ergebenst aufmerksam machen.

Leipzig, den 13. Decbr. 1841.

Baumgärtner's Buchhandlung.

### Die gothische Kapelle.

Von Alexander Dumas.

(Fortsetzung.)

Eines Tages sah mich Cantarello auf meinem Bette sitzen und mein armes Kind stillen. Bei diesem Anblicke, der ihm ganz unerwartet kam, zuckte er zusammen und mir war es, als nähme sein finsternes Gesicht einen mildern Ausdruck an. Ich fiel ihm zu Füßen und sagte:

„Versprechen Sie mir, daß mein Kind nicht für immer in diesem Kerker begraben sein soll, und ich verzeihe Ihnen.“

Er zögerte einen Augenblick, dann strich er mit der Hand über die Stirn und sagte: „ich verspreche es.“

Bei seinem nächsten Besuche brachte er mir alles das mit, was ich zur Bekleidung meines Kindes brauchte. Ich nahm indes sichtlich ab und eines Tages erbot sich Cantarello, mich mit sich hinauszunehmen, damit ich freie Luft schöpfe. Ich schlug es ab, ich weiß nicht aus welcher unklaren Besorgniß. Nach acht Tagen

brachte mir Cantarello einen vollständigen Mannesauszug und erbot sich von neuem, mich hinaus zu führen. Ich willigte ein, kleidete mich an und folgte ihm. Er legte mir eine Binde über die Augen, die ich aber abriß, sobald ich fühlte, daß wir im Freien waren.

Ich sank auf meine Knie, so schön kam mir die Welt vor. Es mochte vier Uhr früh sein; der Tag fing an zu grauen, die Sterne erloschen allmählig und die Sonne zeigte sich hinter einer kleinen Hügelkette; zu meiner Linken sah ich Ruinen, zur Rechten Wiesen und einen Fluß, vor mir eine Stadt und hinter dieser Stadt das Meer. Wir waren aus einer Kirche herausgekommen, wie ich schon vorher vermuthet hatte; ich kannte sie nicht und wußte durchaus nicht, wo ich mich befand. Wir gingen in ein Dorf und in ein Haus, dessen Bewohner Cantarello zu kennen schienen und wo eine junge Frau mein Geschlecht errieth. Cantarello aber sagte in strengem Tone: „es ist ein junger Mann, dem der Aufenthalt im Seminar nicht zusagt und den ich bisweilen, um ihn zu zerstreuen, mit ins



Freie nehme.“ Nach kurzer Zeit gingen wir weiter und nach einer halben Stunde standen wir wieder an der Thüre der Kirche, wo mir Cantarello von neuem die Augen verband. Bald darauf befand ich mich wieder bei Luigi und meinem Kinde.

„Hast Du keine Hoffnung gefunden?“ fragte Luigi.

— „Höre mich an,“ antwortete ich. „Eine der beiden Frauen, von denen ich Dir erzählt habe, die jüngere, betrachtete mich mit Theilnahme; ihr müßten wir uns zu entdecken suchen, wer und wo wir sind.“

„Aber wie?“

Auf dem Tische lagen zwei Blätter weißen Papiers, in welches Obst gewickelt gewesen war. „Wir müssen,“ sagte ich, „alles Papier, das wir erhalten, aufbewahren und verbergen. Ich schreibe darauf unsere unglückliche Geschichte und suche eines Tages, wenn Cantarello mich mit sich nimmt, diese Papiere der jungen Frau in die Hand zu bringen.“

Dieser Plan wurde befolgt, aber es vergingen vier Monate, ehe Cantarello wieder davon sprach, mich mit sich zu nehmen. Endlich erbot er sich wieder, mich bei seinem nächsten Besuche hinauszuführen. Er fand mich an dem bestimmten Tage bereit. Er verband mir wiederum die Augen und Alles geschah wie bei dem ersten Male. Wir gingen nach dem Dorfe zu und traten in jenes Haus. Die beiden Frauen waren zugegen. Auf einem Tische stand ein Schreibzeug mit Federn. Ich lehnte mich an den Tisch und steckte langsam eine Feder ein. Cantarello sprach unterdeß leise mit der jungen Frau. Nach zehn Minuten gingen wir weiter und machten den Spaziergang, wie das erste Mal. Ich äußerte den Wunsch, Garn und Stricknadeln zu haben, und er versprach, mir das Gewünschte zu bringen.

An der Thüre der Kapelle verband er mir die Augen von neuem. Wir gingen vierzig Schritte. Cantarello schien einen Schlüssel aus der Tasche zu nehmen und die Thüre zu suchen. Ich zog schnell die Binde etwas von den Augen und sah, daß wir uns links von dem Altare befanden; die Thüre muß zwischen den beiden Pfeilern sein. Cantarello hatte nichts bemerkt und wir erreichten unser Gefängniß bald wieder.

Am andern Tage nahm ich einen der zinnernen Becher, verdünnte in demselben etwas Ruß mit Wasser, nahm meine Feder und fing an zu schreiben. Falteten diese Blätter Jemandem in die Hände, so befreie er sich, uns zu befreien.

Im Namen des Vaters, des Sohnes und des heiligen Geistes. Amen!

Unter diesen Worten befand sich ein Kreuz, dann ging die Erzählung weiter; nur die Form war verschieden. Es waren nicht mehr Erinnerungen von zehn, acht, sechs, vier oder zwei Jahren, sondern tägliche Bemerkungen, Gefühle des Augenblickes, welche in derselben Zeit, in welcher sie empfunden wurden, auf dem Papiere verzeichnet worden waren:

Heute kam Cantarello wie gewöhnlich; außer den gewöhnlichen Lebensmitteln brachte er das Garn und die Stricknadeln mit, welche er mir versprochen hatte; die beschriebenen Blätter und die Feder waren versteckt, die beiden Becher standen gereinigt auf dem Tische und er bemerkte nichts. Ach, mein Gott, schütze uns!

Drei Wochen sind vergangen und Cantarello er bietet sich nicht, mich hinaus ins Freie zu führen. Sollte er Verdacht hegen? Unmöglich. Heute blieb er länger als gewöhnlich und er blickte mir scharf in das Gesicht; ich fühlte, daß ich erröthete, als könne er die Hoffnung auf meiner Stirn lesen. Da nahm ich mein Kind auf den Arm, wiegte es und sang, um meine Verlegenheit zu verbergen.

„Ah, Sie singen,“ sagte er; „Sie befinden sich also doch nicht so schlecht hier als ich glaubte?“

— „Es ist das erste Mal, seit ich hier bin.“

„Wissen Sie, wie lange Sie sich in diesem Gewölbe befinden?“ fragte Cantarello.

— „Nein,“ antwortete ich; „die zwei oder drei ersten Jahre zählte ich die Tage; ich sah aber, daß es nutzlos war, und hörte auf, mir diese Mühe zu geben.“

„Es sind beinahe acht Jahre,“ sagte Cantarello.

Ich seufzete und Luigi murmelte eine Verwünschung vor sich hin. Cantarello hörte es, drehte sich um, sah Luigi mit Verachtung an und zuckte die Achseln. Ohne weiter ein Wort zu sprechen, ging er.

Acht Jahre also sind wir in dieser Grabeshöhle eingeschlossen gewesen! Ach mein Gott, mein Gott, Du hast es aus seinem eigenen Munde gehört; acht Jahre! Und was haben wir verbrochen, um so zu leiden? Nichts, Du weißt es wohl, mein Gott.

Heilige Madonna, bitte für uns!

Ach, hört mich, hört mich Ihr, deren Namen ich nicht kenne, Ihr meine einzige Hoffnung, habt Mitleiden mit meinen Schmerzen, hört, erhört mich!

Cantarello ging hinaus. Dritthalber Monat war vergangen, ohne daß er von etwas sprach; heute end-



lich versprach er mir, in acht Tagen mich mit sich zu nehmen. In acht Tagen will er mich abholen; in acht Tagen wird ein anderer Mensch von unserem Schicksale hören und uns vielleicht seine Theilnahme schenken. — Meine Schwester in Jesus, verlaß mich nicht!

Du wirst diese ganze Geschichte nach meiner Entfernung bei Dir finden. Bei meinem ewigen Heile, bei dem Grabe meiner Mutter, bei dem Haupte meines Kindes, es ist die reine Wahrheit, das was ich Gott sagen werde, wann er mich zu sich beruft, und bei jedem meiner Worte wird der Engel, der meine Seele an den Fuß des Thrones des Allerhöchsten begleitet, mit einer Thräne des Mitleides sagen: Herr, es ist wahr.

Höre also; sobald Du die beschriebenen Blätter gefunden hast, gehe zu dem Richter und sage ihm, daß eine Viertelstunde von ihm drei Unglückliche schmachten, die seit acht Jahren lebendig begraben sind, ein Mann, eine Frau und ein Kind. Wenn Cantarello Dein Verwandter oder Dein Freund ist, so sage dem Richter Nichts weiter als dies und ich schwöre bei der Madonna, daß, bin ich aus dem Grabgewölbe heraus, kein Wort der Anklage über meine Lippen gehen soll; ich schwöre es bei dem Kreuze, das ich hier mache, und Gott möge mich strafen an meinem Kinde, wenn ich dem Schwure untreu werde.

Sage ihm nichts als: hier in der Nähe leben drei menschliche Wesen unglücklicher als je ein Mensch gewesen ist; wir können sie retten; nehmt Hebebäume und Zangen; es giebt vier Thüren, vier feste Thüren, die geöffnet werden müssen, ehe wir zu ihnen gelangen. Kommt, ich weiß wo sie sind, kommt. Und wenn er zögert, falle vor seine Knie nieder, wie ich im Geiste vor den Deinigen liege, und beschwöre ihn, wie ich Dich beschwöre.

Dann wird er kommen, denn welcher Mensch, welcher Richter würde sich weigern, drei seines Gleichen zu retten, besonders wenn sie unschuldig sind? Er wird kommen, Du gehst vor ihm her und führst ihn gerade nach der Kirche, die einzeln steht.

Deffne die Thüre und führe den Richter nach der Kapelle rechts, nach der, wo über dem Altar ein heiliger Sebastian zu sehen ist; seid Ihr an den Altar gekommen, so werdet Ihr links zwei Pfeiler sehen. Zwischen diesen Pfeilern muß sich die Thüre befinden. Vielleicht sehet Ihr sie nicht sogleich, denn sie ist sehr geschickt versteckt, wie mir schien; vielleicht wenn Ihr

an die Wand klopft, verräth sich irgend ein Eingang, denn die Mauer selbst bildet ihn; der Eingang ist gewiß da, laßt Euch nicht irre machen. Entginge er zuerst Euren Nachforschungen, so zündet eine Fackel an und haltet sie an die Wand, Ihr werdet dann gewiß ein kaum bemerkliches Schlüßelloch finden. Klopfet daran, klopfet daran; vielleicht hören wir Euch und wir erfahren, daß Ihr da seid; das wird uns Hoffnung und Mut geben. Ihr wißt, daß wir auf Euch warten, daß wir für Euch beten, ja für Dich, für den Richter, für alle unsere Befreier, wer sie auch sein mögen; ich will für sie Alle beten alle Tage meines Lebens, wie ich in diesem Augenblicke bete.

(Beschluß folgt.)

### Miscellen.

(Die Freunde der Lafarge.) Jede Meinung, jede Ansicht bildet in unsern Tagen Parteien; es ist bekannt, daß es sogar eine Partei Lafarge giebt. Diese Leute erinnern uns an das, was in England dem Lord Castlereagh geschah, als er sich zur Zeit des Processes der Königin Caroline einst in das Unterhaus begab. Die Königin Caroline war trotz ihren Fehlritten bei dem Volke sehr beliebt und man wußte, daß Lord Castlereagh gegen sie sei. Eine aufgebrachte Volksmenge umringte den Wagen des Lords und wollte denselben zu dem Rufe zwingen: es lebe die Königin Caroline!

Der Lord ließ den Kutschenschlag öffnen, trat auf den Tritt und deutete der Menge durch eine Geberde an, daß er sich in ihren Willen fügen wolle; er schwenkte darauf seinen Hut und rief: Hurrah for the queen! And may all your wives be like her! (Es lebe die Königin und mögen alle Euerer Weiber ihr gleichen!)

(Die Rhonds.) Der Lieutenant Macpherson hat ein wildes Bergvolk in Ostindien, in der Nähe von Bengalen, das bisher fast ganz unbekannt war, näher beschrieben und namentlich über die bei demselben gebräuchlichen gräßlichen Menschenopfer ausführliche Mittheilungen gemacht. Um die Gunst des Gottes der Erde zu erlangen, opfern die Rhonds eine große Anzahl menschlicher Wesen, denn nur durch Menschenblut ist sein Born abzuwenden. Fast jeder Ort schlachtet in der Zeit des Säens und vor der Ernte ein Opfer, so wie bei jedem Unfalle Menschenblut vergossen wird. Die Opfer werden geraubt oder auch gekauft. Jedem Opfer geht ein dreitägiges Fasten voraus. Man zerbricht dem Meria (so heißt der, welcher geopfert werden soll) vorher die Arme und Beine, damit er bei der Opferung selbst keinen Widerstand leiste, da das Opfer ein freiwilliges zu sein scheinen muß. Man legt ihn auf die Erde und hält ihn auf derselben durch ein halbgespaltenes Holzstück fest, in das man seine Brust klemmt, bis er stirbt. Dann stürzen die Anwesenden auf ihn, reißen ihm



das Fleisch von den Knochen und jeder trägt ein Stück auf sein Feld, damit es fruchtbar werde.

(Eine Abmietherin.) Eine bekannte pariser Schauspielerin bewohnte in der Nähe der Hauptstadt ein kleines Sommerhaus, vergaß aber die Miethe dafür zu entrichten. Das Haus wurde verkauft, der neue Besitzer ging endlich nach sechs Monaten, so lange hatte er Geduld gehabt, zu seiner Abmietherin und sagte ihr: „mein Fräulein, Sie wollten meinen Vorgänger nicht bezahlen, Sie bezahlen auch mich nicht; verlassen Sie mein Haus, ich mache unter dieser Bedingung auf den rückständigen Mietzins keinen Anspruch.“

„Ach Herr,“ antwortete die Schauspielerin, „was sagen Sie? Ich bin an die allerliebste Wohnung gewöhnt, meine Freunde kennen den Weg daher, ich kann mich nicht entschließen, das Haus zu verlassen. . . Hören Sie mich an: — ich will mir lieber eine Erhöhung der Miethe gefallen lassen.“

(Ein Opium essender Fürst.) Ein englischer Gesandter, der vor Kurzem an den Hof eines mahomedanischen Fürsten in Indien geschickt wurde, sah sich bei seiner Ankunft durch eine Reihe prachtvoller Zimmer hindurch in ein kleines Gemach geführt, dessen Verzierung und Meubles an Reichthum Alles übertrafen, was er bis dahin gesehen hatte. Man ließ ihn allein. Bald darauf erschienen zwei reich gekleidete Männer, welche vor einem kostbaren Tragsessel hergingen, welchen Sklaven trugen. Auf diesem Lager befand sich eine menschliche Gestalt, die man für einen Leichnam hätte halten können, hätte der Kopf sich nicht bisweilen bewegt. Zwei Beamte trugen Teller von Goldbraut, auf welchen ein Becher und eine Flasche standen. Der Gesandte glaubte der unfreiwillige Zeuge einer Begräbnisfeierlichkeit zu sein und wollte sich entfernen; er wurde aber bald enttäuscht, denn die beiden Beamten hoben dem Liegenden den Kopf empor und gossen ihm etwas aus dem Becher in den Mund. Nachdem dies fünf bis sechs Mal wiederholt worden war, öffnete die Gestalt die Augen, trank selbst und nach einer Stunde setzte sie sich auf. Der Mann redete sodann den Gesandten in persischer Sprache an. Nach zwei Stunden war er vollkommen fähig, sich selbst mit den schwierigsten Angelegenheiten zu beschäftigen. Der englische Gesandte nahm sich da die Freiheit, ihn über die seltsame Scene zu fragen, deren Zeuge er gewesen war. „Ich genieße schon lange Opium,“ antwortete der Monarch, „und bin allmählig in diesen beklagenswerthen Zustand verfallen. Drei Viertel des Tages verbringe ich in der Erstarrung, in welcher Sie mich gesehen haben. Ich kann mich dann weder bewegen, noch sprechen, habe aber mein Bewußtsein und ergöße mich in dieser Zeit an den reizendsten Bildern der Phantasie. Ich würde indes aus diesem Zustande nicht erwachen, hätte ich nicht treue Diener, die bei mir wachen. Sobald sie an meinem Pulschlage erkennen, daß mein Herz kraftlos wird, wann mein Athem fast aufhört, reichen sie mir wieder Opium, wie Sie gesehen haben.“

Ich habe in den letzten vier Stunden mehrere Unzen zu mir genommen und in Kurzem werde ich wieder in meine gewöhnliche Erstarrung verfallen.“

### Generalcorrespondenz.

Die modischen Kutscher in Paris wollen keine andern Wagen mehr fahren als solche, welche ein Wappen am Schlage haben. Vor Kurzem wollte ein außerordentlich reicher Mann einen solchen Kutscher in Dienst nehmen und bot ihm einen ungewöhnlich hohen Lohn, aber der wunderliche Mann weigerte sich mit den Worten: „Wenn der Herr nur wenigstens Baron wären, würde ich in Ihren Dienst treten.“ — Ein anderer Kutscher erschien bei Madame Thiers und fragte: „Lassen Sie sich ausstechen?“ — „Was verstehen Sie darunter?“ — „Ich frage, ob Sie einen andern Wagen an dem Ihrigen vorüberfahren lassen?“ — „Nein, das dulde ich nie.“ — „In diesem Falle kann ich an treten.“ —

Das neue, längst erwartete Lustspiel von Scribe, *Une chaine à rompre*, ist vor einigen Tagen endlich in Paris zum ersten Male aufgeführt worden und man verspricht ihm einen eben so großen Erfolg als das „Glas Wasser“ gefunden hat. Der Inhalt ist der Hauptsache nach folgender: ein bereits berühmter Künstler (Musiker), Emerich, hat seine hohe Stellung nur der Protection der schönen Herzogin von St. Ceran zu verdanken. Diese, von ihrem Gemahl längst verlassen, besucht die Gesellschaften nur, um der peinigen den Langeweile der Einsamkeit zu entgehen. Aus dem Verhältnisse der Herzogin und des Künstlers entwickelt sich allmählig gegenseitige Liebe; nach einem Jahre aber ist das Herz Emerichs bereits wieder erkaltet, um so mehr, da er im Grunde eigentlich nie aufgehört hat, seine hübsche Cousine zu lieben. Um sich mit dieser zu verheirathen, entschließt er sich, mit der Herzogin zu brechen, ohne aber zu bedenken, wie schwer es ist, die Bande zu zerreißen, die an eine schöne, liebende, unglückliche Frau fesseln, welcher man Alles verdankt. Der Herzog von St. Ceran ist der Freund Emerichs und der Pathe des jungen Mädchens und er besonders betreibt die Verheirathung der jungen Leute. Er weiß wohl, daß sein Freund in einem schwer zu lösendem Verhältnisse steht, kennt aber die Dame nicht. Emerich versucht den schweren Schritt und es folgen nun Scenen, in welchen Scribe seinen ganzen an Hilfsmitteln so reichen Geist aufgeboten hat, um Verwickelungen zu schaffen und zu lösen, Angst, Besorgniß und Lachen herbeizuführen, bis die Herzogin endlich selbst sich entschließt, das junge Paar zu vereinigen und mit ihrem Gemahl gleich darauf nach den Antillen abzureisen. Es befindet sich in dem Stücke eine komische Person, ein Advokat, der Freund Emerichs, der voll von eifersüchtiger Bewunderung für die große Welt und seinen Freund ist, welcher mit Herzoginnen auf vertrautem Fuße lebt; der arme Teufel aber wird in tausend Verlegenheiten verwickelt und erkennt bald, welche Last es ist, von einer vornehmen Dame geliebt zu sein. —



# Allgemeine Modes-Zeitung

N<sup>o</sup> 53.

Der äußerst billige Preis dieser wöchentlichen Zeitschrift, für den Jahrgang zu 104 Quartbogen, mit 64 Kupfern oder circa 600 Abbildungen der neuesten Pariser, Londoner und Wiener Moden, schnell nach deren Erscheinen, ist 6 Thlr. mit 116 Kupfern und



1841.

Stahlfischen, die Moden u. als Doppelkupfer: Portraits berühmter Menschen, Abbildungen von neuen Meubles, Fenster-Sardinien, Gartenverzierungen, Equipagen etc. enthaltend, 8 Thlr. Alle Buchhandlungen, Zeitungsexpeditionen und Postämter nehmen Bestellungen an.

Redakteur: **Dr. A. Diezmann.**

Verlag von **Baumgärtner's Buchhandlung** in Leipzig.

Motto: Von dem Neuen das Neueste; von dem Guten das Beste.

## Nicht zu übersehen!

Um das durch Schallttage bewirkte zu frühzeitige Erscheinen der wöchentlichen Lieferungen unserer Zeitschrift zu beseitigen, versenden wir hiermit eine überzählige 53ste Nummer, worauf wir ergebenst aufmerksam machen.

Leipzig, den 13. Decbr. 1841.

**Baumgärtner's Buchhandlung.**

### Die gothische Kapelle.

Von Alexander Dumas.

(Schluß.)

Ich möchte Deinen Namen kennen, um ihn hundert Mal in meinem Gebete zu erwähnen. Aber Gott, der Alles weiß, weiß auch, daß ich nur für Dich bete.

Es ist etwas geschehen, was nicht vorgekommen ist, seit wir hier sind. Cantarello kam zwei Tage hintereinander. Hatte man ihn verfolgt? Ahnete er etwas? Muthmaßet Jemand unser Dasein und sucht uns ausfindig zu machen?

Cantarello trat ein, als wir ihn am wenigsten erwarteten. Zum Glück war das Papier versteckt. Er trat ein, sah sich rings um, klopfte an alle Wände und sagte, nachdem er sich überzeugt hatte, daß Alles in dem ersten Zustande sich befand: „ich kam wieder, weil ich vergessen hatte Ihnen zu sagen, daß Sie bei meinem nächsten Besuche mit mir hinausgehen können, wenn Sie es wünschen.“

Dann sah er sich von neuem um, und endlich ging er. Wir hörten ihn die Thüren verschließen. Et-

wa zehn Minuten darauf vernahmen wir einen Knall, wie von einem Pistolenschusse. Ist dies ein Signal, das man uns giebt?

Seit vier oder fünf Tagen ist nichts wieder geschehen; meiner Berechnung nach muß Cantarello morgen kommen, um mich abzuholen. —

Mein Gott, was ist geschehen? Wenn ich mich nicht irre — und das ist kaum möglich — so ist der Tag vorüber, an welchem Cantarello kommen sollte. Auch unsere Lebensmittel sind erschöpft und er kommt nicht. . . Sollten wir noch zu etwas Schlimmerem ausgespart sein, als wir bisher erduldet haben? Ich wage es kaum, mir selbst zu sagen, was ich fürchte. Sollen wir den Hungertod erleiden?

Die Zeit vergeht, er kommt nicht; alles bleibt still. Ich will gern hier bleiben mein Leben lang und das Licht des Himmels entbehren. Aber er hatte versprochen, mein Kind hinauszubringen, mein armes Kind!

Wo ist er, der Mann, den ich sonst nur mit Schauer betrachtete und den ich jetzt erwarte, wie einen rettenden Gott? Ist er krank? Herr, gieb ihm seine



Gesundheit wieder. Ist er gestorben, ohne Zeit zu haben, Jemandem das schreckliche Geheimniß unseres Grabes anzuvertrauen? Ach mein Kind, mein armes Kind!

Es ist uns noch ein einziges Stück Brod übrig. Luigi sagt, er hungere nicht, und giebt es mir. Ich nehme es nur meines Kindes wegen, dem ich mein Blut zu geben entschlossen bin, wenn ich keine Milch mehr habe.

Ach noch etwas Schrecklicheres! Das Del ist aufgezehrt, unsere Lampe verlöscht; das Dunkel des Grabes wird unserm Tode vorher gehen; unsere Lampe war das Licht und das Leben; das Dunkel wird der Tod und der Schmerz sein.

Ach, nun da keine Hoffnung mehr ist für unsern Körper, so betet Ihr, die Ihr einmal in dieses schreckliche Grabgewölbe herabkommen werdet... Gott, die Lampe erlöscht! — betet für unsere Seelen!

Hier endigte das Manuscript; die letzten Worte waren in einer andern Richtung geschrieben als die andern, offenbar im Finstern. Was später geschehen war, weiß nur Gott; aber der Todeskampf mußte schrecklich gewesen sein.

Das Stückchen Brod, welches Luigi seiner Frau überlassen, hatte das Leben Teresas um etwa zwei Tage zu verlängern vermocht, denn der Arzt erkannte, daß zwischen dem Tode des Mannes und jenem der Frau etwa sechsunddreißig bis vierzig Stunden vergangen waren. Diese Verlängerung des Lebens der Mutter hatte auch das Leben des Kindes verlängert und daher kam es, daß das schwächste dieser drei Geschöpfe allein noch lebte.

Das Manuscript wurde in dem Gewölbe selbst gelesen, das Zeuge des Todeskampfes Teresas und Luigis gewesen war; es ließ keinen Zweifel und kein Dunkel übrig über alle die Ereignisse, welche geschehen waren, und als Don Ferdinand seine Aussagen hinzufügte, war Alles in den Augen Aller klar und verständlich. Don Ferdinand fand bei seiner Rückkunft in das Dorf das Kind bereits besser. Dann schickte er sogleich einen Boten nach Feminamorta, um sich zu erkundigen, was aus dem ersten Kinde Luigis und Teresas geworden sei, und er erfuhr, daß sich dasselbe noch immer bei den braven Leuten befände, denen es anvertraut worden war. Das Geld für die Erziehung desselben war immer pünktlich durch eine unbekannt Hand, ohne Zweifel durch Cantarello, ausgezahlt worden. Don Ferdi-

nand erklärte, daß in Zukunft seine Familie für die beiden unglücklichen Waisen sorgen, so wie die Kosten der Beerdigung Luigis und Teresas bestreiten würde.

Nachdem dies geschehen war, glaubte Don Ferdinand, nun dürfe er sich wohl auch mit seinem Glück beschäftigen. Er begab sich mit dem Richter, dem Arzte und Peppino nach Syracus und während die letztern dem Marchese erzählten, was in der Kapelle von Belvedere geschehen sei, nahm Ferdinand seine Mutter bei Seite und gestand ihr, daß er bei seinem Aufenthalte in dem Kloster der Ursulinerinnen in Catanea sein Herz verpfändet habe.

Sobald der Marchese allein war, ließ ihn seine Gemahlin um eine Unterhaltung unter vier Augen ersuchen. Der Augenblick war gut gewählt; der Marchese ging mit großen Schritten in seinem Zimmer auf und ab und wiederholte, sein Sohn habe den Muth des Achilles und die Klugheit des Ulysses gezeigt. Die Marchesa theilte ihm sofort das Gesändniß mit, Don Ferdinand wünsche sich mit der jungen Gräfin von Terra Nova zu verbinden, die sich in dem Ursulinerinnenkloster in Catanea befände, aber den Schleier noch nicht genommen habe. Der Marchese meinte, er sehe kein Hinderniß, das einer solchen Vermählung entgegenstehe, da der Graf von Terra Nova nicht bloß einer seiner besten Freunde sei, sondern auch einen der geachteten Namen Siciliens führe. Man ließ deshalb Don Ferdinand, um ihm die Einwilligung seines Vaters mitzutheilen, rufen. Der Marchese ließ nur einige Worte über die Mitgift der schönen Carmela fallen, die, wenn er sich recht erinnere, sehr unbedeutend sein würde, da die Familie Terra Nova in den auf einander folgenden Unruhen Siciliens fast gänzlich ruinirt worden sei. Don Ferdinand beruhigte indeß über diesen Punkt seinen Vater, indem er sagte, Carmela habe einen unbekannt Verwandten, der ihr sechzigtausend Dukaten zur Mitgift gäbe. In einem Lande, wo das Erstgeburtsrecht gilt, war dies ein sehr bedeutendes Vermögen für ein Mädchen, besonders für ein solches, das einen ältern Bruder hatte. Der Marchese machte deshalb auch durchaus keine Einwendung mehr und, da er überdies nicht zu denen gehörte, welche die Angelegenheiten auf die lange Bank zu schieben pflegen, so befahl er sofort die Pferde bereit zu halten und begab sich noch denselben Tag zu dem Grafen von Terra Nova.

Der Graf liebte seine Tochter sehr; er hatte sie nur aus dem Grunde in das Kloster gethan, um nicht



gezwungen zu sein, zu ihrem Gunsten das Erbe seines Sohnes zu verringern, der den Namen und die Ehre der Familie aufrecht zu erhalten hatte und dazu alles brauchte, was die Familie besaß. Er erklärte deshalb, er sähe kein Hinderniß, welches dieser Vermählung entgegenstehe, außer den Umstand, daß er Carmela keine Mitgift zu geben im Stande sei. Der Marchese antwortete lächelnd darauf, das sei eine Sache, die ihn angehe. Die beiden Männer gaben einander darauf sofort ihr Wort und die Sache war in Richtigkeit.

Der Marchese kehrte nach Syracus zurück. Don Ferdinand erwartete ihn mit einer Ungeduld, von der man sich wohl eine Vorstellung wird machen können, und hatte, um ja durchaus keine Zeit zu verlieren, bereits sein bestes Pferd satteln lassen. Sobald er erfahren hatte, daß Alles seinem Wunsche gemäß geordnet sei, umarmte er den Marchese, küßte seine Mutter, eilte die Treppen hinunter, wie ein Wahnsinniger, schwang sich auf sein Pferd und jagte im Galopp nach Catania hin.

Vier Stunden später war er in Catania und es versteht sich von selbst, daß die Superiorin aus Verwunderung, Carmela aber aus Freude beinahe in Ohnmacht gefallen wären.

Drei Wochen darauf wurden die jungen Leute in der Kathedrale von Syracus getrauet, da Don Ferdinand nicht wünschte, daß die heilige Handlung in der Kapelle der San Florido stattfinde, weil er fürchtete, das Blut, das in derselben vergossen worden war, könnte ihnen Unglück bringen.

Nachdem alle Feierlichkeiten und Festlichkeiten vorüber waren, begab man sich in das Haus Santarellos, fand den mit einem Kreuze bezeichneten Stein zu Füßen des Bettes, hob ihn auf und entdeckte darunter die sechzigtausend Dukaten.

Das war die Mitgift, welche Ferdinand seiner Frau zuerkannt hatte.

### Miscellen.

(Ein tragischer Vorfall in der Kathedrale zu Mailand.) Die amerikanische Schriftstellerin Miss Sedgwick erzählt in ihren Reisebriefen: Wir wanderten wohl eine Stunde lang in der Marmorwildniß dieses Riesengebäudes umher. Einmal blieb C—i stehen, legte seine Hand auf eine Balustrade und fragte: „hören Sie gern tragische Geschichten?“ Wir drangen in ihn, seine Geschichte zu erzählen, und er fuhr fort: „vor zwei Jahren war ein junger Mann aus Mailand in ein sehr vertrautes

Verhältniß mit einer jungen verheiratheten Dame der Stadt getreten und der Mann derselben wurde endlich eifersüchtig und für die Liebenden gefährlich. In ihrer Leidenschaft und Verzweiflung kamen sie überein, sich auf diese Stelle des Thurmes zu begeben und sich von da hinunterzuschürzen. Beide fanden sich zu der verabredeten Stunde ein; als aber die Dame vor sich diesen gräßlichen Tod sah, in welchen sie gewilliget hatte, waren ihre Nerven nicht stark genug und sie versuchte, ihrem Geliebten zu entfliehen. Sein Entschluß dagegen blieb unerschütterlich, denn eine Stunde lang verfolgte er die Geliebte, die auf den Gallerien und über die Terrassen hin entflohen, die langen Treppen hinaufeilte oder hinabschlüpfte, sich bald versteckte, bald aus ihrem Versteck hervorstürzte, um weiter zu fliehen. Endlich ergriff er sie doch; während sie laut um Hilfe schrie, umschlang er sie mit seinen Armen und stürzte sich mit ihr von dieser Balustrade hinunter.“ Man braucht nur hinunter zu sehen, um sich den graufigen Tod der Liebenden vorstellen zu können.

(Neue Entdeckungstreife.) Der Engländer George Grey, der zwei Reisen in unbekannte Gegenden Australiens unternahm, hat fast mehr Ungemach aller Art ertragen, als irgend ein Reisender vor ihm und die Beschreibung seiner Reisen liefert man fast mit der Spannung, wie der Knabe Robinsons Abenteuer liefert. Gleich im Anfange, als er in Australien ans Land gehen wollte, erkrankte er beinahe. Er und die Seinigen bedurften der Ruhe, aber an Schlaf am Tage war nicht zu denken wegen der Fliegen, die ihnen um das Gesicht summteten. Den Mund zu öffnen, sagt er, war gefährlich; sie flogen hinein und verschwanden auf räthselhafte Weise, um gleich darauf durch heftigen Hustenanstoss herausgetrieben zu werden; wurden die Augen aufgethan, so fanden die Fliegen ihren Weg hinein und erregten durch ihr Saugen Entzündung; ebenso wenig blieb die Nase vor ihren Angriffen sicher. An einer andern Stelle wurden sie von Myriaden kleiner Ameisen gepöbeln, die über sie hinkrochen, durch Muskitos, die sie stachen, und durch häßliche Landkrabben, die von Zeit zu Zeit über die Schlafenden hinwegkrochen und sie mit den Scheeren beschnitten und knippen, um zu versuchen, ob sie genießbar wären. Die Reisenden hatten förmliche Schlachten mit den Eingeborenen zu bestehen, litten bald Durst, bald Hunger, mußten sich auf Inseln flüchten und dieselben trotz dem heftigsten Sturme verlassen, weil sie kein Trinkwasser enthielten etc. Einmal vergruben sie Nahrungsmittel an der Küste, um auf dem Rückwege versorgt zu sein, als sie aber die Stelle wieder erreichten, sahen sie, daß das Meer den Küstenthail mit allen Vorräthen weggespült hatte. Kurz die Reisenden erfuhren jedes Ungemach, das den Menschen betreffen kann; sie waren aber auch, als sie zu ihren Freunden zurückkamen, so verändert, daß sie Niemand wieder erkannte. Die Eingeborenen halten, wie Grey erzählt, die Weißen für die Gezeiten der Schwarzen und dieser Umstand veranlaßte eine ziemlich komische Scene; „es kam,“ erzählt Grey, „eine Prozession auf uns zu, an deren Spitze zwei Weiber gingen. Die älteste eilte zu mir, sah mir einen Augenblick in das Gesicht und rief: io,



wahrhaftig, er ist es.“ Dann umarmte sie mich, und weinte bitterlich. Ich wußte nicht, was dies alles zu bedeuten habe, duldete indes die Liebkosungen, obgleich die Frau alt, häßlich und gräßlich schmutzig war. Zuletzt küßte sie mich auf beide Wangen gerade eben so, wie es eine Französin gethan haben würde. Endlich ließ sie mich zu meiner großen Freude los und sagte mir, ich sei der Geist ihres Sohnes. Ihre jüngere Begleiterin war meine Schwester, die mich indes nicht küßte. Meine neue Mutter äußerte so große Freude über meine Rückkehr als meine wahre Mutter nur immer hätte äußern können. Zuletzt umarmten mich auch meine neuen Brüder und mein Vater, so nämlich, daß sie die Arme um mich schlugen, ihr rechtes Knie an mein linkes, ihre Brust an die meinige drückten und in dieser Stellung eine ziemlich lange Zeit ganz ernsthaft und unbeweglich aushielten. — Eine andere Eigenthümlichkeit dieser Wilden besteht darin, daß sie bei jeder Gelegenheit singen; sie singen, wenn sie zornig sind, wenn sie sich freuen, wenn sie trauern, wenn sie hungern und wenn sie satt sind. Der Gesang ist der allgemeine Trost.

(Neue Einladungsweise.) Wie die Engländer auf ihren Einladungskarten nur die zwei Worte haben: at home (zu Hause), so ist es jetzt in Paris allgemein Sitte, auf die Einladungskarten zu setzen: Monsieur et Madame resteront chez eux le .. (Herr und Mad. .. werden den .. zu Hause bleiben.)

### Generalcorrespondenz.

In England hält ein gewisser Cootes Wettläufe mit Pferden in Folge von einer Wette, die darin besteht, zuerst sechs (engl.) Meilen zurückzulegen und dabei über hundert Barrieren zu springen. Das erste Mal gewann der Mensch, das zweite Mal das Pferd. Der Mensch behauptet aber in den Zeitungen, das Pferd habe seinen Sieg nur dem Umstande zu danken, daß die Barrieren bei dem zweiten Male nur 3 F. statt 3½ F. hoch gewesen wären. Außerdem beklagt er sich über die Zuschauer, weil sich diese nicht unparteiisch gezeigt, sondern jeden glücklichen Sprung des Pferdes, nicht aber des Menschen beklatscht hätten. —

In Berlin macht die neu eingerichtete Wohnung des bortigen russischen Gesandten durch ihre Pracht Aufsehen und man behauptet, es sei noch nie eine Diplomatenwohnung mit solchem Luxus eingerichtet gewesen. Im untern Geschoß wohnt der Gesandte. Im obern befindet sich ein wahrhaft fürstliches Empfangslocal; eine herrliche polirte weiße Marmortreppe führt hinauf. Alle Zimmer haben Spiegelscheiben, von denen eine einzige das ganze Fenster bildet. Diese sandte der Kaiser aus Petersburg. Außer einer Anzahl prächtiger Gemächer enthält das Haus auch vier große Säle, drei zum Speisen und einen Tanzsaal. Der letztere ist in weißem polirtem Stucmarmor, mit großem Goldrahmen, der die Wand in Felder theilt, höchst prachtvoll ausge-

führt und wird durch eine Blumengalerie in Glaswänden, welche vor der Fensterreihe in dem ganzen Hause hinläuft, wahrhaft zauberisch verschönert. —

Wir haben bereits erwähnt, daß es in Belgien und Frankreich wieder Mode wird, die Hochzeiten auf das pomphafteste, mit großem Aufwande und mehrere Tage hinter einander zu feiern. Jetzt berichten die Zeitungen von einer solchen großartigen Hochzeit in der Bretagne. Es waren über 500 Gäste geladen und alle diese Gäste begleiteten das Brautpaar auf Pferden, die mit Bändern u. s. w. herausgeputzt waren, zur Kirche. Unter den Rindern, Hammeln und Hühnern war ein fürchterliches Blutbad angerichtet worden und man aß, trank, tanzte, spielte und jubelte ganze acht Tage lang. —

Gleich anderen englischen Sitten findet auch eine sehr schlechte allmählig in Frankreich Eingang, die nämlich, daß Männer ihre Frauen verkaufen. Vor Kurzem kam sogar in einem Dorfe der Fall vor, daß ein Vater seine Tochter für 1000 Fres. verkaufte und sich 5 Fres. Draufgeld geben ließ. Am andern Tage reuete ihn zwar der Handel und er wollte denselben rückgängig zu machen suchen, aber der Käufer war zum Rücktritte nicht zu bewegen und der Verkäufer hat sich deshalb an das Gericht gewendet, das den Handel cassiren soll. —

Die galvanische Kraft hat eine neue Anwendung gefunden, an die wohl bisher Niemand gedacht hatte, nämlich zum Schutze der Pflanzen vor Würmern und Schnecken. Man bedient sich dazu zweier Ringe, eines von Zink und eines von Kupfer, die an einander passen und um die Pflanze gelegt werden, die den Schutz erhalten soll. Sobald die Würmer u. c. in Berührung mit dem Kupfer kommen, erhalten sie einen galvanischen Schlag und fallen herunter. Der Apparat wirkt bei nassem und trockenem Wetter und ist fortwährend in Thätigkeit. Der Erfinder, der Engländer Gutherb, bedient sich desselben schon ein Jahr und versichert, daß jede so geschützte Pflanze frei geblieben sei. —

Vor einem Gerichtshofe kam kürzlich folgender burlesker Vorfall vor. Ein Advokat hielt seine Rede vor dem Gericht und hatte schon lange gesprochen, als er mit einem Male inne hielt und ankündigte, er habe erst kurz vorher den Auftrag erhalten, einen Kollegen zu ersetzen, und bemerkte eben, daß er die Sachen verwechselt und seinen Gegner vertheidiget habe, statt ihn zu bekämpfen. Er wollte eben anfangen, in dem entgegengesetzten Sinne fortzusprechen, als man dem Gerichte meldete, die Parteien hätten sich eben unter einander verglichen. —

Das Papiergeld ist wahrscheinlich eine weit ältere Erfindung als man bisher geglaubt hat; die Chinesen, welche die meisten unserer wichtigsten Erfindungen vor uns gemacht haben, scheinen auch einen Anspruch auf die Erfindung des Papiergeldes zu haben, denn schon in einem alten Reiswerke von 1611 wird chinesisches Papiergeld beschrieben. —